Jahrbuch

der

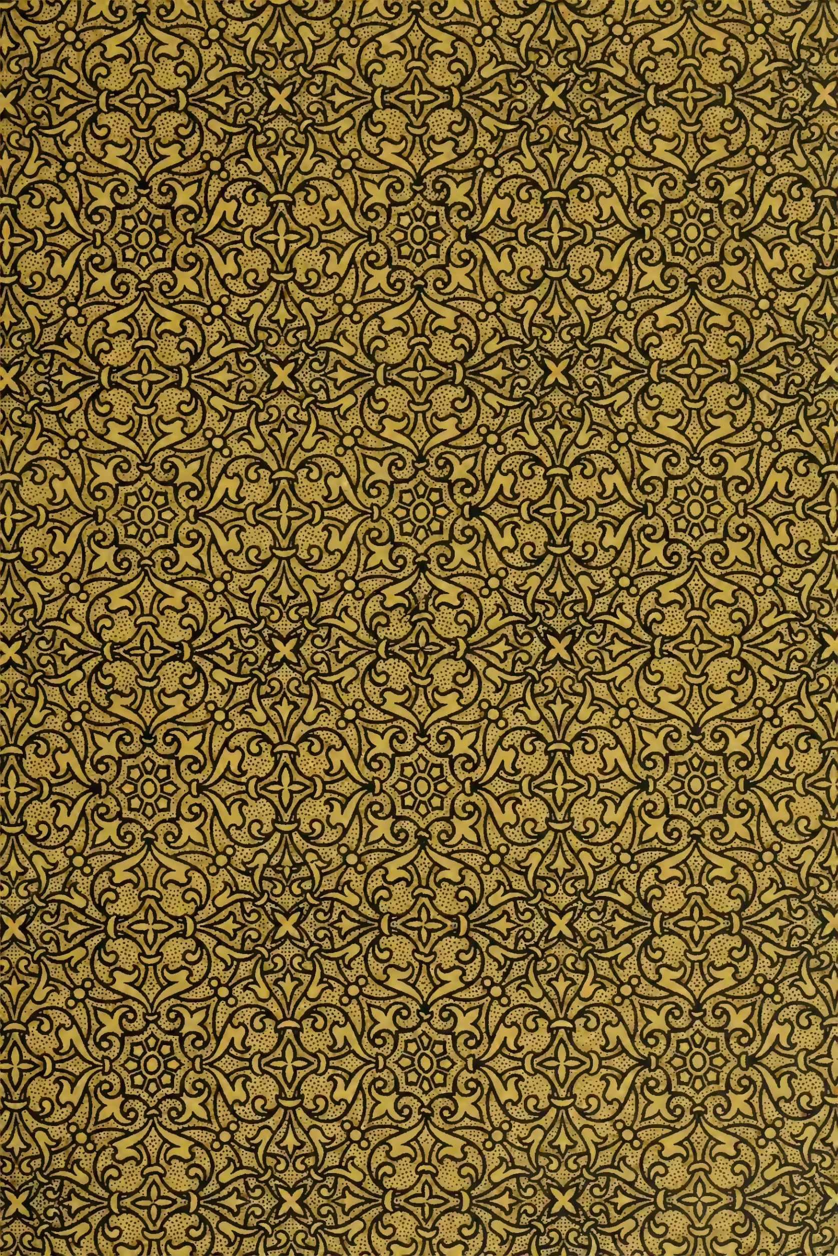
Grillparzer-Gesellschaft.

Siebenter Jahrgang.



Wien,
Verlag von Carl Konegen.





Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Redigirt

von

Carl Glossy.

Siebenter Jahrgang.



Wien.

Verlag von Carl Konegen.

1897.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Inhalt.

Proben eines Commentars zu Grillparzer's Gedichten.

Von

August Sauer.

»Daß Grillparzer's Gedichte salopp herausgegeben wurden, ist ersichtlich und zu bedauern; doch ist es ein wichtiger Band und würde während der letzten vierzig Jahre manchen Mann berühmt gemacht haben, der ihn gemacht und publicirt hätte. Es sind doch in Ton und Stimmung vollendete Sachen darin, und zwar nicht wenige, und Werthloses sozusagen nichts, dagegen Ungerechtes und Eigensinniges ist zu finden; aber wer hat nicht seine Idiosynkrasien?« So schrieb Gottfried Keller bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Gesammtausgabe von Grillparzer's Werken, am 28. Juli 1872, an Emil Kuh. Dieses anerkennende Urtheil über Grillparzer's Gedichte steht außerhalb seines engeren Freundeskreises ziemlich vereinzelt da. Die meisten, die bisher über Grillparzer geschrieben haben, drücken sich an seinen Gedichten scheu vorbei oder betonen das Unfertige und Schwerverständliche in einzelnen Nummern. Während sich um Grillparzer als Dramatiker eine ganze Literatur angesammelt hat, und die Einzelforschung auch verstecktere Beziehungen und Zusammenhänge emsig aufspürt, liegt des Lyrikers Entwicklung ganz im Dunkeln. Ein Programmaufsatz von Dr. Hans Widmann, »Grillparzer als Lyriker« (Görz 1874), ist ganz unzulänglich. Ein Vortrag von Bulthaupt »Grillparzer als Lyriker« (»Die Zeit«, Nr. 72—74) kommt über Citate und allgemeine Urtheile nicht hinaus. Die Ursachen dieser Vernachlässigung liegen offen zu Tage. Zunächst trägt die

Gestalt des Textes daran Schuld. Grillparzer selbst hat seine Gedichte in ihrer Gesammtheit niemals für den Druck hergerichtet. Einmal scheint er in den Vierziger Jahren dazu einen Ansatz gemacht zu haben; aber diese, wie ich auch heute noch glaube, sehr gelungene und feinsinnige Zusammenstellung, die seit der Jubiläumsausgabe vom Jahre 1891 die erste Abtheilung der Sammlung bildet, umfaßt doch nur einen ganz kleinen Theil seiner lyrischen Sachen und auch keineswegs alles Reifste und Beste. Die Gedichte liegen uns daher ihrer Mehrzahl nach nicht in der vom Dichter selbst gewollten innerlichen Anordnung vor, sondern in der mehr oder weniger äußerlichen und noch dazu in dem Zeitraum von noch nicht 30 Jahren mehrfach wechselnden Anordnung seiner Herausgeber. Aber auch der Text des einzelnen Gedichtes ist keineswegs vom Dichter selbst überall endgiltig festgestellt. Was er selbst für Almanache, Fest- und Gelegenheitsdrucke, Zeitschriften u. s. w. in den Druck gab oder sich halb wider Willen entziehen ließ, ist theils von den Herausgebern dieser Sammelwerke, theils von der Censur verändert und verstümmelt, theils nachlässig gedruckt, selten von ihm selbst bei der Correctur durchgesehen und gebilligt. Anderes, was erst nach seinem Tode in den Ausgaben gedruckt wurde, liegt in mehrfachen Ab- und Reinschriften vor, ohne daß die letztgewollte Fassung sich immer mit voller Sicherheit feststellen ließe, oder ist überhaupt nur in unfertigen Entwürfen vorhanden, die der letzten Feile entbehren. Eine chronologisch geordnete Ausgabe der Gedichte mit den oftmals für das Verständnis des Textes unbedingt nothwendigen Lesarten aller Handschriften fehlt uns bis jetzt.

Grillparzer's Gedichte entbehren aber weiter auch eines Commentars, der die Veranlassung zu jedem einzelnen, die Zeit und Art der Entstehung, die seelische Stimmung aus der sie geflossen, die persönlichen und localen Verhältnisse, die politischen oder polemisch-satyrischen Anspielungen, die literarischen Beziehungen, die Quellen aus denen sie geschöpft,

die Vorbilder, nach denen sie gearbeitet sind, angäbe, die poetischen, stilistischen, sprachlichen und metrischen Eigenthümlichkeiten in ein helles Licht rückte, die Vorzüge und Schönheiten, sowie die Schwächen und Unebenheiten mit sicherer Hand aufdeckte und so eine allgemeinere Würdigung dieser lyrischen Schöpfungen langsam vorbereitete. Wie leicht einzelne Gedichte ohne die Berücksichtigung aller dieser Factoren oder auch nur durch die Vernachlässigung eines von ihnen einer falschen Auffassung ausgesetzt sind, ist denen, die das Schicksal dieses kostbaren Vermächtnisses seit der Eröffnung des Schatzhauses nach des Dichters Tod liebevoll verfolgt haben, in nur zu genauer Erinnerung, und um einzelne Beispiele zur Bekräftigung dieser Behauptung wäre Niemand verlegen. Ist doch das Gedicht »Der kranke Feldherr« (»Er ist verwundet, tragt ihn aus der Schlacht«), das aus dem Jahre 1839 stammt und auf Metternich gemünzt ist, von den ersten Herausgebern ins Jahr 1854 verlegt und auf den russischen General Paskewitsch gedeutet worden! Eine noch ärgere Entstellung hat das stimmungsvolle Gedicht »Clara Wieck und Beethoven« (»Der Wundermann der Welt, des Lebens satt, Schloß seine Zauber grollend ein«) in derselben Ausgabe erfahren, obwohl es in mehreren sauberen Drucken tadellos vorlag, indem eine spätere, gegen Wiener Musikkritiker gerichtete polemisch-epigrammatische Fortsetzung ohne einen Zwischenstrich, ja sogar ohne neuen Absatz an den Schluß angeflickt wurde.

Schon in Grillparzer's engstem Freundeskreis, in dem man seine Gedichte seit langem aufs eifrigste sammelte, machte sich das Bedürfnis nach einem Commentar dazu geltend und Freiherr von Rizy legte in den Anmerkungen zum »Wiener Grillparzer-Album« (1877) den Versuch eines solchen vor; bei dessen großer Vertrautheit mit allen Einzelheiten von Grillparzer's Leben, bei seinem feinen Verständnis für die Geheimnisse des künstlerischen Gestaltens, bei dem Reichthum von mündlichen und schriftlichen Quellen, die ihm zuflossen, ist dieser

Commentar eine unschätzbare Fundgrube für die Nachlebenden geworden. Aber abgesehen davon, daß das Werk nur als Handschrift gedruckt wurde, nur in wenigen Exemplaren verbreitet und heute schon eine bibliographische Seltenheit ersten Ranges ist, hat Rizy keineswegs alles Dunkle und Unverständliche erklärt, vielmehr absichtlich aus Rücksicht für damals noch Lebende oder solche, die ihm selbst im Leben einst nahe gestanden hatten, den Schleier nicht gelüftet, oder sich mit leisen Andeutungen begnügt, ist auch nicht selten mit seinen Vermuthungen in die Irre gegangen. Viele seiner Datirungen sind bereits in der vierten und noch mehr in der fünften Ausgabe der Werke berichtigt. Bei anderen ist der Schaden, den er angestiftet hat, noch immer nicht geheilt. Ohne Nachprüfung wird man seine Behauptungen niemals hinnehmen dürfen. Ich habe daher seit Jahren das Material zu einer erschöpfenden Erklärung der Grillparzer'schen Gedichte zusammenzutragen versucht und hoffe in absehbarer Zeit einen Commentar herausgeben zu können. Als Probe dieses größeren Werkes lege ich die folgenden Bruchstücke einstweilen vor, zugleich in der Hoffnung, daß auch andere Freunde des Dichters sich dadurch bestimmen lassen werden, mit dem, was sie zur Erklärung einzelner Gedichte etwa beitragen können, nicht hinter dem Berge zu halten.

Wenn ich manchmal etwas weiter ausgreife, als es für den nächsten Zweck unbedingt nothwendig zu sein scheint, so möge dies eben durch den gänzlichen Mangel an Vorarbeiten entschuldigt werden. Findet diese Probe bei den Lesern des Jahrbuches einigermaßen Beifall, so sollen künftig andere Gedichte in ähnlicher Weise behandelt werden.

1. Abschied von Gastein.

Dieses Gedicht hat Grillparzer selbst an die Spitze der oben erwähnten Auswahl gestellt und es eröffnet jetzt in der fünften Ausgabe der Werke wieder, wie in der ersten, die

Sammlung der Gedichte. Es ist eines seiner bekanntesten und ist vielfach als typisch für seinen literarischen Charakter aufgefaßt worden. Es gilt wohl auch allgemein als eines seiner besten und abgeschlossensten. Es gibt aber auch zu einer ganzen Reihe von Fragen Anlaß, so daß es billigerweise auch hier an den Anfang gestellt wird.

Das Gedicht trägt in dem ersten Druck, in der Aglaja auf 1820, die Jahreszahl: 1818. Herr von Rizy hat dies als Irrthum bezeichnet. Ich muß seine Auseinandersetzung trotz ihrer Ausführlichkeit hier einfügen:

»In diesem Jahre (1818) hatte zwar allerdings unser Dichter, der sich nach dem glänzenden Erfolge der »Sappho« plötzlich von zahlreichen Mäcenaten umworben sah, mit Ladislaus Pyrker das Wildbad Gastein besucht, wovon damals in Wien, wie von Allem, was den neuen Liebling des Publicums betraf, als von einem interessanten Ereignisse viel gesprochen wurde; und so mag es denn auch geschehen sein, daß etwa ein mit dem Satze oder der Correctur der »Aglaja« betrautes Individuum das bewunderte Gedicht auf Rechnung dieser allgemein bekannten Gasteiner Reise schreiben und demselben aus besonderem Fleiße die Jahreszahl 1818 beisetzen zu sollen glaubte. Allein Grillparzer (und davon wußten nur Wenige) hatte auch im Sommer des nächstfolgenden Jahres (1819), als er aus Italien reisemüde und körperlich krank nach Wien zurückgekehrt, seine dienstlichen Verhältnisse in der bedenklichsten Weise getrübt fand, bei dem »freundlichen Gastein« (diesmal von seinem alten Studiengenossen Wohlgemuth begleitet) Trost und Heilung gesucht, und erst während dieses zweiten Besuches, von dem wieder auftauchenden Bilde seiner Medea wechselweise angezogen und zurückgestoßen, schrieb er jenen tiefmelancholischen Scheidegruß in das Gasteiner Fremdenbuch, aus dem er jedoch nur allzubald wieder für immer verschwinden sollte. In diesem sogenannten »Ehrungsbuche«, welches damals allen angeseheneren Gästen des Wildbades vor ihrer Abreise zugestellt

und von ihnen nach Einzeichnung ihres Namens (gewöhnlich mit einer Gabe für die Gasteiner Gotteshäuser) zurückgeschickt zu werden pflegte, erinnern gegenwärtig an die schönen Strophen Grillparzer's außer den Knittelversen eines Wiener Spießbürgers, die sich über das »freudenlose, arme Muschelthier« des Dichters lustig machen, nur mehr die Spuren des Frevels, durch welchen das Buch seiner schönsten Zierde beraubt wurde. Das Folioblatt nämlich, auf dem der Abschied stand, ist mit der sicheren Hand eines geübten Autographendiebes kunstgerecht herausgeschnitten. Uebrigens trägt sowohl die dem fehlenden Blatte unmittelbar vorhergehende als die der Lücke nächstfolgende Eintragung (erstere vom Appellationsrathe Josef Benoni, letztere vom Freunde Wohlgemuth herrührend) das Datum des 26. Juli 1819, und dieser Tag ist es denn auch, mit welchem wir das berühmte Gedicht bezeichnen zu sollen glauben.«

Daß das Gedicht damals nicht erst entstanden sein kann, beweist zunächst Grillparzer's Correspondenz mit Schreyvogel während seiner italienischen Reise, die im ersten Bande dieses Jahrbuches, soweit sie sich erhalten hat, veröffentlicht ist. Schreyvogel war im Frühjahr 1819 mit der Zusammenstellung der Aglaja für 1820 beschäftigt, die, wie dies bei Almanachen üblich ist, bereits im Herbst des Vorjahres erscheinen sollte. Er wartete auf Beiträge von Grillparzer. Dieser meldete am 30. April 1819 aus Neapel: »Gearbeitet habe ich, außer ein paar kleinen Gedichten, die noch dazu nicht censurrecht sind, nichts. Vielleicht kommts noch«. (Jahrbuch 1, 178.) Darauf antwortete Schreyvogel: »Um doch etwas von Ihnen für die Aglaja zu bekommen, hatte ich Ihre zurückgelassenen Papiere durchgesehen. Leider findet sich darunter fast gar nichts fertiges. Einstweilen habe ich die Verse an Bellinen, und die Nachwehen (oder wie man das Gedicht: »Hab' ich mich nicht losgerissen« nennen möchte), gewählt; wenn das Jahr 1817 vorgesetzt wird, ist keine Beziehung möglich. Was meinen Sie dazu? — Licht und Schatten, deßgleichen der

Abschied von der Hofbibliothek hätte mir wohl gefallen, aber beyden mangelt die Vollendung. Schicken Sie mir doch noch etwas!« Grillparzer's Antwort auf diesen Brief fehlt. Er muß darin die frühere Klage, daß er außer ein paar Gedichten nichts gearbeitet habe und daß diese noch dazu nicht »censurrecht« seien, wiederholt und das Censurwidrige mit Beziehung auf das Gedicht »Die Ruinen auf dem Campo Vaccino in Rom« genauer als »heidnisch oder ketzerisch« bestimmt haben; denn Schreyvogel sucht ihm am 24. Juni 1819 in einer Stelle, die wir in unserer zweiten Abhandlung (S. 32) vollinhaltlich citiren müssen, diese Bedenken auszureden; dann fährt er, an den Gedankengang seines letzten Briefes über Grillparzer's zurückgelassene Papiere anknüpfend, fort: »Bernard und Zedlitz, denen ich die fünf ersten Stanzen Ihres Abschieds von Gastein vorlas (sie machen so schon ein Ganzes), sind davon entzückt, und liegen mir sehr an, sie drucken zu lassen. In der That ist Ihre ehemalige Bedenklichkeit über diesen Punkt jetzt gar nicht mehr an der Zeit, und ich bin stark versucht, das wunderhübsche Gedicht (mit oder ohne Ihre Erlaubnis) in die Aglaja aufzunehmen.« Auch das Nachwort dieses Briefes steht damit im Zusammenhang: »Indem ich diesen Brief Herrn Wallishausser zur Beförderung übergeben will, höre ich von ihm, daß Sie gegen die Aufnahme der von mir erwähnten kleinen Gedichte in die Aglaja protestirt haben, welches mir um so mehr auffällt, da Sie in Ihrem Schreiben an mich nichts davon sagen. Was Sie für einen Grund zu dieser Weigerung haben, sehe ich nicht ein, berge Ihnen aber nicht, daß mich die gänzliche Gleichgültigkeit gegen meinen Wunsch, doch wenigstens einige Kleinigkeiten von Ihnen für die Aglaja zu erhalten, ein wenig verdrießt. Auf jeden Fall bitte ich Sie um eine bestimmte Erklärung.« (Jahrbuch 1, 182 und 184.) Auf diese eindringliche Forderung zog Grillparzer seinen Protest gegen den Abdruck der kleineren Gedichte zurück, brachte aber gegen die Veröffentlichung des »Abschieds von Gastein« neue Bedenken vor: »Wenn Sie von meinen

zurückgelassenen Sudeleien irgend etwas für die Aglaja brauchen können und wollen, so bedienen Sie sich dessen nach Belieben. Habe ich mich hierüber anders gegen Wallishausser geäußert, so geschah es nur darum, weil ich nicht gern etwas drucken lassen mag, als was ich ganz billigen kann, und weil mir überhaupt die Taschenbücher verhaßt sind, aber keine dieser Bedenklichkeiten ist groß genug, um gegen Ihren Wunsch in die Wagschale gelegt werden zu können. Das Gedicht an Gastein, das mir selbst gefällt, wäre denn doch gut mit ein paar Strophen zu schließen, was ich thun werde, wenn ich nach Wien komme. Wie es jetzt ist, müßte man es doch als Fragment bezeichnen, was doch als Prätension ausgelegt werden könnte.« (Jahrbuch 1, 184.) Schreyvogel dehnte aber die zu Anfang dieses Absatzes gegebene Druckerlaubnis auch auf dieses Gedicht aus und nahm es nebst den Gedichten: »An Bellinen bei Uebersendung einer Spielschuld«, »Erinnerung« (»Hab' ich mich nicht losgerissen«) und »An eine welsche Sängerin« mit der von ihm beigefügten (richtigen) Jahreszahl 1818 in die Aglaja für 1820 auf.

Dieses zurückgelassene Heft mit den erwähnten »Sudeleien« hat sich nun in Grillparzer's Nachlaß erhalten (Carton Gedichte Nr. 348). Es beginnt S. 1—4 mit dem Entwurfe zum »Abschied von Gastein« (noch ohne Ueberschrift). S. 5 ist leer gelassen, offenbar für den Schluß des Gedichtes. S. 6 folgt »Ins Fremdenbuch von Gastein« (»Gastein ist wie die Welt!«, Werke 3[5], 42), das allerdings erst im Jahre 1820 (6. August) ins Gasteiner Fremdenbuch eingetragen ist und auf das ich unten zurückkomme, und das Epigramm: »Abschied von Lilienfeld« (Werke 3, 95 fälschlich ins Jahr 1820 gesetzt). S. 7 das Epigramm »Liebe Hofkammer allgemein« (Ebenda falsch datirt*). Dann

*) Diese falschen Datirungen kann ich nur damit entschuldigen, daß ich früher annehmen mußte, das Gedicht »Gastein ist wie die Welt« könne nicht vor dem Jahre 1820 entstanden sein.

folgen unter Anderem Aufzeichnungen, die in den Werken (11, 173) unter die »Stoffe und Charaktere« eingereiht sind, und Skizzen zum »Goldenen Vließ«. S. 11—15 folgen die Gedichte, die Schreyvogel in den oben citirten Briefen erwähnt oder im Sinne hat: S. 11 »An eine wälsche Sängerin (Catalani), als sie das Volkslied ‚Gott erhalte Franz den Kaiser' mit Variationen sang« (Werke 3, 79); »Licht und Schatten« (»Schwarz ihre Brauen«, Werke 1, 190). S. 12 »An Bellinen bei Uebersendung einer Spielschuld« (Werke 3, 40); »Philematologie« (»Auf die Hände küßt die Achtung«, Werke 1, 164), zuerst in Prosa, dann in Versen; S. 13—14 »Abschied von der Hofbibliothek« (»Lebet wohl ihr guten Musen«, Werke 2, 163). S. 15 »Hab' ich mich nicht losgerissen« (ohne Ueberschrift, Werke 1, 141); S. 16 zwei ungedruckte Epigramme auf die Hofkammer. Mit dieser Seite oder schon mit Seite 15 schließen die alten Eintragungen ab. S. 17 ist bereits nach der Rückkehr aus Italien geschrieben und enthält die beiden Distichen: »In die Stammbücher zweier liebenswürdiger Cousinen in Villach« (Werke 3, 41). Daß es dasselbe Heft ist, das Schreyvogel vor sich hatte, beweist eine Eintragung von seiner Hand auf Seite 15. Die letzte Zeile des Gedichtes »Hab' ich mich nicht losgerissen« ist in der Form, wie sie die Aglaja für 1820 auf S. 176 enthält, neben den Grillparzer'schen Entwürfen von Schreyvogel am Rande skizzirt. Ueber das kleine Gedicht selbst behalte ich mir vor, in anderem Zusammenhange zu handeln.

Ich theile nunmehr den »Abschied von Gastein« nach diesem ersten Entwurfe mit und füge in den Lesarten die Abweichungen der späteren Handschriften und Drucke hinzu; und zwar bezeichne ich unsere Handschrift mit H^1, lasse aber diese Chiffre in der Regel weg, so daß alle nicht näherbezeichneten Lesarten der Anmerkungen dieser Handschrift angehören. S. 3 ist mit schwärzerer Tinte durchgestrichen. Die innerhalb dieses Textes früher gestrichenen Stellen erscheinen hier in gothischen Lettern.

H^2: Vers 65—70 auf der Rückseite eines vom 21. August 1818 datirten Zettels von dem Hofkonzipisten der Hofkammer Polycarp Nelson an Grillparzer wegen seines Monatsgehaltes.*)

H^3: Die Handschrift der Karoline Pichler (im Besitze des Herrn Alexander Posonyi in Wien), aus dem Herbst 1819, über die ich unten S. 27 näher berichte. Grillparzer (g) verbessert und ergänzt eine aus der Erinnerung aufgezeichnete Skizze der Pichler, deren Abweichungen ich unter der Chiffre P anführe, wie es scheint gleichfalls aus dem Gedächtnisse.

A: Aglaja für 1820. S. 214 f.

W^5: Der Abdruck in der fünften Auflage der Werke, der nach einem von Grillparzer durchgesehenen Manuscript ungefähr aus den ersten Vierzigerjahren hergestellt ist und die letzte von dem Dichter gewollte Fassung repräsentirt.

Die rein orthographischen Abweichungen habe ich bei Seite gelassen. Aus H^3 habe ich auch die Abweichungen der Interpunction nicht in jedem Falle berücksichtigt.

S. 1. Die Trennungsstunde schlägt, und ich muß scheiden;
So leb' denn wohl, mein freundliches Gastein!
Du Trösterin so mancher bitt'rer Leiden,
Auch meine Leiden wiegtest du mir ein.

Ueberschrift: Abschied von Gastein. 1818. A Abschied von Gastein. (Gastein, im Sommer 1818.) W^5 1. Trennungs über Abschieds Abschiedsstunde H^3 und ich muß [nun] g in H^3 über wir müssen P 2. leb denn g in H^3 aus lebe P 3. bitt'rer über herber H^1 herber H^3 bittern AW^5 Leiden; W^5 Leiden g in H^3 über Qualen P 4. wiegtest über lulltest lulltest AW^5

---

*) Der Zettel lautet: »Werthester Herr v. Grillparzer! Herr Hofrath v. Leicher hatte die Gnade mir zu erlauben, noch bis Ende d. M. auf dem Lande bleiben zu dürfen. Ich übersende Ihnen daher vorläufig Ihren Adjutums-Bogen. Die Quittungen für die Monate July und August habe ich nach Ihrer Weisung gemacht und durch den Steiner die betreffenden Beträge erhalten, welche ich das Vergnügen haben werde, Ihnen im nächsten Monate persönlich zu übergeben . . . Ihr ergebenster Nelson. Den 21. August 1818.«

Was Gott mir gab, worum sie mich beneiden,
Und was der Quell doch ist von meiner Pein,
Der Qualen Grund, die wenige ermessen,
Du ließest mich's auf kurze Zeit vergessen.

Denn wie der Baum, auf den der Bliz gefallen,
Mit einemmale strahlend sich verklärt,
Rings hörst du der Verwundrung Ruf erschallen,
Und jedes Aug ist staunend hingekehrt;
Indeß in dieser Flammen glühndem Wallen
Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt,
Der, wie die Lohe steigt vom glühnden Herde,
Um desto tiefer niedersinkt zur Erde

S. 2. Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken,
Des Wasserreiches wasserhelle Zier,
Den Finder, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenlose, stille Muschelthier;
Denn Krankheit nur und lange Qual entdrücken
Das heißgesuchte, traur'ge Kleinod ihr,
Und was euch so entzückt mit seinen Strahlen,
Es ward erzeugt in Todesnoth und Qualen

Und wie der Wasserfall, deß lautes Wogen
Die Gegend füllt mit Nebel und Getos,

5. Was — gab g in H^3 um was H^3 warum A 6. die wenige] von Wenigen AW^5 7. 8. g in H^3 7. zwischen zwei Strichpunkte gestellt H^3 9—16. g in H^3 10. einem Male A 11. 12. zwischen zwei Strichpunkte gestellt W^5 11. Verwundrung aus Bewundrung. 14. Stammes über Baumes verzehrt; W^5 15. 16. zuerst:

Je höher Lohe schlägt vom glühnden Herde
Um desto tiefer sinkt der Stamm zur Erde.

15. steigt über schlägt 16. Erde; A Erde. H^3W^5 17. Perlen g in H^3 aus Perle P schmücken g in H^3 aus schmücket P 19. zuerst: Den Finder nur, den Geber nicht beglücken beglücken g in H aus beglücket P. 20. das Komma fehlt W^5. 21. Denn — und] zuerst: Denn herber Schmerz und lange Qual] lange Pein g in H^3 langer Schmerz AW^5 entrücket P entrücken g in H^3 22—24. g in H^3 22. ihr. W^5 24. Qualen; A Qualen. W^5 25. Und — Wasserfall g in H^3 deß laute Wogen g in H^3 aus in Schaumes-wogen P 26. g in H^3 Getos; W^5

Auf seinem Busen ruht der Regenbogen,
Und Diamanten schütteln rings sich los;
Er wäre gern im stillen Thal gezogen
Gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schooß,
Die Klippen die sich ihm entgegensetzen,
Verschönen ihn, indem sie ihn verletzen.

Der Dichter so; wenn auch von Glück getragen,
Umjubelt von des Beifalls lautem Schall,
Er ist der welke Baum, vom Bliz geschlagen,
Das arme Muschelthier, der Wasserfall;
Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen,
Gesprochen in ein freudenleeres All,
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
Gelöste Theile sind's von *seinem* Leben.

S. 3. 40a [Darum gelingts ihm, minder heiß zu brennen
b Zu gehen einen minder schnellen Lauf
c Dann mag er auf Minuten froh sich nennen
d Und Tröstung thut sich dem Gequälten auf.

27. Komma fehlt A ruht über schwebt 29. durchs stille Thal P in H^3 gezogen, A 30. in über durch Wiesen] Blumen g in H^3 Schooß. W^5 31. zuerst: Und jene Höhn seine Wellen Klippen] Klippen, A W^5 Felsen P in H^3 entgegen setzen A 32. Sie schmücken ihn P in H^3 indem über indeß verletzen: A 33. Der Dichter, noch so hoch vom H^1 Der Dichter so, ob hoch vom g in H^3 über So auch der Dichter von dem P so, A 34. g in H^3 35. der morsche Baum vom g in H^3 aus der Baum in den der P 36—40. zuerst:

Und jene Flammen, die ge'n Himmel ragen
Und jenes Sturzes weitgehörter [Sch] Hall
Die Perlen die so holde Zierde geben
Erkauft sind sie mit seinem Glück und Leben.

36. Wasserfall. W^5 37. g in H^3 freudenloses All; W^5 38. g in H^3 unter Ihm abgerungen von der innern Qual P 39. 40. g in H^3 in H^1 auch so skizzirt:

Und jene Diamanten, Perlen, Flammen
In ihnen

40. seinem nicht gesperrt H^3 A W^5

Wenn Freud und Lust der Menschen Wangen mahlen
Ihm nicht denn er hat andere gesehn
Verletzender trifft ihn der Pfeil der Qualen,
Denn ach, wer singt, kann nicht im Harnisch gehn
Es wohnet seine Ruh in stillern Thalen
Es wohnt sein Glück auf andern, schönern Höhn
Was ist das reizt ihn nicht darnach zu streben
Und was ihn reizt das ist nicht hier im Leben.

So geht er durch des Daseyns bunte Reihen
Des ew'gen Widerstreites sich bewußt
Wenn ihm die Menschen Götterehre weihen
Zu theu'r erkauft sie Menschenglücks Verlust
Wenn ihm die Himmlischen die Gunst verleihen
Zu adeln was er drückt an seine Brust.
Dem Phryger gleich greift er nach Wein und Aehren
Und sieht sie schaudernd sich in Gold verkehren

56a Nur, wills auf Augenblicke ihm gelingen
b Sich loszureißen aus dem Qualm der Welt
c Und, abgestreift die zähen Schlingen
d Mit denen Irdisches das Ird'sche hält]

S. 4. Nur wenns in seltnen süßen Augenblicken
Es ihm gelungen, frei und los
Von all den goldnen Zauber-Stricken
Mit denen ihn ein neidscher Geist umschloß
Das hingesunkne wunde Haupt zu drücken
Durch Gras und Blumen an der Erde Schoos

41. Freud und über der Zeile der Menschen über und Freude anderer 43. zuerst: Mit schärferm Pfeile treffen ihn die Qualen 46. stillern über schönern 47. von hier ab bis zum Schluss mit blässerer Tinte 51—54. zuerst:

Gern möcht' er mit den Freudigen sich freuen
Allein gespalten ist das Herz in seiner Brust
Ob Götter gleich ihm Götterrecht verleihen
Zu theur erkaufts des Menschenglücks Verlust,

56. zuerst:

Und sieht in Gold die Speise sich verkehren

Das welke Herz mit seinen matten Schlägen
Zu drängen seiner Mutter Brust entgegen

Wenns ihm gelang das wache Ohr zu schließen
Dem ew'gen Locker mit Syrenenlaut
Der ihm für all' sein Hoffen und Genießen
In weiter Ferne andre Welten baut,
Wenn er nur Blumen pflückend die da sprießen
Nicht sehnend mehr nach Paradiesen schaut
. . . .
. . . .

Da schauet er mit sehnsuchtsvollen Blicken
Zur Erde hin so schön so hold so groß
Und ringt und strebt und wills ihm glücken
Auf Augenblicke seiner Bande los
Das hingesunkne müde Haupt zu drücken
Durch Gras und Blumen an der Mutter Schoos

63. 64. zuerst:

Mit Herz und Ohr und Mund und Augen
Der Mutter warmen Odem einzusaugen

63. welke über wunde 65—70. auch in H^2 erhalten 66. laut über ton H^2 68. and're H^2 69. Wenn über Und H^2 sprießen, H^2 70. sehnend nach mehr H^2 71. 72:

Wenn er gelernt vergessen und [ent] ertragen
Dann mag auch er von Glück und Freude sagen. H^2

74. zuerst: und hold und groß 76. Auf — seiner über Sie zu umfassen, aller

So unfertig diese Strophen auch sind, sie lassen uns die Absicht des Dichters und den Gedankengang seiner geplanten Elegie dennoch deutlich erkennen.

Der Dichter nimmt Abschied von dem Orte, an dem er Trost und Heilung, Frieden und Ruhe, kurzes Glück in dem Vergessen seiner Qualen gefunden hat. Denn er, der beneidete Dichter, ist ein im tiefsten unglücklicher und unzufriedener Mensch; der sich selbst verzehrt, indem er den Anderen seine Gaben darbringt, der die Freude der andern mit seinem Lebensglück erkauft.

Ein tiefer Zwiespalt geht durch des Dichters Gemüth. Der Gegensatz zwischen Phantasie und Wirklichkeit, zwischen Poesie und Prosa, zwischen Wunsch und Erfüllung quält ihn aufs furchtbarste und reibt ihn auf. Die Freuden der Welt befriedigen ihn nicht, Leid, Kummer, Widerstreit verletzen den Wehrlosen umso tiefer. Von den Göttern zum Liebling erkoren und von ihnen mit Götterrechten ausgestattet, fühlt er sich dennoch ausgeschlossen aus dem himmlischen Paradies, das ihm sein inneres Auge vorzaubert; als Götterliebling von den Menschen anerkannt, fühlt er sich wieder ausgeschlossen vom irdischen Genuß, nach dem er sich sehnt, nach dem er immer von Neuem greift. Nur für seltene süße Augenblicke gelingt es ihm, sich ganz den irdischen Wonnen hinzugeben, die Natur zu genießen und solche heilige süße Augenblicke hat er hier in dem irdischen Paradies gefunden, von dem er jetzt wieder Abschied nehmen muß.

Es sind Gedanken, die wir aus anderen Dichtungen Grillparzer's kennen und die immer wieder bei ihm auftauchen. Gedichte wie der »Bann« und »Incubus« führen einzelne Motive dieser Strophen selbstständig durch. Die engste Beziehung aber ergibt sich zu den »Jugenderinnerungen im Grünen«, so daß wir diese Strophen geradezu als den Keim zu jenem Lebensgedicht bezeichnen dürfen. Wie hier wird auch dort der Gegensatz zwischen Wunsch und Erfüllung, zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen holdem Schein und nüchterner Wirklichkeit, nur noch eindringlicher und anschaulicher, als die Tragik seines Lebens geschildert. Das Leben hat ihn betrogen; das Schöne, das die Wirklichkeit ihm nicht geboten, sucht er in Bild und Sage, in der Kunst, in der Dichtung. Im Traume sieht er die Himmelsleiter, an der die Geister auf und abwärts gehen, wagt es selbst, sie zu besteigen, in dem weiten Raum umherzuschauen und rückgekehrt das Gesehene anzuzeigen. Das sind die »andern Welten« in weiter Ferne (Vers 68), die »Paradiese« (Vers 70). Seine dichterischen Offenbarungen werden aber durch die Nüchternheit, den

Stumpfsinn, die Roheit des Publicums entweiht, befleckt, mißverstanden und getadelt. Er verschmäht es die Waffen seiner Gegner zu führen, aber seine eigenen Gestalten werden ihm verleidet, das Heiligthum seiner Dichtung, in das er sich geflüchtet, verliert seine schützende Kraft, er entflieht ihm.

So floh mein Geist aus meiner Jugend Gärten,
Empört von seines Heiligsten Verrath.

Hart hinterher der Mißgunst lange Zeile
Der Neid, der Haß, bewaffnet anzusehn,
Mit dopplem Eindruck trafen ihre Pfeile,
Denn, ach, wer singt, kann nicht im Harnisch geh'n;

wörtlich die Verse 43 und 44 aus der Fortsetzung des Abschieds von Gastein:

Verletzender trifft ihn der Pfeil der Qualen,
Denn ach, wer singt, kann nicht im Harnisch geh'n.

In dem Kampfe um die Dichtung geht ihm wie im Kampf um Freundschaft und Liebe »des Empfindens weicher Sinn« verloren.

So floh ich aus des Kampfes Gluthbeschwerde
Hin zur Natur, wo Leben neu sich schafft,
Den Busen drückt' ich an die Mutter Erde
Um, wie Antäus, zu erstehn in Kraft.

Diese Strophe, wörtlich an Vers 61—64 und 77—78 unserer Fortsetzung anklingend, enthält das eigentliche Thema des »Abschieds«. Und auch der versöhnende Schluß, in dem das frühere Gedicht ausgeklungen wäre, läßt sich aus der herben Resignation des späteren noch ermessen.

Doch sie [die Natur], die oft geführt schon meine Sache
Getröstet mich so oft und gern zuvor,
Verloren hatte sie für mich die Sprache,
Die Sprache, oder ich für sie das Ohr.

Gelehrig sonst an ihrer frommen Seite,
Schien jetzt nur trotzig Schaffen mir Gewinn,
Ihr Wort verklang in meines Busens Weite,
Ihr Wink verschwand von meinem stumpfen Sinn.

Der um ein halbes Jahrzehnt jüngere Dichter ist noch empfänglicher und widerstandsfähiger. »Und Tröstung thut sich dem Gequälten auf« (Vers 40d). Jetzt führt die Natur noch seine Sache. »Mit Herz und Ohr und Mund und Augen« vermag er »der Mutter warmen Odem« noch einzusaugen (Vers 63, 64). Zwar ist sein Haupt »wund« (Vers 61, 77), sein Herz »welk«, dessen Schläge »matt« (Vers 63), aber er drückt jenes an der Erde Schooß, er drängt dieses seiner »Mutter« Brust entgegen. Er versteht noch ihre Winke; er ist noch ihr gelehriger Schüler. Zwei durch schmerzliche Lebenserfahrungen geschiedene Epochen in Grillparzer's Leben sind durch die beiden wichtigen Gedichte gekennzeichnet.

Unser Gedicht und die unfertigen aber darum umso lehrreicheren Strophen seiner Fortsetzung erinnern uns aber weiter an den Grundgedanken der Sappho: daß über dem Dichter der Mensch zu Grunde gehen müsse, daß es ein Unglück sei, ein Dichter zu sein. Vers 45, 46:

> Es wohnet seine Ruh' in stillern Thälern,
> Es wohnt sein Glück auf andern, schönern Höh'n

erinnert deutlich an bekannte Verse der »Sappho«, ebenso Vers 51 und 52 von der Götterehre, die um des Menschenglücks Verlust zu theuer erkauft sei, und die ganze Strophe 65—72. Es genügt hier für die beiden letzten Stellen auf den Monolog der Sappho im zweiten Auftritt des dritten Aufzuges zu verweisen:

> Wen Götter sich zum Eigenthum erlesen,
> Geselle sich zu Erdenbürgern nicht;
> Der Menschen und der Ueberird'schen Los,
> Es mischt sich nimmer in demselben Becher.
> Von beiden Welten eine mußt du wählen,
> Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr;
> Ein Biß nur in des Ruhmes gold'ne Frucht,
> Proserpinens Granatenkernen gleich,
> Reiht dich auf ewig zu den stillen Schatten,
> Und den Lebendigen gehörst du nimmer an!

Mag auch das Leben noch so lieblich blinken,
Mit holden Schmeichellauten zu dir tönen,
Als Freundschaft und als Liebe an dich locken.
Halt ein, Unsel'ger! Rosen willst du brechen
Und drückst dafür dir Dornen in die Brust! —

Es beweist diese nahe Berührung zugleich, wie sehr die ganze Gestalt der Sappho mit dem Herzblut des Dichters selbst genährt ist. Und so erinnert auch die ganze Ausdrucksweise des »Abschieds« an die Diction der »Sappho«, nicht zuletzt die gold'nen Zauber-Stricke (Vers 59) an die vielen ähnlichen Composita darin. Und von dem Künstlerdrama Grillparzer's werden wir leicht weiter zurückgeführt zu seinem größeren Vorbild, zum »Tasso«, der damals seine Phantasie völlig erfüllte, und dessen Verse tausendfältig in der Sappho wiederklingen. Dort treffen wir nicht blos die »Perle«, an hervorragender Stelle (II, 1, Vers 885 ff.) im Vergleiche mit demselben Epitheton wie bei Grillparzer verwendet:

So sucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In stillen Schalen eingeschlossen ruht;

sondern wir finden auch den einen Grundgedanken unseres Gedichtes, daß die Schöpfungen des Dichters seinen Qualen ihren Ursprung verdanken, in den bekannten Versen der Schlußscene (3426 ff.) bedeutsam vorbereitet:

. . . . Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.

Und nun sieht man leicht, wie sich unser Gedicht in Grillparzer's trübe Stimmung während des Jahres 1818

vortrefflich einfügt und nur unter seinen damaligen Umständen in der vollen Bedeutung für seine Entwicklung erfaßt werden kann. Am 21. April 1818 hatte die erste Aufführung der Sappho stattgefunden. Wie bei der Ahnfrau, so gab auch diesmal die Kritik sich starke Blößen. Die thörichtesten Vorschläge, wie den Müllner's, den ersten Aufzug ganz wegzulassen, mußte er über sich ergehen lassen; die Bosheit kroch wieder wie damals an ihn heran. In der Selbstbiographie führt er unter den Ursachen, die seine von Natur schwache Gesundheit damals bedeutend angriffen, auch »die sich immer mehr aufdringende Ueberzeugung an, daß seine rein künstlerischen Ansichten mit einer in Deutschland sich mehr und mehr Platz machenden Ideologie in geradem Widerspruch ständen« (Werke 19, 77 f.). Am 4. Mai sucht er um Urlaub zu einer Badereise an, der ihm am 6., vom 1. Juni ab, gewährt wird. In einem Briefe an Böttiger vom 16. Mai 1818 klagt er über die Unzulänglichkeit seines dichterischen Talentes und nennt die Hypochondrie seine »bisherige Muse«: »Wenn ich nach der Vertreibung dieser unterirdischen Göttin als ein Prosaiker aus dem Bade zurückkomme, so ists nicht meine Schuld« (Neue Freie Presse 1883, 23. April, Nr. 6703). Von seiner »hypochondrischen Apathie«, die allmälig zu weichen beginne, spricht er im Brief an Schreyvogel aus Baden vom 14. oder 18. Juni (Jahrbuch 1, 174). Aber aus dem Briefe vom 2. Juli an denselben spricht wieder die frühere kleinmüthige Stimmung: »Gestern war es ein Jahr, daß ich die Sappho zu schreiben anfing. — O weh!« (Jahrbuch 1, 175).

In Baden verschlimmerte sich der Zustand seiner Gesundheit von Tag zu Tag, bis der zufällige Besuch Pyrker's ihre gemeinsame Reise nach Gastein veranlaßte. »Dieses Bad hat mir damals wahrscheinlich das Leben gerettet. Ich kam gestärkt und wieder arbeitskräftig zurück« (Werke 19, 79). Der heiße Dank für diese Lebensrettung glüht in den tiefempfundenen Strophen unseres Gedichtes.

Pyrker war in diesem Jahre vom 26. Juli bis 15. August in Gastein. Das Ehrungsbuch, das ich Dank dem freundlichen Entgegenkommen Sr. Hochwürden des Herrn Pfarrers Carl Egger in meinem Wohnort durch längere Zeit bequem untersuchen konnte, enthält Band 6, Blatt 74 b, den Eintrag: »Ladislaus Pircher, Abt zu Lilienfeld, reiste nach einem Aufenthalte von 20 Tagen den 15. August von hier ab.« Grillparzer muß schon am 6. oder 7. August abgereist sein; von dem Blatt 74 a ist ungefähr ein Drittel (nach Rizy 3—4 Zeilen) herausgeschnitten; vorher gehen Eintragungen vom 6., auf die Lücke folgt eine Eintragung vom 7. August. Dazwischen fehlt offenbar Grillparzer's Eintragung. Das Gedicht »Abschied von Gastein« hätte auf diesem Raum nicht Platz gehabt. Ich vermuthe nun, daß Grillparzer damals ins Fremdenbuch die Verse eintrug, die in H¹, S. 6, auf den »Abschied von Gastein« folgen und lauten:

Ins Fremdenbuch zu Gastein.

Gastein ist wie die Welt!
Voll Hoffnung langt man an, noch hoffend geht man fort,
Und ach, vielleicht ist hier wie dort,
Trotz dem, was wir von Glück und Heilung lesen,
Die Hoffnung, ach [über auch] das Beste noch gewesen.

Im Jahre 1820, als Grillparzer zum dritten Mal und wieder mit Pyrker in Gastein weilte, war die Beraubung des Ehrenbuches bereits geschehen. Bl. 96 a am Ende der Seite lesen wir:

Johann Ladislaw Pyrcker, Bischof v. Zipß,
angekommen den 16 July, abgereiset den 6. Aug. 1820.
Franz Grillparzer aus Wien, am 6. August 1820;

auf Blatt 96 b folgt oben (vgl. Werke 3, 42):

Gastein ist wie die Welt
Das Beste was uns drin zu Theile fällt

Ist wohl, trotz dem was wir darüber lesen
Die Hoffnung stets, die Trösterin gewesen
Doch geht man — aus der Welt wie aus Gastein —
Stellt Glück und Heilung sich wohl später ein.

Grillparzer.

Offenbar wollte Grillparzer das herausgeschnittene Gedicht aus dem Gedächtnisse ersetzen, dabei mag es eine wesentliche Umgestaltung erfahren haben. Es ist aber auch möglich, daß schon die Eintragung im Jahre 1818 sich mit dem in H^1 erhaltenen Entwurf nicht vollständig gedeckt hat, wie die Entwürfe zu anderen Stammbuchblättern und Gelegenheitsgedichten Grillparzer's von dem Original oft wesentlich verschieden sind. In die Werke mögen aber künftighin am besten beide Fassungen unter den verschiedenen Daten eingereiht werden.

Also im Jahre 1818 schrieb Grillparzer den »Abschied« nicht in das Fremdenbuch ein. Das Gedicht war ja nicht fertig geworden; noch nach der Rückkehr, noch nach dem 21. August, war er mit der Fortsetzung beschäftigt, wie H^2 uns bewiesen hat. Es war aber auch gar nicht seine Art, ein so intimes Bekenntnis seiner innersten Lebenserfahrungen so rasch den Augen eines Publicums preiszugeben, das dieses Buch keineswegs als ein Heiligthum ansah. Ein Jahr später dagegen, im Sommer 1819, als eine völlige Erneuerung seines Wesens stattgefunden hatte, nach der Rückkehr aus Italien, als er gewissermaßen das Gasteiner Bad nur als Nachcur gebrauchte, war die Sachlage eine ganz andere. Das Gedicht war ihm offenbar fremd geworden. Der geplante Abschluß wollte ihm nicht gelingen. Er kam nicht mehr in die dazu nöthige Stimmung. Ja, er hatte die Entwürfe der Fortsetzung gar nicht bei sich. Da konnte er leichteren Herzens die ersten fünf Strophen, wie sie ihm im Gedächtnisse geblieben waren, losgelöst von der Fortsetzung, in das Ehrungsbuch eintragen, umso eher, wenn ihm vielleicht Schreyvogel inzwischen die Aufnahme des Gedichtes in die Aglaja als feststehende Thatsache mitgetheilt

hatte. Erhalten ist diese Einzeichnung nicht. Daß sie aber erfolgte, ist sehr wahrscheinlich.

Blatt 80b schließt mit dem Eintrag: »Benoni Jos., Appellationsrath, den 26. July 1819.«

Auf Blatt 81a oben setzt Grillparzer's zweiter Reisegenosse ein (zugleich eine Probe des feinen Tons, der gelegentlich in diesem Fremdenbuch angeschlagen wurde):

Bey meinem Aufenthalt gab man der Bälle 3
Der erste war eine Schweinerey*)
Der zweite war gut dirigirt
Der Dritte hat ganz reussirt.
am 26. July 1819. Wohlgemuth.

Zwischen Blatt 80 und 81 (die Numerirung ist offenbar erst später vorgenommen worden) soll nach Herrn v. Rizy das Blatt mit Grillparzer's Gedicht fehlen. Die »Spuren des Frevels«, die Herr v. Rizy gesehen haben will, sind jetzt nicht mehr ersichtlich. Deutlich ist nur, daß das (in Folge der Verletzung lose gewordene?) Blatt 81 jetzt eingeklebt ist. Daß Grillparzer, der sich bei jedem seiner späteren Aufenthalte eingetragen hat, es diesmal unterlassen haben sollte, ist nicht leicht anzunehmen. Als Beweis dafür, daß der »Abschied« in dem Ehrenbuche gestanden habe, sieht Rizy eine Eintragung auf Blatt 91 von Johann Maria, »Bürger in Wien« (»angekommen 22. Mai 1820, abgereist 14. Juny«) an. Maria war in dem Buche kein Fremder. Schon Blatt 71, 15. Juni 1818, hatte er sich mit denkwürdigen Reimen verewigt:

An mein Gastein.

Dich liebes Bad-Gastein! poetisch zu besingen —
Dürft' weder dich erfreu'n, noch wen'ger mir gelingen!
Obschon sich mancher Tropf, um Dichterling zu heißen,
An dir zerriß den Kopf, wenn er dich wollte beißen,
— — — —

*) Am Rande mit anderer Schrift (»soll Schweinerey heißen«), darunter von dritter Hand: »wer von Schweinen spricht, ist gewöhnlich schweinerischer Natur«; auf derselben Seite trägt ein »Porco« itälienische Verse ein.

Indem du für das Näschen aus Hypotränens Quell
Die Augen braf gewaschen, damit sie würden hell!
Denn naht ein Musensohn sich deinem Wasserfall,
Dein Schaum trieb ihn davon, so wie dein Donnerhall u. s. w.

fünf Strophen hindurch (vgl. Blumenlese aus den Ehrungsbüchern von Bad-Gastein. Salzburg 1854, S. 71 f.). Am 22. Juni 1820 hat er nun das folgende Gereimsel verbrochen (Blumenlese, S. 80 f., hier nach dem Original wiedergegeben):

An Gastein!

Zum drittenmal Gastein betrat ich deine Hallen,
Und Hygea nahm mich freundlich wieder auf;
Zu gut hast du mit deinen Bergen mir gefallen
D'rum richtete hieher, ich wieder meinen Lauf.

Trotz deinen tiefbeschneiten Alpenhöh'n
Der winterlichen Luft, die mich an's Zimmer bannte
Blieb'st Unvergeßliche du mir doch immer schön,
Weil mein Gemüth nicht düstre Schwermuth kannte.

Wer der Geselligkeit geschlungne Bande meidet,
Mittheilungslos einschrumpft, wie's träge Muschelthier,
Dem wiederfährt sein Recht, wenn er an Langweil leidet,
Ein Menschenfreund der sucht — und findet Menschen hier!

Gastein! hab' Tausend Dank für deiner Quelle Wunder!
Du gabst mir neue Kraft; und Frohsinn; Munterkeit;
Hiermit hab' ich genug, trotz dem gelehrten Plunder,
Mit dem die Autor-Wuth — beinahe dich — verschreit!

Und wär' das viele Dichten, nicht Auflösung vom Leben,
(Wie heut' zu Tag' — manch Schwächling uns vertraut)
Versucht auch ich's, dich dort hinauf zu heben
Wo aller Quellen Gott — auf uns hernieder schau't.

Die Anspielung auf den »Abschied« wäre deutlich, auch wenn dieser poetische Mitbürger Grillparzer's uns auf das »Muschelthier« nicht noch mit plumper Hand aufmerksam

[illegible]

gemacht hätte. Daß der Pamphletist das Gedicht blos aus dem damals bereits vorliegenden Druck in der Aglaja gekannt hätte, ist kaum anzunehmen. Vielmehr scheint der höhnische Ausfall auf die Langeweile des einsamen Dichters durch einen Zusatz zu dem Grillparzerischen Gedicht im Ehrungsbuche selbst veranlaßt gewesen zu sein.

Es hat sich nämlich ein Epigramm aus dem Jahre 1820 erhalten (Werke 3, 94), das ich nicht anders zu deuten weiß, als auf eine Anmerkung zu einer der jetzt nicht mehr vorhandenen Eintragungen Grillparzer's:

Als Hebenstreit in Gastein meine Inschrift ins Fremdenbuch mit einer Anmerkung begleitet hatte.

Ueberall folgst du mir nach recensirend? Wohl denn so flücht' ich —
Dahin folgst du wohl nicht! — mich in den Tempel des Ruhms.

Schrieb nun Grillparzer den Abschied im Jahre 1819 ins Fremdenbuch, so erklärt es sich leicht, daß er das Gedicht bald darauf, bei einem Besuche der gräflichen Familie Zay in Ugrosz in einem dichterisch gestimmten Kreise, dem Therese Artner, Marianne Neumann von Meissenthal und Caroline Pichler angehörten, vortrug. Die letztere sagt in ihren Denkwürdigkeiten 3, 153 f. (das Citat Jahrbuch 3, 354 ist darin nicht ganz genau): »statt des jugend-frischen muthigen Gedichtes, das er zu machen gesonnen gewesen ...« — sie spielt auf das Gedicht: »Kennst du das Land« Werke 2, 18 an — »recitirte er uns den wunderschönen aber in ganz anderer Stimmung gedichteten ‚Abschied von Gastein‘, der seine ganze trübe, mit sich und der Welt zerfallene Stimmung ausspricht, und wie eine frühe Dämmerung den kurzen Tag seiner Heiterkeit verschlungen hatte. Mein glückliches Gedächtnis ließ mich Vieles, ja den größten Theil des freilich nicht langen Gedichtes behalten, besonders da ich es ihn später noch einmal sagen hörte.« Also Grillparzer sprach das Gedicht aus dem Gedächtnisse, wie er es vermuthlich aus dem Gedächtnisse ins Ehrungsbuch eingetragen hatte. Hätte er es aus einem

Manuscripte vorgelesen, so wäre auch das weitere Vorgehen der Pichler nicht leicht verständlich, sie hätte sich ja das Manuscript zur Abschrift ausbitten können. »In mein Zimmer gekommen«, — fährt sie fort — »schrieb ich mir sogleich auf, was ich behalten hatte; aber mir fehlte mancher halbe und sogar mancher ganze Vers, und zuweilen hatte ich ein entfallenes Wort durch eines von ähnlicher Bedeutung ersetzt. Als ich Grillparzern, als er einmal in unser Zimmer kam, meinen Diebstahl gestand, schien er nicht angenehm davon berührt; ob wegen meiner Kühnheit, ihm sein Gedicht aus dem Munde zu stehlen, oder wegen der schlechten Ersatzwörter — das weiß ich nicht. Er las, schüttelte den Kopf, ergriff die Feder und füllte die Lücken aus, die ich aus Mangel an Erinnerung hatte stehen lassen, und berichtigte die Ersatzwörter, und so besitze ich das herrliche Gedicht, halb von seiner Hand geschrieben, und hebe es sorgfältig auf.« Es ist das von mir oben H^3 genannte Manuscript, das ich Dank dem gütigen Entgegenkommen des Besitzers, Herrn Alexander Posonyi in Wien, hier im Facsimile vorlegen kann. Nicht blos als Curiosität ist es für uns von Werth, sondern auch gewissermaßen als Ersatz für die verlorene Gasteiner Niederschrift; es stimmt in mehreren Ausdrücken mit dem ersten Entwurf H^1 gegen den Abdruck in der Aglaja. Es bildet eine Zwischenstufe zwischen H^1 und dem ersten Druck A. In einigen Einzelheiten hat ihn freilich die Niederschrift der Pichler irregeführt. Das seltene (bei Grimm nicht belegte) »entdrücken« (Vers 21) hat er nur irrthümlich als »entrücken« wiedergegeben.

Im Herbst war es bereits allgemein bekannt, daß das Gedicht in der Aglaja erscheinen werde. Die Pichler kündigt es der Therese Huber am 25. October an (Jahrbuch 3, 287); sie nennt es dort ausdrücklich ein älteres Gedicht im Gegensatz zu den in Italien gemachten und bezeichnet es als eines der schönsten und ergreifendsten, so sie je gelesen. Auch der Wiener Correspondent der Dresdner-Abendzeitung (Castelli?), der es

in der Handschrift gelesen, nennt es ein überaus rührendes Gedicht (Nr. 237; 4. October 1819). Auch von dem lauten Wiederhall, den das Gedicht in empfänglichen Gemüthern fand, haben wir Zeugnisse. Schon am 19. Februar 1820 erschien in der »Wiener Zeitschrift« (Nr. 22) eine — allerdings stümperhafte — Wiederlegung des »schönen Liedes aus einem wunden Herzen« von dem Tiroler Dichter Aloys Weißenbach, der schon in der Aglaja 1816, S. 159, als Sänger Gasteins aufgetreten war: »Als ich Grillparzer's schönes Gedicht Abschied an Gastunia (Gastein) (Aglaja 1820, S. 214) gelesen hatte.« Im Gegensatz zu Grillparzer spürt er überall das Trostvolle und Hoffnungsreiche auf und erwartet auch von dem Dichter ein volles Gesunden.

Hat dir auch nicht Gastunias Wunderquelle
Den Dorn, die Schmerzen aus der Brust gewühlt,
So sahst du doch, wie ihre gluth'ge Welle
Die Schauder wärmet, und die Flammen kühlt!
Wie sie aus finsterm Schooß sich in die Helle,
Herauf zur Sonne, Stern' und Menschen wühlt!
Sie ist wie du; wie sie das Dichterleben:
Zu ewig heitern Himmel wird es schweben.

Einen ähnlichen Gedanken, nur besser und formvollendeter, führt Houwald durch in seinem Gedichte: »An Grillparzer. Als ich sein Gedicht: ›Abschied von Gastein‹ gelesen hatte. 1820.« (Sämmtliche Werke, 1859, 5, 596 ff.), das durch die darin zu Tage tretende Werthschätzung Grillparzer's durch einen seiner dichterischen Zeitgenossen nicht ohne Bedeutung für uns ist.

Gewiß, du findest Trost an jedem Orte,
Und nicht blos in dem freundlichen Gastein,
Mit dir zieht ja zu jedes Hauses Pforte
Ein reicher Trost für alle Herzen ein;
Für dich hat die Natur geheime Worte,
Um dich schwebt überall ein Geisterreihn,
Und tröstend muß der Glaube dich umwehen:
Die lieben mich gewiß, die mich verstehen.

Auch er versteht wie Weißenbach allen von Grillparzer zum Vergleich herangezogenen Naturvorgängen eine Deutung ins Gute zu geben und will zeigen, daß die Freuden des Daseins von den Leiden und Schmerzen untrennbar seien. Der Dichter dürfe darum den Kampf mit dem Schicksal nicht aufgeben:

Er, dem des Sanges Gabe ward verliehen,
Er ist der Wonne wie dem Schmerz geweiht!
Es muß das alles seine Brust durchziehen
Was je geboren hat die alte Zeit,
Denn seine reichen Lebensmelodien
Erklingen nicht blos für das kurze Heut!
Geschlechter steigen auf und steigen nieder,
Und lehren sich einander seine Lieder.

Ob das Gedicht auch späteren Dichtergenerationen bekannt war, wissen wir nicht. Aus einem ähnlichen Vergleich, wie in dem von Grabbe in seinem Brief an Kettenbeil vom 3. August 1827 verwendeten (Werke 4, 407): »Künstlern und Helden . . gehts wie der Perlenmuschel; aus Qual werden Perlen«, können wir auf eine Bekanntschaft mit dem Gedicht nicht schließen. Wohl aber mag die wiederholte (unabhängige) Verwendung derselben Bilder uns dafür die Gewähr bieten, daß diese in wohlgelungener Weise das versinnbildlichen, was der Dichter darstellen wollte. Denn kein geringerer als Emil Kuh hat dies geleugnet. Man weiß, wie hart er über Grillparzer's Gedichte im Allgemeinen geurtheilt hat. »Ueberhaupt flößen die individuellsten seiner Gedichte, jene, worin er ausdrücklich seine Persönlichkeit darlegt, uns ebensowohl Unbehagen als Theilnahme ein. Das Wirkliche ist in ihnen nicht mächtig genug, uns über die Kunstblößen hinweg zu heben, und es ist gleichwohl stark genug, die Alteration des Dichters auf uns selber zu übertragen.« (»Zwei Dichter Oesterreichs«, S. 172.) Zu Gunsten unseres Gedichtes nimmt er eine Einschränkung dieses ebenso ungerechten wie unbegreiflichen Urtheils vor, um es aber sogleich in noch

ungerechterer Weise zu verschärfen: »Ein einziges Mal scheint sein Selbstbekenntnis eine geschliffene, durchsichtige Form angenommen zu haben in dem berühmten Gedicht: ‚Abschied von Gastein.‘ Aber dafür erkältet und entwerthet die in verschiedenen Gestalten auftretende Allegorie das poetische Leben dieses Gedichts. . . . Die Bewunderung, welche dieses Gedicht erwarb, hängt mit der unseligen Geschmacksrichtung nach jener Bildlichkeit in der Dichtung zusammen, die einen Aufwand an Sinnlichkeit zu machen glaubt, indem sie aus verdächtigen Verstandesmitteln lebt.« Sollte auch heute noch ein Beurtheiler des Gedichtes in ähnlichen Vorurtheilen befangen sein und der erwärmenden und belebenden Kraft der darin waltenden dichterischen Anschaulichkeit sich entziehen können, so wird er wenigstens jetzt, da wir wissen, daß nur ein Fragment vorliegt, das sich einem größeren Ganzen hätte eingliedern sollen, daß wir nur den Anfang eines Gedichtes vor uns haben, dessen weiterer Verlauf den Gedankengehalt auch in unbildlicher Weise zum Ausdruck gebracht hätte, den Vorwurf, daß die Allegorie das poetische Leben des Gedichtes überwuchert, entwerthet und erkältet habe, nicht mehr wiederholen dürfen.

---

2. „Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom“ und die übrigen in Italien entstandenen Gedichte.

Kein anderes Gedicht Grillparzer's hat so tief in seine Lebensverhältnisse eingegriffen, als »Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom«. Ueber keines besitzen wir daher auch so eingehende Aeußerungen des Dichters selbst als über dieses. Er erzählt die Geschichte des Gedichtes ausführlich in der Selbstbiographie (Werke 19, 91 ff.) und in einer Tagebuchstelle aus dem Jahre 1838 (18, 134). Er bespricht es eingehend mit Erklärung einzelner Strophen in der Rechtfertigungsschrift an Sedlnitzky, die früher (1. Aufl. 10,

220 ff.) nach dem stark abweichenden Concept und jetzt nach dem im Archiv des k. k. Ministerium des Innern befindlichen Original in den Werken abgedruckt ist (5. Aufl., 18, 178 ff.). Aber gerade dieses letztere Schriftstück macht eine unbefangene Erklärung des Gedichtes erst recht nothwendig. Es ist an den Polizeiminister gerichtet; es ist dazu bestimmt, das kaiserliche Mißfallen zu beheben, den Vorwurf der »schiefen Bildung des Verstandes«, ja des »verdorbenen Gemüthes« abzuwehren, des Dichters gut christliche und gut bürgerliche Gesinnung zu bethätigen, ihm seine Zukunft als österreichischen Beamten zu sichern. Es ist mit der ganz bestimmten Absicht verfaßt, den Gedankengang des Gedichtes nicht so einseitig erscheinen zu lassen, die Schroffen und Kanten abzuschleifen, die starken Ausdrücke abzuschwächen, alles möglichst unverfänglich darzustellen, alles zu mäßigen und zu mildern. Der Dichter wehrt sich darin gegen böswillige Verleumdungen und absichtliche Mißdeutungen einzelner Stellen des Gedichtes; er vertheidigt, er entschuldigt, er beschönigt. Er stellt den Grundgedanken als einen gelegentlichen Einfall, als einen Ausfluß einer rasch verflogenen Stimmung hin, nicht als Ausspruch seiner Gesinnung, nicht als sein Glaubensbekenntnis. Er reißt absichtlich eine Kluft zwischen dem Dichter und dem Menschen und opfert diesen, um jenen zu retten. Er führt schließlich nicht für sich allein die Feder. An sein Schicksal ist das seines Freundes Schreyvogel, des Herausgebers der Aglaja, des Censors, verknüpft. Auch für diesen soll Amt und Einkommen gerettet werden. Kein Wunder, wenn wir über das Gedicht vielfach anders urtheilen müssen, als der Dichter es hier in dieser Zwangslage gethan hat, und wenn uns seine ursprünglichen Intentionen in ganz anderer Beleuchtung erscheinen als die, in welche er sie hier gerückt hat.

In der Rechtfertigungsschrift sagt Grillparzer, er habe das Gedicht »mit Bleistift in den Ruinen des Colosseums selbst geschrieben«, wie er sich durch die Darlegung der ersten

Urschrift ausweisen könne. Diese erste Urschrift, die sich unter seinen italienischen Papieren auch heute noch erhalten hat, die aber blos die ersten 24 Verse umfaßt, ist undatirt. Den ersten Besuch des Forums mit Meyern, dem Verfasser des Romans Dianasore, beschreibt das Tagebuch (Werke 19, 212 ff.) ausführlich; der darin angestellte Vergleich des Colosseums mit der Peterskirche darf als der Keim zu unserem Gedichte angesehen werden. Die betreffende Aufzeichnung ist vom Ostermontag (12. April) datirt. Diesem ersten Besuche müssen aber bald andere gefolgt sein und denen verdanken die beiden Gedichte »Colosseum« (2, 21) und das ausgeführtere Ruinengedicht ihre Entstehung. In einer eigenhändigen Reinschrift trägt das Gedicht »Colosseum« das Datum: »Rom, am 14. April 1819«, die Reinschrift des Gedichtes »An die Ruinen« in demselben Hefte das Datum: »Rom, 20. April 1819«. Vor seiner Abreise nach Neapel waren sie also jedenfalls fertig und jedenfalls sind sie unter den »paar kleinen Gedichten«, außer denen er nichts gearbeitet und »die noch dazu nicht censurrecht sind« (an Schreyvogel, 30. April 1819, oben S. 7), mitinbegriffen. Ein späterer verlorener Brief Grillparzer's an Schreyvogel muß den verfänglichen Inhalt des Gedichtes näher angedeutet haben; denn dieser antwortet darauf am 24. Juni 1819 (Jahrbuch 1, 182): »Daß Sie wenig schreiben, begreife ich, daß Sie mir aber auch von dem Wenigen nichts schicken, finde ich nicht recht. Ich bin doch so orthodox nicht, daß Sie Ihre heidnischen oder ketzerischen Verse auch vor mir zu verheimlichen brauchten; und wer weiß, ob die Censur selbst nicht ein wenig zum Heidenthum hinhängt. Ich bitte Sie, mir eine Abschrift der genannten Gedichte und was Sie etwa seither noch in der Art gemacht haben, recht bald zu senden; was nicht für die Aglaja paßt, ist doch gewiß für mich und einige Freunde, die nicht minder als ich darnach begierig sind.« Diese Stelle auf unser Gedicht zu beziehen, daran braucht uns Grillparzer's Brief an Schreyvogel aus

Florenz vom 11. Juli (Jahrbuch 1, 184 f.) nicht irre zu machen: »Wenn ich zurückkomme, werde ich ein paar Gedichte mitbringen, die in die Aglaja passen könnten. Einmal das vor meiner Abreise gemachte, das Sie bereits kennen [»Kennst du das Land?« Am 8. März 1819, Werke 2, 18 f.], dann noch eines auf die Ruinen des campo vaccino. das aber noch nicht ganz fertig ist, es aber nächstens sein soll.« Man erwäge, daß dieser Brief auf der Reise geschrieben, in Eile und bei einer unerträglichen Hitze, über die darin ausdrücklich geklagt wird, hingeworfen ist, daß neue dichterische Pläne ihm während des Schreibens durch den Kopf gingen (»Mir spuckt ein Gedicht an die Madonna della seggiola von Raphael, die ich eben jetzt gesehen habe, im Kopf herum, wenn es glücklich aufs Papier kommt, so soll das heilige Werk der heidnischen Aglaja nicht entgehen«), und man wird es leicht begreiflich finden, daß sich Grillparzer nicht mehr erinnerte, was er vor mehr als einem und gar vor mehr als zwei Monaten an Schreyvogel über diese Dinge geschrieben hatte.*)

Und wenn er dieselben Verse, von denen er jetzt meint, daß sie in die Aglaja passen könnten, früher censurwidrig genannt hatte, so sollte er nur zu bald belehrt werden, daß seine frühere Auffassung die richtige gewesen ist.

Noch auf der Reise oder bald nach seiner Rückkehr im Anfang August muß er die letzte Hand an das Gedicht gelegt haben. Es fand mit den übrigen in Italien entstandenen Gedichten noch auf den letzten Bogen der Aglaja für 1820 Platz, und zwar als allerletztes.

---

*) Glossy's entgegenstehende Meinung (Jahrbuch 1, 334) und Castle's Annahme, daß Grillparzer in jenem verlorenen Schreiben an Schreyvogel »diesem von der Wandlung seiner Ansichten über Kunst und Religion eine . . . sehr vorsichtige Andeutung gemacht habe« (Alt-Wien, Jahrgang 4, Heft 10 und 11), während doch Schreyvogel in der Antwort von »heidnischen oder ketzerischen Versen« spricht, habe ich schon Euphorion 3, 581 zu widerlegen versucht.

Dem folgenden Abdruck liegt dieser erste Druck in der Aglaja als die biographisch und literarhistorisch wichtigste Textgestalt zu Grunde (A). Exemplare der Aglaja für das Jahr 1820, welche das Gedicht auf Seite 303—308 enthalten, sind äußerst selten geworden. Aus der Mehrzahl der Exemplare wurde es noch vor der Ausgabe entfernt, so daß der Text mit den »Inschriften: Unter Bildnisse deutscher Dichter« von J. C. Bernard schließt. Das darauffolgende Inhaltsverzeichnis ist allerdings neu gedruckt, weil der Titel des herausgenommenen Gedichtes darauf fehlt; aber die alte Seitenzählung 309/310 ist beibehalten.

In den Lesarten zu unserem Abdruck sind folgende Handschriften und Drucke berücksichtigt:

H: Das oben erwähnte Bleistiftmanuscript nach einer in der Stadtbibliothek für mich vorgenommenen Collation.

H¹: Zwei Octavblättchen in Grillparzer's Nachlaß, Carton Gedichte Nr. 332; das erste Blatt das gewöhnliche deutsche Papier, das zweite kleinere Blatt Papier von einer italienischen Firma. In zwei deutlich erkennbaren Absätzen geschrieben, deren zweiter mit Vers 33 beginnt.

H²: Eine Reinschrift in einem Octavheft (Carton Gedichte Nr. 366), das vorwiegend Reinschriften von Gedichten aus den Jahren 1819—1821 enthält. Es beginnt mit »Kennst du das Land« (Wien, am 8. März 1819); dann folgen: »An die vorausgegangenen Lieben« (Wien, am 9. März 1819); »Kolosseum« (Rom, am 14. April 1819); »Zwischen Gaeta und Kapua« (Kapua, 27. April 1819); dann »Campo vaccino« (Rom, 20. April 1819). Die folgenden Gedichte stammen schon aus dem Jahre 1820.

M: Eine alte Abschrift im Besitze des Herrn Dr. Masarei in Wien, 4 Blatt, unterzeichnet: »Franz Grillparzer«; aber nicht eigenhändig. Sie ist nicht frei von Fehlern, und es mag dahingestellt bleiben, ob alle Abweichungen von A auf den Dichter selbst zurückgehen. Mehrere dieser Abweichungen stimmen aber zu anderen echten Texten, so daß die Abschrift immerhin Berücksichtigung verdient.

R^1: Die 12 Verse 101—111 in der Form, in der sie Grillparzer in dem Entwurfe des Rechtfertigungsschreibens an Sedlnitzky abweichend von der Aglaja citirte. Der Abdruck in den älteren Ausgaben der Werke war in diesen Citaten nicht genau.

R^2: Die 12 Verse 101—111 in der Form, in der sie Grillparzer in dem Original dieses Rechtfertigungsschreibens citirte, Werke 18, 178.

W^1: Der Abdruck in der ersten Auflage der Sämmtlichen Werke, für den die Herausgeber nach der Anmerkung zu Vers 62 eine Handschrift des Dichters benutzten, die in den zugänglichen Theilen des Nachlasses gegenwärtig nicht vorhanden ist.

W^5: Der Abdruck in der fünften Auflage der Werke, welcher auf das oben Seite 10 erwähnte Manuscript zurückgeht.

In den Lesarten sind die Abweichungen der Orthographie gar nicht, die der Interpunction nur dort berücksichtigt, wo in A Fehler vorzuliegen scheinen oder wo die Interpunction den Sinn verändert. In R^1 und R^2 ist unberücksichtigt geblieben, daß Grillparzer des deutlicheren Hinweises wegen eine Reihe von Worten unterstrichen hat, auch sonst ist bei den gesperrten Worten nicht jede Abweichung der Drucke vermerkt. Die Anmerkungen stehen nur in A und W^1; ob sie in A von dem Dichter selbst herrühren oder von dem Herausgeber hinzugefügt sind, bleibe dahingestellt.

Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom.

Seid gegrüßt, ihr heil'gen Trümmer,
Auch als Trümmer mir gegrüßt,
Obgleich nur noch Mondesschimmer
Einer Sonn', die nicht mehr ist!

Ueberschrift: Campo vaccino. H^1 H^2 Die Ruinen des Campo Vaccino zu Rom. M Zusatz: Rom, 20. April 1819. H^2 Rom, im Frühling 1819 M Rom, im Frühjahr 1819. W^1 Rom, am 20. April 1819. W^5 1. Seyd mir gegrüßt, H^2 2. mir über noch H^1 3. Mondgeflimmer H Mondenschimmer H^2

Nennt euch mir, ich will euch kennen,
Ich will wissen, was ihr war't;
Was ihr *seyd*, braucht's nicht zu nennen,
Da die Schmach euch gleich gepaart.

Eintrachtstempel! du der Erste,
Der sich meinem Blick enthüllt
Deine letzte Säule berste,
Schlecht hast du dein Amt erfüllt!
Solltest deine Brüder hüthen,
Wardst als Wächter hingesetzt,
Und du ließest Zwietracht wüthen,
Die sie fällt, und dich zuletzt.

Jupiter aus deinem Tempel,
Stator, der zu stehn gebeut,
Brich des Schweigens Sklaven-Stempel,
Heiß' sie *stehn* die neue Zeit!
Doch umsonst ist hier dein Walten,
Du stehst selber nur mit Müh,
Unaufhaltsam gehn die Alten,
Und das Neue über sie.

Warum in dieß Feld der Leichen
Ist, Septimius Sever,
Eingang dieß dein Siegeszeichen?
Ausgang dünkt es mich vielmehr:
Als dem Letzten, der's zu fassen,
Wenn auch nicht zu thun verstand,
Sey ein Plätzchen dir gelassen,
Doch nicht hier, — am äußern Rand.

5. mir euch H   6. was] wer M   7. seyd M W^5 11. Jede deiner Säulen H H^1 (zuerst)   14. Warst zum Wächter (ihnen? hin?) gesetzt H   Warst W^1 hingestellt, H^2 16. fällt] stürzt' H   mit späterer Tinte über stürzt' H^1 fällt' H^2 M   zuletzt] verletzt M   18. Stator du der stehn gebeut H   19. Wirf von dir der Knechtschaft Stempel H   Sklaven] über Knechtschaft H^1 20. stehn mit späterer Tinte unterstrichen H^1 stehn H^2 W^1 W^5 22. Du stehst ja kaum selber (mehr? nicht?) H   selber nur] mit späterer Tinte über selbst ja kaum H^1 24. Ueber sie das Neue (hin? her?) H   25. in [dieß] das über zu dem H^1 in dieß] ist zum M   dieß] das W^1 26. Ist] Warum M   Nach Ist Gibt H^1 28. mich] nur H^1 32. Gedankenstrich fehlt H^2 W^1 W^5 H^1 zuert: Doch nicht hier am fernsten [über äußern] Rand dann mit späterer Schrift: Aber fern am äußern Rand

Titus, nicht dem Ruhm, dem Frieden
Bautest du dein Heiligthum,
Doch dir ward, was du vermieden;
Jeder Stein spricht deinen Ruhm.
Auch den Frieden in dem Munde
Ging ein Andrer drauf ins Haus,*)
Doch der Frieden zog zur Stunde
Aus dem Friedenstempel aus.

•

Curia, die aus ihren Thoren
Krieg der Welt und Frieden ließ,
Harrst du deiner Senatoren? —
Einer doch ist dir gewiß.
Sieh ihn stehn dort an den Stufen
Bey dem Mann im Priesterkleid!
Sieh! er kömmt, wird er gerufen.
Und er geht, wenn man gebeut.**)

---

*) Constantin.

**) Die Würde eines römischen Senators besteht noch als Ehrenamt. Der Senator erscheint bey großen Feierlichkeiten in reichem Staat.

33—40. H^1 zuerst:

Titus, nicht dem Ruhm, dem Frieden
Hast bescheiden du vertraut
Was du miedst, ward dir beschieden
Dir hast du den Dom erbaut
Auch mit Frieden in dem Munde
Gieng ein andrer in dein Haus
Doch (es zog [über mich] in selber Stunde) der Friede
zog zur Stunde
Aus dem Friedenstempel aus.

33. Mit der Wiederholung der Strophe in der späteren Gestalt beginnt in H^1 die spätere Schrift. 37. Auch W^5 39. Friede H^1 M W^1 W^5 44. ist dir doch M 46. Purpurkleid W^5 47. gerufen, H^1 H^2 M W^1 W^5 48. man] er M man's W^1 W^5 Die Anmerkung lautet W^1: Die Würde eines Senators bestand noch als Ehrenname, der Senator erscheint bei wichtigen Angelegenheiten im reichen Staate.

Sieh des Purpurs reiche Falten,
Majestätisch steht er da! —
Ja, du suchst nach deinen Alten?
Schließ die Pforten, Curia!
Unten such, die unten wohnen!
Wir sind oben leicht und froh:
Rom hat nur noch Ciceronen,
Aber keinen Cicero.

Hat der Bruder dich erstochen,
Remus mit dem weichen Sinn?
Sieh, vom Schicksal dich gerochen,
Er, sein Reich, gleich dir dahin!
Dort in seines Tempels Hallen,
Wie in deinem Mönche-Zug!
Horch! des Küsters Glöcklein schallen! —
Dünkt die Rache dir genug?

Roma, Venus — Schönheit, Stärke,
Pulse ihr der alten Welt!
Hier inmitten eurer Werke
Euer Tempel aufgestellt!*)
In Ruinen *Schönheits*-Prangen?
Kraft in Trümmern, wank und schwach?
Was ihr zeugtet, ist vergangen,
Folget euren Kindern nach!

---

*) Ein einziger Tempel umschloß die Zellen der Venus und der Roma (ῥῶμα).

49. Sieh] In M W^1 W^5 reichen M W^1 W^5 51. Deinem W^1 53. Untersuch', W^1 (Druckfehler, schon in der Einzelausgabe der Gedichte, Stuttgart 1872, verbessert) 59. Schau, für das, was er verbrochen, W^1 Doch dafür, was er verbrochen, W^5 60. Er] 's fiel M Ist W^5 61. Dort] Sieh, H^1 Sieh! M 62. Wühlt der geilen Mönche Zug — M Schmutz'ger Mönche düstrer Zug, W^1 mit der Anmerkung: Statt des früheren im Drucke erschienenen Verses: »Wie in deinem Mönchezug« der obige von Grillparzer selbst in das Manuscript hineincorrigirt. J. W. deinem, H^1 H^2 W^5 63. Meßners H^1 M W^5 65. Venus; W^1 W^5 67. in Mitten M in Mitte W^1 W^5 68. In der Anmerkung fehlt (ῥῶμα) W^1 69. In der stummen Schönheit Prangen, W^1 Schönheit-Prangen H^1 H^2 70. Kraft] Kalt W^1 wank und] wankend, W^5 schwach — W^1 71. zeugtet über schufet H^1 72. Kindern über Werken H^1

Dort der Bogen, klein und enge,
Schwach gestützt und schwer verletzt;
Wem von all der Helden Menge
Ward so ärmlich Mahl gesetzt?
Titus! — O, so laßt es fallen!
Denn, ob's auch zusammenbricht,
So lang Menschenherzen wallen,
Brauchst du, Titus! Steine nicht.

Hoch vor Allen sey verkläret,
Konstantin, dein Siegesdom!
Mancher hat manch Reich zerstöret,
Aber du das größte — Rom.
Über Roma's Heldentrümmern
Hobst du deiner Meinung Thron;
In der Meinung magst du schimmern,
Die Geschichte spricht dir Hohn.

Mit dem Raub von Trajans Ehren *)
Hast du plump dein Werk behängt;
Trajan kann des Schmucks entbehren,
Er lebt ewig, unverdrängt!
Aber eine Zeit wird kommen,
Da zerstäubt geraubte Zier,
Da erborgter Schein verglommen;
Was spricht dann noch mehr von dir?

---

*) Die schönen Basreliefs im Bogen Constantins sind von einem Siegesmahle Trajans genommen.

75. Helden=Menge H^2 Heldenmenge M 76. so] solch M 77. laß M 78. Denn obs] über Ob es H^1 Ob's auch ganz W^5 zusammen bricht M W^1 79. zuerst: Denn so lange Herzen wallen H^1 So=lang W^5 82. d e i n H^2 86. deiner Kirche H^1 (mit anderer Tinte und vielleicht fremder Schrift verändert in deinen eiteln H^1) H^2 M W^1 87. Meinung] Kirche H^1 H^2 M W^1 89. Raub] Staub W^1 (Druckfehler, schon in der Einzelausgabe der Gedichte, Stuttgart 1872, verbessert) 92. Komma fehlt H^2 M 94. Da] Wo M Die W^1 95. Da] Wo M erborgter] mit anderer Tinte und vielleicht fremder Schrift über der Kirche H^1 der Kirche M 96. Was spricht, Heuchler, dann [Heuchler dann unter dann noch mehr H^1] von dir? H^1 H^2 M W^1 Was] Wer W^5

Kolosseum, Riesenschatten
Von der Vorwelt Machtkoloß!
Liegst du da in Tods-Ermatten,
Selber noch im Sterben groß?
Und damit verhöhnt, zerschlagen,
Du den Martertod erwarbst,
Mußtest du das Kreuz noch tragen,
An dem, Herrliche! du starbst!

Thut es weg dieß heil'ge Zeichen!
Alle Welt gehört ja dir!
Ueb'rall, nur bey diesen Leichen,
Ueb'rall stehe, nur nicht hier!
Wenn ein Stamm sich losgerissen,
Und den Vater mir erschlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küssen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Kolosseum, die dich bauten,
Die sich freuten um dich her,
Sprachen in bekannten Lauten,
Dich verstanden — sind nicht mehr.
Deine Größe ist gefallen,
Und die Großen sind's mit ihr,
Eingestürzt sind deine Hallen,
Eingebrochen deine Zier.

O so stürz' denn ganz zusammen,
Und ihr andern stürzet nach!
Decket Erde, Fluthen, Flammen,
Ihre Größe, ihre Schmach!

97. Hier beginnt das zweite kleinere Blättchen H^1 Riesenschatten, W^1 99. du da] nun da, W^1 Tod's Ermatten M 100. groß! W^1 101. zuerst: daß verspottet und zerschlagen H^1 102. Martertod $H^1 H^2$ Martyrtod W^5 103. tragen $H^1 H^2 R^1 R^2$ 104. Herrliches W^1 Herrlicher $R^1 W^5$ 105. Nehmt $H^2 W^1$ dieß] das M 107. Ueb'rall nur über Nur nicht hier H^1 108. Steh nur nicht hier! M 109. Stamm sich über Holzstamm H^1 110. Und den über Meinen H^1 112. Zeichen] Merkmal M 116. Dich verstanden] Sie verstummten M sind] sie W^1 118. sind's] sind M 119. zuerst: Eingebrochen deine Hallen H^1 120. Zier] Thür'. W^1 121. O] Nun M stürz' denn] stürze $H^1 H^2$ M 123. Decket] Redet M

Hauch' ihn aus den letzten Oden,
Riesige Vergangenheit!
Flach dahin auf flachem Boden
Geh' die neue, flache Zeit!

125. Hauch ihn aus] aus Hauche aus H^1 Hauch aus deinen letzten M Odem H^1 M 127. Flach nach Und H^1 128. Geht W^1 W^5

In der Selbstbiographie sagt Grillparzer über das Gedicht: »Bei meiner Begeisterung für das Alterthum, vermehrt durch den Eindruck dieser Statuen und Monumente, stellte sich das neue Kirchliche oder vielmehr dem Alten aufgedrungene Pfäffische ziemlich in Schatten. Das Uebelste, was man von dem Gedichte sagen kann, ist, daß der Grundgedanke schon unzähligemale da war und nur die topographische Aneinanderreihung sämmtlicher als mit Empfindung begabt angenommenen Denkmäler allenfalls eine neue Wendung genannt werden kann. Selbst den überkatholischen Grafen Stolberg hat auf dem Campo vaccino dieselbe Empfindung angewandelt.« Aehnlich in der Rechtfertigungsschrift: »Wer nur, der das classische Alterthum kennt und liebt, ist vor den Ruinen des Campo vaccino gestanden, ohne daß ihn ein wehmüthiges Gefühl beschlich, ohne daß ihm, voll von dieser Empfindung, in dem Augenblicke der Gedanke kam: daß doch das alles nicht untergegangen wäre und noch dastünde in seiner Herrlichkeit! Daß doch diejenigen, welche das Neue herbeiführten, nicht geglaubt hätten, es nur auf die gänzliche Zerstörung des Alten gründen zu können und stumpfsinnig dieses zertrümmerten, statt beide zu vereinigen und eines durch das andere zu stärken.« »Eine Klage über den Untergang der herrlichen classischen Zeit« nennt er es ebenda. In einer schon im Entwurfe gestrichenen Stelle*) dieser Schrift zieht er Schiller's Gedicht

*) Werke 18, 179, Zeile 6 von unten, nach »entstanden« folgte ursprünglich: »Klopstock, der religiöseste von allen, der in seiner

»Die Götter Griechenlands« zum Vergleiche heran, wie er das auch in einem späteren Gespräche mit Frankl that.*) Schiller's Gedicht ist als eines der wichtigsten Anregungen zu dem Grillparzer's zu betrachten.**) Beide betrauern den Untergang der Antike und contrastiren in einzelnen Bildern die alte und die neue Zeit. Beide beklagen den Untergang alles Schönen, alles Hohen, alles Großen. Die Schönheit stellt Schiller voran: V. 1 »Schöne Welt«; V. 4 »Schöne Wesen aus dem Fabelland«; V. 34 »Pyrrhas schöne Töchter«; V. 37 »Einen schönen Bund«; V. 44 Damals war nichts heilig als das Schöne«; V. 53 »Schön geschlungne seelenvolle Tänze«; V. 89 »Schöne Welt, wo bist du?« V. 121 f. »Alles Schöne, alles Hohe nahmen sie mit fort«. Die Göttin der Schönheit: Venus Amathusia, deren Tempel man bekränzt

---

Messiade den Triumph der christlichen Religion feierte, spricht in seiner Hermannsschlacht mit einer Begeisterung von den Göttern der heidnischen Deutschen, daß man ihn für einen ihres Glaubens halten könnte. Schiller ist weder ein Heide, weil er die Götter Griechenlands, noch ein Katholik, weil er die Maria Stuart und Jungfrau von Orleans geschrieben hat, und doch ist er wegen der ersteren von den Katholiken und wegen der letzteren von den Protestanten angegriffen worden. Dasselbe gilt von meiner Sache.«

*) »Der Olymp gefällt mir besser als der Horeb, dagegen ist mir Golgatha gleichgiltiger. Wenn es schon gewissermaßen Pflicht ist, sich zu einer Religion bekennen zu müssen, gefallen mir viele Götter besser als etwa nur ein Gott. Als ich dies in meinem Gedichte Campo vaccino wie auch Schiller in seinen »Göttern Griechenlands« sagte, hat es mir bei der Censurbehörde viel Verdruß bereitet, und man vertraute mir, daß es ein Dichtergenosse, Zacharias Werner, war, der das Gedicht denuncirt haben soll.« Zuerst in der Neuen Illustrirten Zeitung 1883; dann in Frankl's Schrift »Zur Biographie Grillparzer's«, 2. Aufl., S. 40.

**) Der folgenden Untersuchung liegt die zweite Fassung des Schiller'schen Gedichtes zu Grunde, weil es in der damals verbreiteten Körner'schen Ausgabe in dieser Form abgedruckt war. Aus der ersten Fassung hatte Körner nur Vers 41—64 aufgenommen. In Goedeke's großer Ausgabe, nach der ich den Text citire, 11, 3 ff., sind bekanntlich die Verszahlen falsch.

habe, redet er an V. 7 f. In der Einzelschilderung hebt Schiller das Leichte (2), Liebliche (10, 23), Heitere (42), Holde (90), Frohe (90), Lustige (63), Lachende (49), das Lebenswarme (95) und Seelenvolle (52, 71) jener entschwundenen »Götterwelt« hervor; denn »alle Farben, alle Lebenstöne« (123) haben die Götter mit sich genommen.

Auch Grillparzer feiert die Schönheit in der Mitte seines Gedichtes in Vers 65 ff., sie ist ihm der Puls der alten Welt, Vers 66; er apostrophirt die Venus als die Göttin der Schönheit; vergeblich sucht er »In Ruinen Schönheitsprangen« (vgl. Schiller Vers 55 »um den prangenden Altar«). Aber worum er tiefer trauert und was er daher entschiedener betont, das ist die Kraft und Stärke, die Größe jener »Vorwelt«, das Riesige und Kolossale. Der Schönheit paart er die Stärke (65), die Kraft, die nun wankend und schwach geworden (70); er hält Umschau unter »all der Helden Menge«, die Roms Boden hervorgebracht, und trauert über »Romas Heldentrümmer«. Unter allen Reichen ist ihm Rom das größte (84); das Colosseum ist ihm ein Riesenschatten von der herrlichen (104) Vorwelt Macht-Koloß! (97 f.), selber noch im Sterben groß (100): »Deine Größe ist gefallen, Und die Großen sind's mit ihr« (117 f.). In der Schlußstrophe gibt der Dichter auch die Reste dieser »Größe«, dieser »riesigen« Vergangenheit dem Untergange preis. Schiller war hier Grillparzern gleichfalls vorangegangen; höhern Adel habe man der Natur verliehen (15); neben die Götter treten bei ihm die Heroen, durch die zweimal wiederkehrende formelhafte Wendung und den reichen Reim (Vers 37 und 39) aufs Schärfste hervorgehoben. Er schildert das Heldenspiel, das die Götter verherrlichte (50) und den Aufzug des großen Freudebringers Dionysos (59). Am wichtigsten sind Vers 81 ff.: »Höh're Preise stärkten da den Ringer Auf der Tugend arbeitvoller Bahn, Großer Thaten herrliche Vollbringer Klimmten zu den Seligen hinan.« Die entgötterte, knechtisch

dem Gesetz der Schwere dienende Natur wird der »Herrlichkeit« der beseelten gegenübergestellt (106, 111). Alles Hohe nahmen die Götter mit sich fort (122).

Schiller's ganze Seele weilt in jenen Zeiten, da nichts heilig war als das Schöne und der Gott sich keiner Freuden schämte (45), und er verhehlt seine Abneigung gegen das Christenthum nicht (97):

> Alle jene Blüthen sind gefallen
> Von des Nordes schauerlichem Weh'n.
> Einen zu bereichern unter allen
> Mußte diese Götterwelt vergeh'n.

Grillparzer begrüßt die heil'gen Trümmer (1) der antiken Welt, die Reste ihrer Heiligthümer (34) im Gegensatz zu dem heiligen Zeichen des Kreuzes (105), dem nun alle Welt gehöre (106). Die sterbende Antike vergleicht er dem sterbenden Gott der Christenheit.

Die verwandte Weltanschauung und der verwandte Grundgedanke haben daher vielfach zu ähnlicher Ausdrucksweise geführt, und die stoffliche Uebereinstimmung heißt uns auf die formelle einen weit größeren Werth legen, als es sonst vielleicht angezeigt wäre. Zu dem bereits Beobachteten könnte man noch Manches hinzufügen: Die ganze Form der Anrede an die personificirten Ruinen, an die gestürzten Götter darf ebenso wie die Fülle der rhetorischen Fragen auf das Schiller'sche Vorbild zurückgeleitet werden. Der Riesenschatten Von der Vorwelt Macht-Koloß (97 f.) ist durch die Verse angeregt:

> Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
> Blieb der Schatten nur zurück (95 f.),

denen wir vielleicht auch die Wendung der Eingangsstrophe verdanken:

> Schatten nur noch Wiederscheinender
> Einer Form die nicht mehr ist (3 f.),

für welche aber auch auf die Verse Schillers:

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät (17 f.),

sowie auf die anderen:

Traurig such' ich an dem Sternenbogen
Dich Selene find' ich dort nicht mehr.

zu verweisen wäre.

In formeller Beziehung fällt aber am stärksten ins Gewicht, daß auch die Strophe in beiden Gedichten fast dieselbe ist. Die Götter Griechenlands sind in einer achtzeiligen trochäischen Strophe gedichtet mit dem Reimschema a b a b c d c d abwechselnd klingend und stumpf. Die Zeilen 1—7 jeder Strophe sind fünffüßig, die achte Zeile ist vierfüßig. Im »Campo Vaccino« sind alle Zeilen vierfüßig; in allem Uebrigen ist die Strophe dieselbe. Zu einer weniger erfreulichen, durch den Stoff aber zu entschuldigenden Eigenthümlichkeit ließ sich Grillparzer gleichfalls durch sein Vorbild verleiten, nämlich zu der häufigen Verwendung von Fremdworten, besonders Eigennamen im Reim. Unter den 128 Versen der »Götter Griechenlands« kommt dies nicht weniger als vierzehnmal vor:*) 6 da : 8 Amalthusia; 18 dreht : 20 Majestät; 21 Oreaden : 23 Najaden; 29 Zäher : 31 Cythere; 37 Heroen: 39 Heroen; 38 Bund : 40 Amathunt; 45 Schöne : 47 Kamöne; 49 Pallästen : 51 Festen; 54 Altar : 56 Haar; 61 Mänaden : 63 laden; 66 Kuß : 68 Genius; 70 Sterblichen: 72 Errinnyen; 78 Admet : 80 Philoktet; 85 Todten: 87 Piloten.

Das gleich lange Grillparzerische Gedicht weist allerdings nur acht solche Fälle auf: 17 Tempel: 19 Sklaven-

*) Dazu kommen aus den Grillparzer bekannten Versen 41—64 der ersten Fassung noch: 41 Altären: 43 Cytheren: 41 Priesterinn: 44 Charitinn; 58 Natur: 60 Flur.

stempel; 26 Sever : 28 vielmehr; 42 Thoren : 44 Senatoren; 50 da : 52 Curia; 53 wohnen : 55 Ciceronen; 54 froh: 56 Cicero; 82 Siegesdom : 84 Rom; 98 Macht-Koloß : 100 groß. Da dürfen wir es dann vielleicht auch mit demselben Versmaß und demselben Styl in Verbindung bringen, wenn wir in beiden Gedichten so viele componirte Substantive im Reime beobachten: in den »Göttern Griechenlands« sechzehn: 2 Gängelband; 4 Fabelland; 9 Lebensfülle; 24 Silberschaum; 36 Hirtenstab; 50 Heldenspiel; 55 Siegeskränze; 57 Thyrsusschwinger; 58 Freudebringer; 69 Richterwage; 88 Zwillingspaar; 101 Sternenbogen; 110 Pendeluhr; 117 Dichterlande; 119 Gängelbande; 125 Lebenstöne. Im »Campo Vaccino« eilf: 3 Mondesschimmer; 18 Sklavenstempel; 27 Siegeszeichen; 46 Purpurkleid; 62 Möncheзug; 69 Schönheitsprangen; 82 Siegesdom; 85 Heldentrümmern; 97 Riesenschatten; 98 Macht-Koloß; 99 Todsermatten. So sehr stand noch der reife Grillparzer unter dem Banne der Schillerischen Dichtung, die er in seiner Jugend sklavisch nachgeahmt hatte.

Für Grillparzer's Behauptung, daß der Grundgedanke des Gedichtes schon unzählige Male dagewesen sei, die Beweise zu häufen, wäre zwecklos. Es genügen wenige Beispiele, die uns zugleich typische Vertreter für die Auffassung der Antike vorführen sollen. In Kotzebue's dreibändigen »Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel« (Berlin 1805), die Grillparzer kannte, ist dem Gang über das Forum ein eigenes Capitel gewidmet (1, 180—211). Er beginnt mit dem Colosseum. Der erste Anblick preßt ihm Thränen aus. »Jetzt weiß er es fast der neuen erbärmlichen Innschrift Dank, die, von unheiligen Händen eingemauert, ihn wieder herab auf die gemeine Erde zieht. Großer Jupiter! vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Weil die ersten Christen — die schon damals begonnen, was sie Jahrtausende hindurch fortgesetzt haben, nämlich Staaten verwirren und überall die Fackel der Zwietracht schütteln — weil diese ersten Christen, zur gerechten Strafe, auf diesen

Schauplatz bisweilen mit wilden Thieren kämpfen mußten, lesen wir nun an den Mauern des herrlichsten aus Menschenhand emporgestiegenen Gebäudes: ‚es sey dem unreinen Dienst der heidnischen Götter geweiht gewesen, und durch das Blut der Märtyrer wiederum entsühnt worden.‘« Wenn man das liest: »so kommt es einem vor, als sähe man dem Wettkampf des Marsyas mit dem Apoll zu«. Bewundernd beschreibt er das Riesenwerk, gegen welches der Tempel Salomonis wie ein Kartenhaus bleibe, und erzählt dessen Geschichte. Immer sei es geehrt und geschont worden, selbst die Gothen hätten ihm keinen Schaden zugefügt, »nur den Christen ward es aufbehalten, ihrer Zerstörungswuth auch hier, wie immer und überall, den Zügel schießen zu lassen. Papst Paul II. ließ so viel davon abtragen, als nöthig war, den Palast St. Marco zu bauen. Der Kardinal Riario folgte diesem erhabenen, verfluchten Beispiele und holte sich die Materialien zu der sogenannten Kanzelei. Endlich errichtete Papst Paul III. den Pallast Farnese abermals vom Raube des Coliseums. Muß man nicht an ungezogene Knaben denken, die Komödie spielen, und ihres Großvaters prächtigen Mantel zerschneiden, um sich Flicken davon auf ihre Jacken zu nähen?« Und dennoch, trotz aller dieser Plünderungen durch die verruchten Hände der Zerstörer, stehe noch jetzt ein Gebäude da, vor dessen Größe man schaudere. Endlich tritt er ein. »Doch laßt uns näher treten, folgt mir durch dieses Thor in das entweihte Heiligthum. Geht aber schnell, denn da kleben ein paar Kessel mit Weihwasser an Vespasians Mauern, und wenn Ihr das Thor im Rücken habt, so seht Euch nicht um, denn Ihr würdet nur über demselben eine elende Schmiererei erblicken, soll vorstellen den Plan der heiligen und sehr schmutzigen Stadt Jerusalem, . . . da ist auch der Berg Golgatha, der damalige Rabenstein, an den drei Kreuzen kenntlich. Doch, was hilft es, daß Ihr Euch nicht umseht! Ihr erblickt doch vor Euch, in der Mitte des Schau-

platzes, den schönen Altar nicht mehr, auf welchem vor Anfang der Spiele geopfert wurde! Statt dessen werdet Ihr ein Kreuz gewahr, an welchen geschrieben steht: Daß Jeder, der sich mit zerknirschtem Herzen diesem Kreuze nähere, einen hunderttägigen Ablaß dadurch gewinne. Großer Jupiter! oder Jehova! oder wie ihr wollt« . . . folgt eine Tirade wider den Ablaß. »Ein Mönch, dem das Faullenzen leserlich auf der Stirn geschrieben steht, wandelt uns gemächlich entgegen, er macht Miene uns anzureden. Was will er? vielleicht den Cicerone machen? die Wunder der Vorwelt erklären, unter welchen er hier wohnt? ach nein! er will uns einladen in eine Kapelle der Madonna, jener räthselhaften Jungfrau, die sich hier zwischen den Trümmern einfacher Größe ein buntes Häuschen erbaute, in welchem Lichterchen brennen.« Ebenso stören ihn die Stationen, bei denen die Bruderschaften »mit Fahnen und Geplärr« herumziehen und »ihr abergläubisches Unwesen treiben«. »So wird Jedem, der Gefühl für das Erhabene im Busen trägt, dieser einzige Genuß verkümmert, und es ist ihm zu Muthe, als wenn er, zum gestirnten Himmel hinauf sehend, einen schlechten Roman zwischen den Sternen lesen müßte.« Er reißt sich los »von allem diesem modernen Unsinn« und stellt sich in seiner Phantasie das Schauspiel des gefüllten Circus vor, wie alles ängstlich das Zeichen zum Anfang der Spiele erwartet, da ertönt plötzlich das vermaledeite Glöcklein in der Kapelle der Madonna della pietà — »der Mönch grinst mich an, und verschwunden ist die schönste Täuschung!« Vom Colosseum macht Kotzebue den umgekehrten Weg wie Grillparzer bis zum Tempel der Eintracht. Er empfiehlt diesen einzigen, einzigsten Spaziergang jedem Reisenden; »doch unterlasse er auch nicht, wenigstens dreißig bis vierzig Bajochi zu sich zu stecken, damit er, im Umgange mit den alten Römern, die heutigen bettelnden Römer sich so schnell als möglich vom Halse schaffe.«

Weil nun aber unter den vielen Reisenden, welche Neugier nach Rom treibt, sich auch wohl manche fromme

Christen befinden mögen, welchen die heidnischen Ueberreste ein Gräuel sind, so zählt er anhangsweise die Tempel auf, an deren Stelle sich jetzt christliche Kirchen befinden. »Den Tempel des Remus wird der Gläubige das Vergnügen haben in die Kirche der Heiligen Cosmus und Damianus verwandelt zu sehen. Er darf sich nicht scheuen, durch die heidnische Thür von Erz, zwischen zwei corinthischen Porphyrsäulen, hinein zu treten, denn Papst Adrian I. hat sie durch seinen Segen vom sündlichen Unwesen gereinigt. Inwendig gibt es allerlei christliche Gemälde zu bewundern. — Ein neuer Triumph erwartet die fromme Seele bei dem Tempel Antonins, jetzt dem heil. Laurentius geweiht; zu ihrer Erbauung findet sie hier den Heiligen auf dem Roste schmorend, von Peter von Cortona gemalt. . . . Reiche Nahrung ist auch dem frommen Christen bereitet, wenn er die Kirche des heil. Theodor (vormals Tempel des Romulus) betritt. Statt der Wölfin von Metall, welche in jenen gottlosen Zeiten hier verehrt wurde, weil sie die beiden Heidenkinder Romulus und Remus auf dieser Stelle gesäugt haben soll, hat das gläubige Herz den Trost, sich an einem Gemälde des Märtyrers Julian von Baciccio zu weiden. Ja, der wunderreiche Christengott hat nicht verschmäht, gleichsam mit den heidnischen Göttern zu wetteifern, und auf diesem nun einmal für nothleidende Kinder bestimmten Platze eine Wunderanstalt zu errichten, in welcher epileptische Kinder schnelle Genesung finden«. Stellen wie diese, mußten in katholischen Kreisen großes Aergernis bereiten. In den offiziösen Eipeldauerbriefen (1806, Heft 4) wurde Kotzebue deswegen tüchtig abgekanzelt und für den Antichrist selber ausgegeben. —

Mit dem seit der Aufklärungszeit traditionellem Haß auf die Geistlichkeit, besonders die Mönche, durchwandert Seume ganz Italien. In seinem »Spaziergang nach Syracus« wie in seinen übrigen Werken macht er seinem Aerger in tausendfacher Weise Luft. Auch er vergleicht Einst und

Jetzt, Heidenthum und Christenthum, Cultur und Barbarei. In Versen, in denen nach seinem eigenen Geständnisse wenig Poesie aber desto mehr lautere Wahrheit ist, beschreibt er seinen Gang zum Tempel in Paestum, um dort die berühmten Rosen zu pflücken (Werke, Hempel, 3, 65 ff.). Je näher er dem Tempel kommt, desto öder wird es um ihn her. Einsam steht er an dem Thore und an dem hohen Säulengang,

Wo eh'mals dem entzückten Ohre
Ein voller Zug im vollen Chore
Das hohe Lob der Gottheit sang.
Verwüstung herrscht jetzt um die Mauer,
Wo einst die Glücklichen gewohnt,
Und mit geheimem tiefem Schauer
Sah ich umher und sahe nichts verschont;
Und meine Freude ward nun Trauer.
Umsonst blickt Titan hier so milde,
Umsonst bekrönet er im Jahr
Zweimal mit Ernte die Gefilde;
Du suchst von Allem, was einst war,
Umsonst die Spur; ein zottiger Barbar
Schleicht mit der Dummheit Ebenbilde,
Ein Troglodyt, erbärmlicher als Wilde,
Um den verschütteten Altar.
Nur hie und da im hohen Grase wallt,
Den Menschensinn noch greller anzustoßen,
Dumpf murmelnd eine Mönchsgestalt.
Freund, denke Dir die Seelenlosen,
In Pästum blühen keine Rosen!

Seume aber hat kein unmittelbares Verhältnis zum classischen Alterthum und auch in der Vergangenheit ist ihm Alles verhaßt, was dem religiösen Cult gedient hat. In seiner Rhapsodie über das Capitol (Werke 3, 84 ff.) stellt er der Peterskirche, dem »Dom, den Blick voll hohen Spottes, Mit dem er Menschensinn verhöhnt« die »Burg des Donnergottes« gegenüber, für ihn sind sie beide gleichwerthig:

Und wer bestimmt, aus welchem Schlunde
Des Wahnsinns stygischer Betrug
Der armen Welt die größte Wunde
Zur ewigen Erinn'rung schlug?

Er entwirft dann ein abschreckendes Bild von der römischen Geschichte und wünscht die Wiederkehr der alten Zeiten nicht:

Behüte Gott nur uns und unsre Brüder
Vor diesem blutigen Geschlecht,
Vor Römerfreiheit und vor Römerrecht!
Wenn Peter stirbt, erwache Zeus nicht wieder.

In seinem großen culturhistorischen Gedicht »Rom« (1806, Werke 1, 343 ff.), betrauert auch W. v. Humboldt mit tiefer Wehmuth den Untergang der antiken Welt; aber sein milder und weiter Sinn hat auch für die Gegenwart nur ehrende Worte; wenn er auch deren Untergang voraussieht, so glaubt er doch fest an die Ewigkeit des Geistes, der sich immer neue Formen schafft in der Flucht der Zeiten.

Nahe mit Humboldt's Gedicht berührt sich in vieler Hinsicht August Wilhelm Schlegel's Elegie: »Rom« aus dem Jahre 1805 (Werke 2, 21). Aber die Gegenwart malt er mit dunkleren Farben. »Jahrhunderte brachten im Kreislauf Stets umwandelnd, den Stand frühester Zeiten zurück.« Wieder weide am Forum das Vieh wie in den Anfängen der Stadt, am hochstämmigen Bau und den speergleichragenden Hörnern der geryonischen Zucht gleichend.

Und es beschämt der Menschen Geblüt. Sind dies die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd, und dem übenden Roß,
Wie sein selber zu spotten hinunter gezogen ins Marsfeld
Drängt sich in engem Verkehr bleiches und ärmliches Volk.
Was auch möge geschehn, ein geduldig erwartender Haufe;
Bettler der Vorzeit stets, Bettler des Tages zugleich.

Führte ihnen nicht die alte römische Wasserleitung gutes Quellwasser zu, so verdürsteten sie oder schöpften ihr Naß lau in umsumpfendem Schilf.

Sind Bruchstücke der alten die Zier der erneuerten Tempel,
Sehn Graburnen, erstaunt, sich wie Altäre verehrt;
Borgtet ihr porphyrne Säulen genug und von punischem Marmor:
Borgt von den Ahnherrn auch hohe Gesinnung einmal!

Aber umsonst. Nur zu gefälligem Spiele taugen sie noch; zu männlicher That gebreche dem Gemüthe der Ernst. Nur die Kunst der Renaissance habe eine neue Blüthe heraufgeführt:

Aber sie auch schwand hin, die erheiternde Blüthe. ‚Gewesen'
Ist Roms Wahlspruch; nennt, welches Bestreben ihr wollt,
Gähnend entschleichet die Zeit, als hätte sie nichts zu erwarten.
Stets dreht Ocnus am Seil, stets von dem Esel zernagt.
Janus erscheint hier selber, der Gott der Beginne, verstümmelt:
Sein vorschauend Gesicht löschte der Jugendlichkeit
Hoffnungen aus, formlos, unkenntlicher Züge; die andre
Rückwärts schauende Stirn furchet unendlicher Gram.

Auch wenn der in classischer und romantischer Literatur sehr belesene junge Grillparzer diese alexandrinischen Dichtungen gekannt hätte, so hätten sie ihm, der von aller Poesie Anschaulichkeit und Bildlichkeit als das erste und wichtigste Erfordernis verlangte, geringe Befriedigung gewährt. Spuren ihres Einflusses werden wir also bei ihm nicht zu suchen haben.

Ganz anders mußte es auf ihn einwirken, wenn er in seinem und seiner Zeit Lieblingsdichter, dessen starker Einfluß in allen Grillparzer'schen Dichtungen jener Jahre zu erkennen ist, die wundervolle Erinnerung an die Mondnacht im Colosseum las. Byron's Manfred war 1817 erschienen. Grillparzer lernte die meisten seiner Werke sehr bald nach ihrem Erscheinen kennen. Nichts hindert uns anzunehmen, daß ihm die berühmten Verse schon vor der italienischen Reise bekannt waren, und daß sie ihm durch den Sinn zogen, als auch er sich in stummer Ehrfurcht vor der alten Größe der todten Scepterträger beugte, deren Grab auch seinen

Geist noch beherrschte. Manfred III, 4 (nach Gildemeister's Uebersetzung):

In meiner Jugend, ich erinn're mich,
Als ich noch wanderte, da stand ich auch
In solcher Nacht im Bau des Colosseums,
Umringt von Resten des allmächt'gen Rom.
Die Bäum' an den gebrochnen Bögen wogten
Schwarz in der blauen Mitternacht; es glänzten
Die Sterne durch die Mauerspalte; fern,
Jenseits der Tiber bellten Schäferhunde,
Und näher, aus der Burg der Kaiser kam
Der Eule langer Schrei, und unterbrochen
Entfernter Wachen abgeriss'nes Singen,
Im sanften Wind' anschwellend und verwehend.
Jenseits der zeitgehöhlten Bresche schienen
Ein paar Cypressen fern den Horizont
Zu säumen, die in Pfeilschußnähe standen.
Wo die Cäsaren wohnten, wo der Vogel
Der Nacht gesanglos wohnt, in einem Hain,
Der durch gestürzte Mauerzinnen sprießt
Und seine Wurzeln schlingt um Kaiserherde,
Maßt Ephen sich des Lorbeers Heimat an.
Jedoch des Fechters blut'ger Circus steht,
Ein stolzer Rest, in trümmerhafter Hoheit,
Indeß die Säl' Augusts und Cäsars Hallen
Unkenntlichen Verfalls im Staube kriechen.
Und du, o wandelnder Mond, beschienst dies alles
Und warfst ein weites, zartes Licht darüber,
Die graue Herbheit holpriger Verwüstung
Sanft mildernd, und von neuem, wie es schien,
Die Lücken von Jahrhunderten ergänzend,
Schön lassend, was schön war, und das verschönend,
Was minder schön war, bis die Stätte selbst
Zur Andacht ward und überfloß das Herz
In stummer Ehrfurcht vor der alten Größe,
Den todten SceptertRägern, deren Grab
Noch unsern Geist beherrscht.

In überraschender Weise ist Friedrich Hebbel im Gedanken und in der bildlichen Einkleidung mit Grillparzer zusammengetroffen. Max Koch in seiner Festrede »Franz Grillparzer«

(Frankfurt 1891, S. 14) wies auf die Stelle in Hebbel's Tagebuch (10. October 1844) hin: »Im Colisseum das Kreuz: es ist, als ob man es einem erschlagenen Titanen auf die Stirn gebrannt und ihn dadurch noch im Grabe zum Kreuzritter umgeschaffen zu haben geglaubt hätte« (Tagebücher 1, 110). Entgangen aber ist ihm, daß dies nur die erste Idee zu Hebbel's Epigramm »Colosseum und Rotunda« ist (Werke, Hamburg 1867, 8, 70):

Colosseum, Rotunda, ihr wurdet christliche Kirchen,
Weil euch dieses allein vor der Zerstörung geschützt,
Denn der stumpfe Zelot ergriff die Axt des Barbaren,
Als sie ihm endlich entsank, aber der weisere Pabst
Schirmte euch durch den Altar und durch die Heiligenbilder
Still vor der letzten Gefahr, welche euch drohte bis heut'.
Dennoch kommt es mir vor, als hätt' man erschlag'nen Titanen
Nach dem Tode das Kreuz noch auf die Stirne gebrannt.

Hebbel hat das Bild höchst wahrscheinlich ganz unabhängig von Grillparzer geprägt. Denn wenn auch das confiscirte Gedicht in Deutschland nicht unbekannt geblieben war, da es von mehreren weit verbreiteten Blättern sogleich nachgedruckt wurde, so ist doch kaum anzunehmen, daß Hebbel vor seinem Aufenthalt in Oesterreich ein solches veraltetes Zeitungsblatt in die Hand gefallen wäre.

In Naumann's Sammelwerk »Rom im Liede« (Leipzig, 1896), in dem Grillparzer's Gedicht übergangen ist, findet man spätere Gedichte auf das Campo Vaccino, auf das Colosseum (von Waiblinger, Allmers, Lingg) zusammengestellt, ohne daß sich nähere Berührungen mit Grillparzer ergäben.

Von Jugend auf war Grillparzer von der Liebe zum classischen Alterthum erfüllt. Gestalten aus der antiken Sage und Geschichte rief er in seinen Dichtungen zu neuem Leben auf: Spartakus, Scylla, Sappho. In der Arbeit am »Goldenen Vließ« hatten ihn die schmerzlichsten Ereignisse unter-

brochen, von deren übler Nachwirkung auf Körper und Geist er eben in Italien Befreiung suchte. Eine Oper »Ulysses« hatte er im Jahre vorher begonnen und auf der Ueberfahrt von Triest nach Venedig vergleicht er sich mit seinem Helden: »Noch einmal mußten wir hinab in unser Gefängnis, und schlafend trug uns die Barke, wie den Ulyß in die Heimat, nach Venedig« (19, 202). Ein Lucretiadrama beschäftigt ihn im Jahre der Reise. Dem älteren Brutus, der dessen Held sein sollte, gesellen sich die Gestalten der »letzten Römer« bei: Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, der jüngere Brutus, Antonius und Octavianus; in einem großen Dramencyclus, der aus 5 bis 6 Tragödien hätte bestehen sollen, wollte er den Untergang der Republik auf die Bühne bringen. Auch das mittelalterliche Italien war in seiner jugendlichen Phantasie lebendig geworden: Florenz zur Zeit der Pazzi, Mailand zur Zeit der Verschwörung gegen Johann Galeatius, Neapel während der Belagerung durch Sicon von Benevent. Das classische Alterthum und die Zeit der Renaissance in den erhaltenen Resten zu erfassen, nicht die Gegenwart kennen zu lernen, treibt es ihn nach Italien.

In Venedig tritt ihm das Alterthum zuerst entgegen, überall wo er darüber spricht, personificirt er es. »Es ist vielleicht kein Ort in der Welt, wo das Alterthum mit solcher Lebendigkeit den Menschen anspräche. Rom ist todt, ein herrlicher Leichnam, aber Venedig regt sich noch und dehnt seine Riesenglieder zum unfreiwilligen Abschied aus dem Leben« (Tagebuch 19, 202, erst in Rom niedergeschrieben). »Venedig übertrifft alles was ich bisher von Herrlichem gesehen habe, selbst Rom, ja selbst das ewige Rom, was nämlich die Macht des ersten Eindrucks betrifft, dieser Marcusplatz, diese Marcuskirche, dieser Marcuspalast, diese Denkmäler einer Größe, die zwar auf dem Sterbebette liegt, aber doch noch in den letzten Zügen die Riesenglieder dehnt und streckt, indeß Rom ganz unbeweglich da liegt . . . der bloße Gedanke an den Marcuspalast und an dieses kolossale Venedig,

das, wie jene heiligen Siebenschläfer im Mittelalter eingeschlafen zu sein scheint und jetzt erwacht, sich selbst in seiner alterthümlichen Tracht und die Umgebungen in ihrer neuen nicht zu kennen scheint, das alles spuckt gewaltig in meinem Kopfe herum« (an Caroline Pichler, 9. April, am Tage nach seiner Ankunft in Rom; Jahrbuch 1, 373). Er vergleicht den Dogenpalast mit einem Krokodil. Bei der nächtlichen Fahrt die »Riesengebäude« der Staatsgefängnisse entlang überfällt es ihn mit Fieberschauer. »All die Gewesenen und all die Verblichenen, all die Verfolger und Verfolgten, Mörder und Gemordete schienen aufzusteigen vor mir mit verhüllten Häuptern.« »Schaut hin, Unbeugsame, Starre, Unmenschliche!« — spricht er im höchsten Pathos die Henker und Richter an, »die Menschenleiden nicht beben machte und ein Mord nicht zittern« — »Das, wofür ihr gemordet habt und gerichtet, es ist nicht mehr. In Schutt liegt eure Größe, euren Abgott hat die Zeit verschlungen, eure Thaten sind zur Fabel geworden und euer Streben zum Märchen. Ueber euren Gräbern wandelt eine entartete Menge, die bald den Namen vergessen wird, für den ihr starbet.« Und wieder angesichts der »Siegeszeichen« auf dem Marcusplatze und des Meeres, »das, gebändigt, statt zu grollen, schmeichelnd die Füße leckt der es beherrschenden Stadt«: »Steh auf aus dem Grabe, entschlafener Doge, und wirf deinen Ring hinab, deine Braut hat andere Bräutigame gefunden, seit du schläfst« (Tagebuch 19, 202 f.). Der Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart erschüttert ihn. Unbegreiflich ist es ihm, wie »Gerichtsbehörden und Stellen« im Innern des Marcuspalastes ihr Wesen treiben können, als ob es so sein müßte. »Die Leute müssen sich offenbar nicht vor Gespenstern fürchten, sonst könnten sie nicht in diesen Sälen ihr Handwerk ausüben« (19, 204). Er dankt Gott, daß er kein Venetianer ist, der Anblick des großen Saales mit den historischen Gemälden und des Palastes »könnte einen wahnsinnig machen« (19, 205). So von den Geistern der Vergangenheit umschattet, eilt er durch

die blühenden Gefilde seinem eigentlichen Ziele, Rom, zu, um dort die Osterfestlichkeiten noch mitmachen zu können. Auf eine traurige Art kündigt sich ihm »die Nähe der Priesterstadt« an:

»Unfruchtbare, dürre Heiden, ohne Cultur, ohne Wohnung, ohne Menschen, sagen vernehmlich: hier ist ein Wahlreich und der Gewählte ist ein Priester, und dieser Priester ist gewöhnlich ein Greis. Man hatte wegen der Reise des Kaisers und seines Gefolges das Gesträuche weghauen lassen,*) das sonst zu beiden Seiten der Straße stand, weil es den Räubern zu Schlupfwinkeln diente. Dadurch aber ward die Gegend noch kahler, noch trauriger.... Schneidend ist der Contrast dieser Oede mit der herrlichen Via Flaminia, auf der man fährt und die auf jedem Schritt erinnert, wie reich und glücklich einst Gegenden waren, wo man derlei Straßen bauen konnte. Mit einem eigenen Gefühl fährt man auf der Straße, auf der einst römische Heere zogen, und hinter jedem Hügel glaubt man beinah Helme und Spieße hervorragen zu sehen« (19, 210).

In dieser Stimmung, zur Kritik geneigt, betritt er Rom. Seine erste Aufzeichnung gilt der Peterskirche: »Wenn man Lust hätte, Vergleichungen anzustellen, so würde man sagen,

---

*) Auch in Rom wurden Anstalten zum Empfang des Kaisers getroffen. Vgl. Böhmer an Pfeiffer, 23. März 1819 (Janssen, Böhmer, 2, 41 f.): »In Rom nehmen die Anstalten zum Empfang des Kaisers immer mehr zu. Vor allen Dingen sind mehrere Abgaben bedeutend erhöht worden. Dann auch hat die Polizei in jedem Haus einige treffliche Anordnungen ansagen lassen, z. B. von einer gewissen Zeit an darf keine Wäsche mehr zum Trocknen aus den Fenstern gehängt und die Hühner dürfen nicht mehr auf die Straße gelassen werden! Auch müssen alle Höcker mit Obst und dergleichen sie verlassen und die Schneider, Schuster und andere Handwerker dürfen nicht mehr auf derselben arbeiten. Die Wege werden ausgebessert und die Mauern 2c., bretterne Gerüste aufgeschlagen, besonders auf dem Capitol. Rhoden sagte: Es ist nur gut, daß sie nicht auch das Colliseum weiß anstreichen.«

St. Stefan in Wien sei eine Kirche für deutsche, St. Peter in Rom eine für italienische Andacht. Ich finde St. Peter auf allen bildlichen Darstellungen bei weitem erhabener, als beim ersten Anblick der Wirklichkeit. Diese Kirche hat von außen den Hauptfehler, daß es keinen Totalüberblick davon gibt. Bevor man die Colonnaden erreicht hat, sieht man diese nicht, sondern blos die Kirche, weil elende Häuser die erstere verdecken; hat man aber einmal die Colonnaden erreicht, so muß man nicht blos vor sich blicken, sondern auch um sich und hat somit keinen Gesammtüberblick mehr. Auch machen die ungeheuren Verhältnisse, in denen diese Kirche gebaut ist, daß man nur durch Vergleichungen mit daneben befindlichen Gegenständen sich die eigentliche Größe derselben versinnlichen kann. Nach einer solchen Vergleichung ist es aber denn auch natürlich schon um das Erhabene des Eindrucks geschehen, das als Unermeßliches erscheinen muß und daher durch Messen verloren geht. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Innern. Hier geben die Statuen und Verzierungen schon beim ersten Anblick unwillkürlich einen Maßstab zur Vergleichung, und daher verfehlt auch das Innere seine Wirkung nicht. Wenn man auch der Peterskirche als Kirche etwas vorziehen könnte, so kann man es doch nicht als Gebäude.*) Es ist schauerlich, wie dieses Gebäude mit dem

*) Grillparzer's Ansichten vergleiche man mit denen Meyern's, der damals in Rom seinen Umgang bildete (Hinterlassene kleine Schriften 3, 17 f.): Peterskirche — für ein Gebäude von solchen Dimensionen müssen die Stufen von keinem Menschen überschritten werden können. Es war also übel, diese kleinlinige Schritt-Rampe ohne etwas, was ihr Halt gibt, vorzusetzen — die Säulen des Rundganges zwei Schritt auf fünf Schritt Zwischensäule, in keinem Verhältnis zum Hauptgebäude, zumal durch ihre tiefere Stellung und seine Höhe, vereinzelt, abgesondert durch die zwei langen Fenstergänge, etwas für sich ohne eigentlich bestimmte Einheit mit dem Ganzen. Die Façade, ein zusammengestoppeltes Miethhaus, das anlocken soll durch allerlei Prachtstücke und Schnörkel, Mezzaninen und Prachtgeschosse, um Miether aller Art zu finden: und dann die schwere Attika darauf und

Himmel durch seine Kuppel und mit der Unterwelt durch das Grab der Apostel Peter und Paul zusammenhängt, das gerade unter der Kuppel auf geheimnisvollen Treppen unter die Erde hinabsteigt. Daß dieses Grab eine Treppe tief, statt mit einer Thür, mit einem goldenen, aber nur halb durchsichtigen Gitter verschlossen ist, zeigt, wie diejenigen, die die Kirche bauten, wußten, wie auf das Gemüth des Menschen gewirkt werden muß« (19, 211). Von den Osterfeierlichkeiten erwähnt das Tagebuch die Austheilung des päpstlichen Segens vom Altan der Peterskirche, deren Eindruck ihn überwältigte: »Der ungeheure Altar, dunkelroth ausgeschlagen, mit einer Reihe von Cardinälen besetzt, von denen jeder für sich schon aussieht wie ein König, und nun, über all diesen Königen in Purpur hoch erhaben, auf seinem weit hervorragenden Throne der Papst in vollem Schmuck, mit ausgestreckter Hand den Segen spendend orbi et urbi, alles niedergeworfen, er allein, ein Gott, thronend hoch über allem — ich werde den Augenblick nie vergessen« (19, 211) und schildert ausführlich die außerordentliche, unvergleichliche Wirkung des Miserere (19, 222f.).

Aehnlich im Briefe an die Pichler: »Der Eindruck dieses letzteren war größer als alles andere, was ich bis jetzt erfahren, und wird mit dem Marcuspalast und mit dem ersten Anblick des Meeres als Merkzeichen in meiner Erinnerung stehen« (Jahrbuch 1, 374); der Lamentation sammt dem Miserere komme nichts bei, was er gehört habe bis jetzt, selbst Beethoven's Symphonien nicht; in der Selbstbiographie faßt er alles zusammen: »Das wunderbare Miserere von Allegri, durch die herrlichsten Stimmen ausgeführt, wobei man mit theatralischer Kunst den Zeitpunkt abwartet, wo die sixtinische Kapelle mit Michel Angelo's Meisterwerken sich schon in die

der flache Fronton ohne Dach. Warum nicht das Gesimse ganz oben und Säulen durchaus hinauf, um ein plattes Dach zu tragen? Nichts, gar nichts, was nur die Ahnung einer Kirche gäbe. Und das nennt man den Triumph neuer Kunst.«

Dunkelheit zu hüllen anfängt und nun aus dem allein erleuchteten Chor die Töne wie aus dem Himmel herabsteigen, die Fußwaschung (der er übrigens nach 19, 223 nicht beigewohnt hatte), die Pontificalmesse mit dem Segen des Papstes ...... machten auf mich einen Eindruck, der allenfalls einen Schlagfluß begreiflich gemacht hätte« (19, 85).

Betäubt durch diese auf ihn einstürmenden Gewalten des christlichen Rom betritt er nun wenige Tage später das Forum, das Colosseum, die Katakomben. Das Tagebuch hält auch diese Eindrücke in ihrer ganzen Frische und Unmittelbarkeit fest, und zeigt uns, wie sich in ihnen die dichterische Auffassung und Gestaltung schon allmälig vorbereitet. Am meisten fällt ihm die ausnehmende Kleinheit aller öffentlichen Gebäude im alten Rom auf. »All diese Werke, die sich die Phantasie als so groß vorstellt, waren, aus dem Raum zu schließen, der von einer Ruine bis zur andern geht, nur äußerst klein, und demungeachtet mußte wegen ihrer Menge das Forum so mit Gebäuden überladen sein, daß man kaum an ein gutes Aussehen desselben glauben kann. Hiezu kommt noch, daß die Gebäude offenbar ohne Symmetrie unter sich hingepflanzt waren; mit einem Wort, man kann sich keine klare Vorstellung machen, wie das je schön sein konnte.« Dagegen könne man den Gebäuden, welche die späteren Zeiten hervorgebracht haben, diesen Vorwurf der Kleinheit nicht machen. Der Tempel des Titus sei vielmehr ein ungeheures Gebäude. »Konstantin ließ das Ganze in eine Kirche umgestalten, und man hat Gelegenheit, durch Vergleichung des von ihm in die mittelste Halle hinausgebauten Ausbuges die Verschiedenheit der Zeitalter in der Verschiedenheit der Arbeit zu beobachten. ... Die ungeheuren Mauern des Tempels des Antonins und der Faustina hat man benützt, um eine Kirche des heiligen Lorenz daran zu flicken, die jetzt Antonins herrliche Säulen unfreiwillig schmücken.« Die Größe der Titusbäder und der Kaiserpaläste erscheint ihm als eine barbarische, man könne nicht verkennen, daß sie von Despoten

gebaut seien. Wie Höhlen wilder Thiere muthen sie ihn an, in denen ein lebensfroher Grieche es nicht ausgehalten hätte. Ganz anders nun das Colosseum. »Ein lebhaftes Bild der römischen Größe, so daß die Phantasie dadurch wirklich erweitert wird, gibt unter allen hiesigen Denkmälern alter Zeit beinahe allein das Colosseum. *Herrlicheres* kann man nicht mehr sehen.*) Dieses wird besonders in Rom klar, wo man so viele vorzügliche Gebäude sieht und doch verschwinden alle in nichts vor diesem *Koloß*. Es ist interessant, eine Vergleichung zwischen dem Eindruck anzustellen, den die noch ungeheurere Peterskirche macht, gegen den des Colosseums. Wenn man in Rom ausspricht, daß die Peterskirche beim ersten Anblick nur eine mäßige Idee von Größe erwecke, so pflegt man gewöhnlich zu sagen: Das rühre von den *richtigen* Verhältnissen her, in denen sie gebaut ist. Aber ist es denn das Colosseum in minder richtigen? und doch erscheint es beim ersten Anblick als ein Großes, indes man die Peterskirche mehreremale sehen und erst Vergleichungen anstellen muß, um sie ganz zu würdigen. Meiner Meinung nach rührt diese Verschiedenheit nicht von daher, daß die Peterskirche in richtigen, sondern daß sie in *ungeheuern* Verhältnissen gebaut ist, das Colosseum aber nur in *großen*. Diese fünf Reihen Bogen übereinander, deren jeder sich sogleich als sehr groß darstellt, machen mich die Größe des letzteren beim ersten Blick erkennen; wer sagt mir denn aber bei der Peters-

*) Auch hier möchte ich die entsprechende Stelle aus Meyern's Tagebuch zum Vergleich heranziehen (3, 18): »Die Schönheit des Colosseum — das, wodurch es zugleich malerisch und historisch ergreift (und durch Ahnung und Bedeutung sich mit der Seele verknüpft), ist die jedes Sinnes; — offne Lichter, einfallender Tag, dunkle Gesträuche, das absicht- und bedürfnislos in sich selbst Fortdauernde, die öde Verlassenheit, der in Allem herrschende Gedanke eines Zustandes, der einst war und nicht mehr ist, der in Trümmern sich zeichnet und diese Trümmer gleichsam als freigewordene bezeichnet, die der Mensch nicht mehr beherrscht und die der Zeit, dem ewigen Strome der selbstständigen Mächte heimgefallen sind.«

kirche, wie hoch diese einzige Säulenreihe sei, welche das Gebälk trägt? Erst wenn man die Entfernung des Petersplatzes praktisch erfahren hat, bewundert man die Kirche, und man muß die Größe herausrechnen, statt sie anzuschauen.«

An den Thermen der Caracalla hebt er wieder die ungeheuren Massen hervor. »In der Ecke von einer der innersten Hallen sieht man noch die Reste eines halb verlöschten Madonnenbildes, von wem gemalt und zu welchem Ende? weiß niemand.«

Mit den Katakomben macht er den Schluß. »Mein Führer, der Küster von St. Sebastian, nannte mir eine unermeßliche Zahl von Märtyrern, die hier begraben gewesen sein sollen. Uebrigens begreift sich die düstere Richtung, welche die Religion des schönmenschlichen Christus bei seinen Verehrern genommen hat, einigermaßen, wenn man sieht, an welchen Orten sie gezwungen waren zu beten und zu lehren. Aristipp hätte in den Katakomben zum Heautontimorumenos werden müssen..... Als ich herausgestiegen war aus diesen Klüften der Unterwelt und hinüberblickte nach dem herrlichen Rom und seinen Denkmalen der Vergangenheit, da ward mir nachdenklich und sonderbar zu Muthe. Dort die Stadt, urbs et orbis, thronend und prangend, und hier die Katakomben, wie Repräsentanten des Heidenthums und des Christenthums. Und all deine Kraft und all deine Pracht hat dich nicht retten können, göttliche Roma, du bist erlegen, und auf den Zinnen deiner Götter prangt das Zeichen, das hervorging aus diesen Klüften und langsam wandelnd, aber unabläßlich, dich überholte, als du müde warst und nicht mehr fliegen konntest.« Die Stimmung, mit der Grillparzer in Rom einzog, durch den Glanz und die Pracht des katholischen Cultus etwas zurückgedrängt, ist wiedergekehrt und hat die Stellung behauptet. Es ist trotz der Tagebuchbemerkung 19, 224 von der Unerfreulichkeit der ersten Eindrücke und der damit verknüpften Unbehaglichkeit weit mehr als »augenblickliche

Stimmung«, es ist wirklich sein Glaubensbekenntnis, was er da schrieb.

Der Zögling der Josefinischen Periode war in diesem Gedankenkreise von frühester Jugend an heimisch. Von dem aufgeklärten Vater hatte er diese Ideen überkommen, der in seiner kirchenrechtlichen, später auf den römischen Index gesetzten Dissertation »Von der Appellation an den römischen Stuhl« als antipapistischer Eiferer im Sinne der Josefinischen Anschauungen auch in die Oeffentlichkeit getreten war und darin aus seiner Abneigung gegen die »rachsüchtigen Mönche«, die er mit gedungenen Soldaten und anderem »Pöbel« zusammenwarf, kein Hehl machte. Schon als Knabe hatte der Dichter skeptische Worte aus dem Munde des Vaters aufgefangen und wohl im Gedächtnis behalten. Als halbwüchsiger Jüngling gefällt er sich im voltaireschen Spötteln über religiöse Dinge und scheut sich nicht, die Farben recht stark aufzutragen; früh schon verfolgt er die Papstgeschichte des Mittelalters mit kritischem Auge. Früher als die großen deutschen Dichter der classischen Periode lernte er die österreichischen Schriftsteller der Achtziger Jahre kennen, und keiner gewann auf den jugendlichen Skeptiker so großen Einfluß wie der skeptische, cynische Blumauer.

Die Namen Grillparzer und Blumauer nebeneinanderzustellen, mag auf den ersten Blick als Blasphemie erscheinen; keinen größeren Gegensatz zu dem Dichter der Sappho und der Hero meint man ersinnen zu können, als den Verfasser der travestirten Aeneide. Und dennoch fällt Blumauer eine nicht unbedeutende Rolle in Grillparzer's Entwicklungsgang zu. Blumauer gehört bis in die neueste Zeit zur Lieblingslectüre der österreichischen Gymnasialjugend; immer neue Auflagen seiner Werke verschlingt sie; auch in höher gestimmten Gemüthern scheint sich der Spott über die antiken Gestalten mit der Liebe und Bewunderung für sie zu vertragen. Das Pikante, Freche, Cynische erregt Neugierde und entlockt Beifall, wenn auch die Enttäuschung rasch nach-

folgt. Der Reiz des Verbotenen thut das Uebrige. Um wie viel mehr mag Blumauer zu Anfang des Jahrhunderts der Jugend den Kopf verdreht haben. Er war einer der wenigen österreichischen Dichter, die man in Deutschland las. Man wies ihm eine hervorragende Stelle auf dem deutschen Parnaß an. Man war stolz auf den Landsmann. Man nannte ihn in einem Athem mit Voltaire. In der von Grillparzer und seinen Freunden gestifteten Bildungsgesellschaft hielt man ihn ernster Betrachtung für würdig. Die »Zerstreuten Gedanken über das Wesen der Parodie«, die Grillparzer dort am 20. Mai 1808 vorlas und worin der Name »Parodie« auch auf die Travestie ausgedehnt wird, gipfeln in einer Ehrenrettung Blumauer's: »Obwohl Deutschland seines Witzes wegen eben nie sehr berühmt war, so hat es doch in diesem Fache den größten Dichter aufzuweisen, nämlich Blumauer, und dieses Mannes Werk ist vielleicht das Beste, was je in dem Gebiete der Parodie emporgeblüht ist. Gewiß, wer dieses Mannes Werke liest, kann sich nicht enthalten, trotz den Herkulessen, Telemachen, Marpissen unsrer schreibseeligen Vaterstadt zu wünschen, daß bald unter uns ein Mann aufstehe, der der Parodie zu ihrer verlorenen Ehre wieder verhelfe und durch eine andere Aeneis das Geschwätz faselnder Pedanten über die Verächtlichkeit dieser Dichtungsart zum Schweigen bringe.« Grillparzer selbst fühlte das Zeug in sich, diese Heldenthat zu vollführen. Seine andere Aeneis heißt »Mein Traum« und sollte daneben die getreue Nachahmung eines zweiten Blumauer'schen Werkes werden: »Pater Cochems Himmelsreise und Höllenfahrt. Meinem hochwürdigen Freund, dem Dominicaner-Prior dedicirt« (Werke, Wien 1884, 4, 39 ff.), das selbst nur eine matte Copie des sechsten Buches der Aeneis ist.

Pater Cochem, der auch in der Aeneis oftmals erwähnt und citirt wird, sei einstmals nach einem Klosterschmaus, wo duplex getrunken ward, wie eine Maus so fest in Schlaf gesunken.

Da kam ihm nun im Traume vor,
Als führte ihn ein Engel
Erst durch das schmale Himmelsthor,
Dann zu die Höllenschwengel.
Obwohl's zwar noch nicht Mode war,
Ein Reis'-Journal zu schmieren,
So thät doch Cochem auf ein Haar
Das, was er sah, notiren.
Sie loser Spötter fragen mich,
Worauf er's denn notiret? — —
Ja, lieber Freund, darnach hab' ich
Auch fruchtlos inquiriret.
Mir stiegen selbst wohl Zweifel auf,
Wie's möglich konnt' geschehen,
So viel in wenig Stundenlauf'
Ganz haarklein zu besehen.
Geschehen ist's, — doch wie's geschah,
Hoc non est demonstrandum,
Wie in der Metaphysika
Das animae commercium.
Drum bitt' ich Sie, mit Krittelei'n
Mich fürder nicht zu stören
Und dem, was Cochem sah, hübsch fein
Geruhig zuzuhören. — —

Er kommt zuerst in den Himmel, Gott Vater selbst begrüßt ihn mit huldreichen Mienen als lieben Getreuen und gibt Auftrag, daß er mit altem Achtundvierziger und Himmelskost bewirthet und der Länge und der Quere durch das ganze himmlische Revier geführt werde.

Mit einem tiefen Bückling wand
Gen Cochem sich der Engel
Und gab darauf die rechte Hand
Den dicken Klosterbengel
Und führt' ihn, wies befohlen ward,
Mit vielen Reverenzen
Zum Schenktisch, wo von aller Art
Er ihm ließ Wein credenzen.

Dann gings zum Speisespeicher. Dem Pater lacht das Herz im Leibe. Langer Speisezettel (»Schildkröten, wie ein

Teller groß ... Von einem Karpfen ein Koloß«). Der »Lecker« schnüffelt nach den Speisen, langt gierig nach dem Tisch, zählt die Schüsseln, leckt sich lüstern an dem Munde, »wie seine Schnauz' ein Kater«. Vom himmlischen Concert, in dem er lange Weile hat, geht's zum Stalle. . . .

Jedoch auch die Menagerie
Wollt' Cochem nicht sehr freuen,
Drum führt' das dumme Klostervieh
Der Engel zu was Neuem
Und zeigt' auf einem andern Platz
Ihm alle Practiosa
Von dem unschätzbar'n Himmelsschatz, —
Dies war'n nicht odiosa
Für unsern stumpfen Pater mehr.

Der Engel führt den staunenden Klostermann weiter durch das Zeughaus mit den Armaturen der himmlischen Panduren und durch die himmlischen Fabriken von Rosenkränzen und Skapuliren und steigt auf Jacobs Leiter mit ihm in den finsteren Höllenschlund, um ihm die Teufelshunde und ihre Wirthschaft zu zeigen.

Damit du aber feuerfest
Kannst gehen, stehen, sitzen,
So muß ich dich vorher auf's Best'
Mit Weihwasser bespritzen.
Häng' Skapulier sammt Rosenkranz
Dir um die Brust und Lenden,
Dies wird den höll'schen Firlefanz
Und Spuk von dir abwenden.

Der Weg zur Hölle ist ganz finster; aber der zunehmende Gestank, das wachsende Gebrüll und Geheul verräth ihre Nähe.

Es war ein Toben, war ein Wühl'n,
Ein Rauchen, Flammen, Dampfen
Als thäten tausend Pulvermühl'n
Gluth, Pech und Schwefel stampfen!

. . . .

Entsetzen, Schreck und Angst durchdrang
Herrn Cochem ohne Ende . . . .

Der Engel redet dem zweifelnden »Kapuziner Thomas« Muth zu, so daß er »keck wie ein Ritter« bis vor das Höllengitter vordringt. Das Feuermeer, in dem die »Damnaten« braten, wird geschildert. Dann läßt ihm der Engel die Schreckgestalt des Satanas betrachten,

Die Cochem gar abscheulich malt,
Wie leichtlich zu erachten.

Darauf eine carikirte Beschreibung der »scheußlichen«, »gräßlichen« Teufeln. In der Küche vergeht Cochem der Appetit (in der travestirten Aeneis war er selbst als Oberküchenmeister der großen Höllenküche eingeführt worden); in der Schenke bittet »der arme durst'ge Tropf um ein Glas Bier zum Trinken«, man gießt »dem durst'gen Lecher« aber »von Eisenfeil und Vitriol ein gährend Naß« in den Becher. Beim Conditor sieht er sich nach »Durstzelteln« um, allein »der Großfürst Luzifer« aß nichts als gift'ge Schwämme zum Dessert. Er will sich den Durst »mit Geometrie verjagen« und mißt die Hölle aus.

Nach Kopfarbeit sich gütlich thun
Dünkt unserm Mönch am besten,
Denn sein Beruf war's viel zu ruh'n,
Nichts denken, brav sich mästen.

Drum geht er ins Casino, wo man Broschüren von Pasquino las. Herr Cochem aber »war vom Räsonnir'n kein Freund nicht«; drum geht er in den Circus zur Hetze, in deren satirischer Schilderung das Gedicht gipfelt. Der Tiger ist ein Tirann, der Drache — ein Bonze,

Ein Bettelmönch als träges Schwein
Wurd' jämmerlich gehetzet,
Darob gar sehr mit Bravoschrei'n
Sich alles Volk ergötzet.

die Hyäne — ein Inquisitor, der Bär — Nachdrucker, die Hunde — Autoren u. s. w. Ein Feuerwerk von Stuwer macht den Schluß. Als die Festung aus »Kartenblatt« losknallt, klatscht und wiehert der Höllentroß vor Freude.

Herr Cochem schrie in Jubilo
Viel lauter, als er's dachte,
Sein Bravo und Bravissimo,
Daß er darob erwachte.

So beschaffen war Grillparzer's Vorbild. Er theilt aber das größere Epos, das ihm vorschwebt, nach Muster der Aeneis in Bücher und setzt dem ersten und einzigen, das fertig geworden ist, so wie Blumauer eine Inhaltsangabe voraus: »Erscheinung des Geistes des Pater Kochem, Unterredung desselben mit dem Verfasser. Fahrt nach dem Himmel. Ermahnungen des Geistes auf dieser Fahrt.« Und er wählt auch die siebenzeilige Strophe der travestirten Aeneis:

Ich lag jüngst spät bey tiefer Nacht
Einsam in meinem Bette,
Und hatte eben durchgedacht,
Wie man's zu machen hätte
Wenn man der Heuchler große Schaar
Vernichten wollte ganz und gar
Und fing an zu entschlafen.

Bis, als die Glocke zwölfe schlägt,
Aus meinem süßen Schlafe
Mich eine Geisterstimme weckt,
Die ruft: »Verwegner Sklave!
»Der du die Mönche Heuchler nennst
»Und weder Höll noch Teufel kennst
»Hier blicke her und zittre!

Ich setzte mich im Bett' empor
Und hob die Augenlider,
Da trat ein Ungethüm hervor,
Mir bebten alle Glieder,
Ein mächtig schwarzer, dicker Geist,
Der mich bey'm Arme zerrt und reißt,
Als wollt' er mich zerfleischen.

Er war im geistlichen Ornat,
Mit Meßgewand und Stole,
Und ganz in seinem Kirchen-Staat,
Vom Kopf bis zu der Sohle.
Mit fettem Bauch und kahlem Schopf,
Mit mächtig großem, dicken Kopf,
Stand er vor meinem Bette. *)

In der einen Hand trägt er das Kreuz, das Helena erfand, in der andern ein goldenes Schwert und schneidet ein fürchterliches Gesicht. Ein Heer von Millionen Teufeln liegt zu des Geistes Füßen. Der erschreckte Dichter hält ihn für den Luzifer und ruft zu Gott um Erbarmen.

---

*) Der Anfang erinnert an die Erscheinung des Anchises vor Aeneas im fünften Buch von Blumauer's Aeneis (Werke 3, 117):

Indessen war bereits die Sonn'
Im Meer auf ihrer Reise,
Und aller Orten herrschte schon
Der Tag der Fledermäuse.
Aeneas schlief, es war schon spät,
Da trat ein Geist hin an sein Bett
Und nahm ihn bei der Nase.

Jesus, Maria, Joseph! rief
Der Held, ohn' es zu wissen,
Und steckte seinen Kopf, so tief
Er konnt', hinein ins Kissen.
Allein der Geist blieb vor ihm steh'n,
Und sprach mit einem trotzigen
Gesichte diese Worte:

›Blick' auf! ich bin kein böser Geist,
Der nur von Schwefel stinket,
Ich bin, wo man Ambrosia speist
Und frischen Nektar trinket;
Ich, dein hochseliger Papa,
Bin selbst dich zu kuranzen da,
Weil du nicht Wort willst halten.

Ihr Freunde lachet nicht, fürwahr
Mein Irrthum war verzeihlich,
Umrungen von der Teufeln Schaar
Erschien er ganz abscheulich.
Auch war er überdies bewehrt
Wie ich gesagt mit einem Schwert,
Da muß man sich wohl scheuen!

Auch sah er so verteufelt aus,
Als wäre er besessen,
Und macht' ein schreckliches Gebrauß,
Als wollte er mich fressen.
Daher sah ich den guten Mann
Für jenen großen Teufel an.
Verzeih' mir Gott die Sünde!

Er verlangt, daß der Geist den Namen Jesu ausspreche und zwingt ihn auf die Bibel zu schwören, daß er von Gottes Dienern sei. Der Geist schwört, nun hält ihn der Dichter für einen Heiligen.

Das nicht, versetzt in tiefem Ton
Der Geist, nein ich bin keiner,
Mir fehlt Kanonisation,
Doch bin ich nicht viel kleiner.
Mein Nahm' ist überall bekannt,
Mit Ehrfurcht wird er stets genannt,
Doch bin ich nur ein Seel'ger.

Doch du darfst glauben, ich bin nicht
Von den gemeinen Seelen,
Im Himmel habe ich Gewicht,
Und habe zu befehlen.
Ich schrieb das gräuliche Legend
Der Heiligen das jeder kennt,
Kurz ich bin Pater Kochem!

Mit diesem Schwert in meiner Hand
Bestrafe ich die Bösen,
Doch kann ich auch der Sünden Band
Mit diesem Schwerte lösen.

Ja dem, der an die Kirche glaubt,
Ist manch' Vergehen wohl erlaubt,
Das man an andern tadelt.

Nur dem, den sein Vergehen reu't
Kann man Verzeihung schenken,
Denn immer muß die Billigkeit
Des Richters Ausspruch lenken.
Leg er der Kirch sein Geld in Schoos
So ist er seiner Sünden los,
Dann bete er und faste.

Der Sünder aber, der nichts hat,
Wird excomuniciret,
Da eine jede Lasterthat
Zu tausend andern führet.
Doch auch mit dem hat's keine Noth,
Er weihe seine Seele Gott,
Und werd' ein Kapuziner!

Doch jener, welcher nicht bereu't
Trotz allen seinen Sünden,
Der wird ohne Barmherzigkeit
Schon seine Strafe finden.
Der wird vor Gottes Richterstuhl
Verdammet zu dem Schwefelpfuhl
Wo die Verdammten prasseln.

Wer Gottes Diener nicht verehrt,
Und lästert seinen Nahmen,
Sich nicht an die Quatember kehrt,
Gehöret in die Flammen.
Atqui, du bist ein solcher Wicht,
Ergo verdammt dich das Gericht.
Quod erat demonstrandum.

Trotz des Sünders Weigerung schleppt er ihn in seinen Phaëton*) und fliegt mit ihm im Hui davon, geradeswegs zum Teufel.

*) Im fünften Buch der »Aeneis« steigen die Facultäten in Luftballons, Luftschiffen, Luftkarjolen, Luftpirutschen, Luftgaleeren, Galljonen zum Himmel auf (3, 160 ff.).

Du bist, fing er im Wagen an,
Ein wahrer Libertiner,
Bekümmerst dich um keinen Bann,
Schimpfst auf die Kapuziner,*)
Hält'st nichts auf Inquisition,
Und auf die Gnad' sine qua non
Man nie kann seelig werden.

Man sagt du liebest den Rousseau,
Und lobest den Voltaire.
Bekennst dich coram populo
Zu ihrer falschen Lehre.
Sag'st, daß Rousseau ein guter Christ,
Ein bess'rer als manch Priester ist,
Und liesest seine Schriften!**)

Noch nicht genug, auch überdieß
Ließ'st du verboth'ne Schriften,
Wie des Blumauer's Aenëis,
Die nur die Welt vergiften,
Und schimpf'st selbst auf den Papst von Rom,
Hält'st keinen Geistlichen für fromm,
Und nenn'st uns alle Heuchler.

Behauptest daß zur Rel'gion
Auch die Vernunft gehöre
Und daß auch keine Nation
Ohn' diese glücklich wäre.
Der Gläubige ohne Vernunft,
Gehöre zu der tollen Zunft
Der Thoren und Phantasten!

Und wie ich höre, wolltest du
A la Blumauer schreiben,
Doch nun geht es der Hölle zu,
Da laß du's immer bleiben,

*) Vgl. Aeneis Buch 5: »Ein Dutzend wohlgemästete, langbärt'ge Kapuziner« (3, 97).

**) Die Aeneis versetzt Rousseau in die Unterwelt:

»Und auch der ehrliche Jean Jacques
Sucht' hier, ohn' allen Schabernack,
Nach Wahrheit und nach Kräutern.«

Wenn du nicht in der Hölle Schoos
Im Luzifers geheizt'm Schloß
Bey Blumauer willst sitzen.

Blumauer, schrie ich, und ward blaß,
Wär' in der Höll' mein Vater,
Ich sehe wohl ihr treibt nur Spaß,
So viel ich weiß, so hat der
Blumauer in der Aeneis,
Nichts fehlerhaftes, nein gewiß
Er ist nicht in der Hölle!

Er ist's, weil er das Christenthum,
Sprach er, mit Spott verachtet,
Und uns'rer heil'gen Kirche Ruhm
Und Glanz zu stürzen trachtet,
Weil er dem Papst sein Anseh'n raubt,
An keine Seligsprechung glaubt,
Die Heiligen beschimpfet.

Doch guter Freund, jetzt merke auf,
Ich hab' dir noch zu sagen,
Warum wir so in vollem Lauf'
In hohen Lüften jagen?
Du sollst durch Höll' und Himmel geh'n
Und dort alles genau beseh'n
Um den Spott zu bereuen.

Doch sieh hinauf, wir sind sogleich,
In einer halben Stunde,
In des so holden Glaubens Reich.
Hier machen wir die Runde,
Und fahren dann sogleich davon,
Hin zu der nächsten Station
In dem gepries'nen Himmel.

Mehr ist nicht erhalten und mehr hat Grillparzer kaum davon gedichtet. Wir brauchen uns auch nicht die Frage vorzulegen, auf welche Gegenstände und Persönlichkeiten er auf seiner Fahrt durch Himmel und Hölle die satyrischen Streiflichter fallen lassen wollte. Der jugendlich kecke Versuch

soll uns ja hier nur zum Beweise dienen, wie genau Grillparzer mit der travestirten Aeneis und anderen Werken Blumauer's bekannt war und wie sehr er sich in die Art und Unart des Satyrikers eingelebt hatte.

Im achten Buche der Aeneis erscheint der »heilige Tiberius« dem Aeneas im Traum und befiehlt ihm die Gründung Roms mit boshaften Anspielungen auf den Primat, die päpstlichen Rechte und Fürst Constantin als deren Begründer, auf die Papstgeschichte. Erwacht, läßt sich Aeneas sogleich auf der Tiber, »dem Christoph aller Flüsse«, huckepack zu König Evander tragen. Mit diesem besieht er die ihm im Traum bezeichnete Gegend und geht ihn an, ihm auf dem Platz den künftigen Plan von Rom zu expliciren. In seiner grellen und rohen Weise contrastirt Blumauer Alterthum und Gegenwart mit steten Ausfällen auf Papst und Geistlichkeit.

Der alte Herr Evander that's
Und wies in Or'ginali
Ihm jetzt den großen Tummelplatz
Der Salti immortali.
Der alten Römer, und auch den
Um gute zehnmal kleineren
Der heut'gen Pagliazzi.

Er wies die Ureinwohner Roms
In armen kleinen Hütten
Ihm jetzt jenseits des Tiberstroms,
Ein Volk von groben Sitten.
Drum war und blieb auch stets allhier
Das Sesselträger-Hauptquartier
Der alt- und neuen Römer.

Dann zeigt' er einen Berg ihm an,
Wo man den Gott verehrte,
Durch dessen Hilf' und Fürbitt' man
Die Kinder reden lehrte;
Worauf, weil Kinder immerdar
Die Wahrheit sprechen, unfehlbar
Der Vatikan geworden.

»Hier ist«, begann Evander itzt,
»Ein Poltergeist versteckt',
Der gleich dem Donnergotte blitzt,
Und Nachts die Bauern schrecket.
Es sei ein Gott, geht hier die Sag',
Allein von welchem neuen Schlag
Das mag der Teufel wissen.«

Drauf kam ein Wald, wo Romulus
Sein Städtchen zu peupliren,
Zuerst es unternahm, das Jus
Asyli einzuführen;
In welche hochbefreite Stadt
Sich dann vor Galgen, Schwert und Rad
Die Stifter Roms salvirten;

Auf welchem Platz jedoch nachher
Die Römer Krieg und Frieden
Als Fürsten und Eroberer
Der halben Welt entschieden;
Allein, wo nun des Morgens Früh
Nur Ochsen, Rinder, Schaf' und Küh'
Und Schweine Reichstag halten.

Dann auch ein Plätzchen in dem Hain
Das einst die Rostra zierten,
Wo mit allmächtigem Latein
Die Cicero's plaidirten.
Und wo, vom süßen Wein erhitzt,
Sein Kauderwelsch den Bänken itzt
Ein Franziskaner predigt.

Und dann die höchste Herrlichkeit
Der künft'gen Erdengötter,
Das hohe Capitol, anheut
Das römische Bicetre.
Dann einen Fels, das heidnische,
Und späterhin das geistliche
Lupercal Alexanders.

Dann die Katakomben . . . . »die Rumpelkammer heut zu Tag der alten heil'gen Leiber.«

Hierauf zwei überprächtige
Badstuben großer Kaiser,
Jetzt Scheunen und Gefängnisse
Langbärtiger Karthäuser;
Dann auch den unterird'schen Dom
Der Göttin, der man jetzt zu Rom
Auf allen Gassen opfert.

Und dann das Feld des Mars, wo man
Das Waffenspiel nur liebte,
Und wo Roms Jugend sich fortan
Im Welterobern übte; —
Wo zwischen Höckerweibern itzt
Ein Paar Salamekrämer sitzt,
Sein Alla mora spielend.

Die Ehrensäulen, die der Welt
Der Römer große Thaten
Zu Haus, zu Wasser und im Feld
So laut verkündet hatten:
Ein Ding, das bei den Römern nun
Zween andere Herolde thun —
Marforio und Pasquino. (3, 203 ff.)

Der fromme und tapfere Held kreuzt und segnet sich über diese Wunder. Inzwischen läßt Vulcan auf Venus' Wunsch in seiner Werkstatt, worin der Waffenvorrath fürs Vatikan'sche Zeughaus, »groß' und kleine Donnerkeil' für'n Vatikan'schen Zeus« fabricirt werden, Aeneas eine Rüstung schmieden. Von Evanders Sohn, dem Prinzen Pallas begleitet, zieht er zum Kampfe aus. In einer großen Vision wird ihm seines Reiches Herrlichkeit und Zukunft, werden ihm die alten und neuen Wunder Roms enthüllt. Er sieht den Papst auf einem »Wolkenthron«, »den Mund gefüllt mit Donnerton« gewaffnet sitzen, den Doppeladler waffenlos als Schemel ihm zu Füßen, wie er die ihm mit voller Hand frohnende halbe Welt »mit zweien Fingern« lohnt und mit ihren Gaben seinen »gold'nen Thron« auszuschmücken gebietet.

Wie tiefgebeuget vor ihm her
Besiegte Völker wallen,
Und Fürsten und Eroberer,
Als seines Reich's Vasallen,
Hin vor ihm knien, gebückt und stumm,
Und er mit ihrem Eigenthum
Die Bittenden belehnet.

Eine satyrische Papstgeschichte folgt.

Im Vordergrund sah noch der Held
Als päpstliche Vasallen,
Die Fürsten einer halben Welt
Zu diesem Halbgott wallen;
Sie gingen in Procession,
Um ihn auf seinem hohen Thron
Den heil'gen Fuß zu küssen

Die Vision geht in eine Apotheose auf Kaiser Josef über, zu dem in einem Reisekleid von Sanftmuth und Bescheidenheit Roms Bischof wallet.

Die Wanderung, die Blumauer seinen Helden durch das alte Rom machen läßt, mit der Erklärung der einzelnen Denkmäler, mit stetem Contrast des Alten und des Neuen, mit stetem Hinweis auf die ehemalige Größe und die jetzige Kleinheit und Kleinlichkeit, die einstige Herrlichkeit und die gegenwärtige Schmach, mit der crassen Gegenüberstellung des Heidnischen und Christlichen, mit dem fortwährend höhnischen Sticheln auf das geistliche Rom und die päpstliche Macht, hatte Grillparzer nicht aus dem Gedächtnisse verloren. Auch er setzt wie Blumauer die alte Zeit der neuen gegenüber: 20 die neue Zeit; 23 Unaufhaltsam geh'n die Alten Und das Neue über sie; 51 Ja, du suchst nach deinen Alten? 66 Pulse ihr der alten Welt; 128 die neue flache Zeit. Auch er schreitet wie Blumauer von Denkmal zu Denkmal, befragt sie um ihre Namen, die die alten geblieben sind, aber jede Bedeutung verloren haben, vergleicht ihre einstige Bestimmung mit der gegenwärtigen (6 f. »was ihr war't —

was ihr seid«). Wie Blumauer empört ihn der Zug der Mönche in den Hallen der Tempel (61 f.), der Kirche Thron über Roms Heldentrümmern (85 f.). Wie Blumauer spottet er über die sorglos-spielerische Existenz der jetzigen Römer: 54 »Wir sind oben, leicht und froh«.*) Wie Blumauer neigt er zu Wortspielen und Wortwitzen: Senatoren und Senator (43 ff.); Ciceronen und Cicero (55 f.).**)

Auch die zahlreichen Fremdwörter im Reim, die wir oben zusammengestellt haben, scheinen uns jetzt fast mehr in der Art Blumauer's als in derjenigen Schiller's zu sein. Gemeinsame Reime fallen uns auf: 33 Frieden: 35 vermieden; Blumauer 3, 204 Frieden: entschieden; 61 Hallen: 63 schallen; 87 fallen: 89 wallen; 117 gefallen: 119 Hallen; Blumauer 214 und 216 wallen (allerdings in anderer Bedeutung): Vasallen; 82 Siegesdom: 84 Rom; bei Blumauer »Dom« und »Rom« im Reime sehr häufig, z. B. S. 127 Dom : Rom; Tiberstrom : Rom; 196 Stroms : Doms; 200 Willkomm': Dom; 203 Roms: Tiberstroms; 205 Dom: Rom; 218 Rom : Tiberstrom. Das prägnante »deiner Kirche Thron«, Vers 86, im Reim auf »Hohn«. »Thron« bei Blumauer im achten Buch sehr häufig im Reim: 213 Wolkenthron: Donnerton; 215 Sohn: Kaiserthron; 216 Procession: Thron; 217 Thron: Nation; Thron: Usurpation.

Blumauerisch oder nicht, die satirisch-spöttische Ausdrucksweise des Gedichtes kann nicht geleugnet werden. Der Dichter spielt — auch außer den schon erwähnten Stellen — mit den Worten, wiederholt ein und dasselbe Wort in polemischer Absicht: 18, 20, 22 Stator, steh'n, stehst; 33, 37, 39, 40 Frieden, Friedenstempel; 83 mancher hat manch' Reich zerstöret (verächtlich); 86, 87 Meinung (Kirche); das dreimalige »flach« 127 f. Er spielt mit der wörtlichen Bedeutung

*) Vgl. Tagebuch 19, 219.

**) Von Anastasius Grün in den »Spaziergängen eines Wiener Poeten« nachgeahmt: »Cicero trat von der Bühne, Cicerone aus dem Saal« (»Alte Geschichten«, Werke 2, 376).

der Götternamen: 65 Roma, Venus: Schönheit, Stärke; spielt mit etymologischen Beziehungen: 97 Colosseum, Macht-Koloß. Er arbeitet die Gegensätze scharf heraus: 9, 15 Eintrachts-Tempel, Zwietracht; 27, 29 Eingang, Ausgang; 87, 88 Meinung, Geschichte und spitzt sie gerne zu epigrammatischen Wendungen zu, besonders 23, 24; 53, 54 (Unten such', die unten wohnen, wir sind oben leicht und froh); 55, 56; 117—120; 127, 128. Es kommt dem Dichter weniger auf die Klage über das Vergangene, als auf den Hohn und Spott über das Gegenwärtige an; das Gedicht ist weniger eine Elegie, als ein Rügelied und eine Satyre.

So spricht also die Josefinische Periode in Grillparzer's Gedicht eines ihrer letzten und kräftigsten Worte. Aber es ertönte in einer ganz anders gearteten Zeit. Längst wieder war Oesterreich der Hort der religiösen Bestrebungen geworden.*) Innerliche Vertiefung hatte äußeren Aufschwung der clericalen Propaganda zur Folge. Bedeutende Prediger, wie Klinkowström, wirkten auf die Massen; neue Ordensstifter fanden günstigen Boden; zahlreiche Bekehrungen gelangen. Hohe Geistliche gewannen Macht bei Hof und bei der Regierung. In Oesterreich hatte die katholische Romantik ihr Heerlager aufgeschlagen; die Schlegel hatten hier eine glänzende Aufnahme, Friedrich, der gleichzeitig mit Grillparzer als Begleiter Metternich's in Rom war, seine zweite Heimat gefunden. Neben ihm wirkte Pilat in einflußreicher Stellung; Brentano weilte längere Zeit in Böhmen und in Wien; Adam Müller fand in der kaiserlichen Familie Aufnahme und Stellung. Die katholische Geschichtschreibung erhob in Buchholz ihr Haupt. Katholische Taschenbücher wurden gegründet. Die religiöse Lyrik gedieh. Mittelpunkt der clericalen Propaganda war der Pater Hoff-

*) Sehr übersichtlich stellt diese Verhältnisse dar Eugen Guglia in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, 5. und 6. Juni 1891: »Religiöses Leben in Wien 1815—1830.«

bauer, eine agitatorische Natur von zauberischem Einfluß, dessen widerwärtiges Raubthiergesicht mit seiner gerühmten apostolischen Milde merkwürdig contrastirt. Um ihn, der schon bei Lebzeiten wie ein Heiliger verehrt wurde, scharten sich alle die Genannten, man demüthigte sich vor ihm in unerhörter Weise, Pilat leistete ihm Ministrantendienste. Grillparzer fühlte sich von allen diesen Bestrebungen unangenehm berührt, konnte sich aber der Verbindung mit dieser Partei nicht ganz entziehen. Der kaiserliche Beichtvater Frint war sein Religionslehrer gewesen. Einer seiner Jugendfreunde, Meiller, war Theologe. Der spätere Philosoph Günther stand mit ihm in Verkehr, auch der spätere Cardinal Rauscher. Aber die feindlichen Mächte griffen auch in seine Familie verhängnisvoll ein. Inwieweit etwa seine eigene Mutter in den Jahren der Entbehrung und des Elends unter geistlichen Einfluß gerathen war, können wir nicht verfolgen; aus Grillparzer's Darstellung ihres Todes in der Selbstbiographie (19, 80) glaubt man schließen zu dürfen, daß sie einer Art religiösen Wahnsinns anheimgefallen sei, was uns die Erinnerung an Zacharias Werner's Mutter nahe legt. Von einem anderen weiblichen Familiengliede wissen wir es aber mit Bestimmtheit, daß geistlicher Einfluß auf ihr ganzes Leben entscheidend einwirkte. Seine gleichalterige Cousine, Marie Rizy, die Schwester seines getreuen Freundes und Testamentvollstreckers, trat Ende 1824 »jener kleinen Vereinigung von Frauen bei, die unter der Leitung der Redemptoristen sich für den klösterlichen Beruf vorbereiteten« (Jahrbuch 1, 315). Damals, oder kurz darauf sind die Verse an sie gedichtet, denen ihr Bruder ausdrücklich den Vermerk: »als sie ins Kloster ging« beifügte (Wiener Grillparzer-Album S. 78, 471; Werke 3, 45):

Das bittere Gefühl, wie arm dies Leben,
Wie ungenügend ird'schen Glückes Gunst,
Derselbe Wunsch, das nämliche Bestreben
Gab dich dem Glauben, mich der Kunst.

Ob scheinbar gleich sich uns're Pfade scheiden,
Sie geh'n aus Einem Punkt in gleiche Fernen, und
Ist nur die Welt ein abgeschloss'nes Rund —
So müssen irgendwo die Linien sich schneiden.*)

Aber der geistliche Einfluß tritt schon viel früher bei ihr hervor. Eine mir durch die Güte Sr. Excellenz des Herrn Baron Hippolyt Sonnleithner vorliegende, von geistlicher Hand verfaßte Lebensskizze der späteren Schwester Benedicta hebt zwar hervor, daß ihr der Entschluß, sich dem klösterlichen Leben zu widmen, plötzlich gekommen sei und die Freunde überrascht habe. Dem widerspricht aber alles, was wir sonst über sie wissen, zumal ihr Verkehr mit dem Pater Hoffbauer, der schon am 15. März 1820 starb. Schon im Jahre 1814 setzt Grillparzer voraus, daß sie von Zacharias Werner's Predigten entzückt sei. Auch das an sie gerichtete Gedicht Grillparzer's »An Selenen, bei Zurückstellung des Buches: Von der Nachfolge Christi« (3, 40) beweist, daß diese Gesinnung längst bei ihr vorhanden war. Ich theile es hier nach dem ersten abweichenden Entwurf mit, setze aber die in der Handschrift fast gänzlich fehlende Interpunction ein:

Folgen ihm? Wie sehr michs dränge,
Hilft mein wärmstes Streben nichts,
Heimisch nur im Reich der Klänge,
Bin ich fremd im Reich des Lichts;

Denn mein Aug von Gram befeuchtet,
Sieht so klar nicht und so fern,
Und das Licht, das dir erleuchtet,
Blendet meinen trüben Stern.

*) In Grillparzer's Nachlaß befindet sich ein Brief Rizy's, den man gerne mit diesem Gedicht in Verbindung brächte, wenn das fremde »Sie« darin nicht wäre: »Bester! Marie ersuchte mich Ihnen die hier mitkommenden Blätter zu ihrem Stammbuche zu geben. Ich muß sagen, daß ich, im Drange der Geschäfte, vergessen habe, sie herzugeben. Uebermorgen, Montags, geht sie schon ab. Es wird also ihr Wunsch, sie schon früher zu erhalten und mitzunehmen, wohl nicht erfüllt werden. Leben Sie wohl! Ihr Rizy.«

Deckt mir Nacht gleich Christus Pfade,
Klarer sind die deinen mir;
Folg du ihm, ich folge dir:
Dein Weg führt gewiß zur Gnade.

Es ist von Rizy irrthümlich ins Jahr 1824 gesetzt worden. Es stammt aber, wie aus der handschriftlichen Ueberlieferung mit großer Sicherheit hervorgeht, aus dem Jahre 1817 oder 1818. Es steht im ersten Entwurf auf einem Blatte zwischen den »Xenien« (3, 89), von denen das dritte ausdrücklich den Zusatz »anno 1818« trägt, und dem Entwurf zu dem Gedicht »Frühlingsgedanken« (1, 147), das Grillparzer selbst in einer späteren Abschrift aus dem Jahre 1817 datirt und das spätestens 1818 entstanden ist. Auch die Begleitverse »bei Uebersendung eines aus Rom mitgebrachten Skapuliers« (3, 42),

Die heil'gen Täflein schlicht und klein,
Trag sie getrost an deinem Halse;
Wär' ihre Heiligkeit auch Schein,
So werden sie doch heilig sein,
Wenn du sie trägst an deinem Halse

auf die ich den im ersten Bande des Jahrbuches S. 66 abgedruckten Brief Mariens beziehen möchte, setzen die fromme Gesinnung bei der Empfängerin voraus.

Daß sie Grillparzern von früher Jugend an nahe gestanden, beweisen, außer den Gedichten und ihres Bruders Angabe, ihre Briefe an ihn, in diesem Jahrbuch 1, 63 ff. Es mag seine Bitterkeit gegen die aufstrebende clericale Partei vermehrt haben, daß er ruhig zusehen mußte, wie diese ein begabtes Wesen von vielseitigem Interesse völlig unterjocht hatte.

Was Grillparzer aber am meisten zur öffentlichen Abwehr herausforderte, war Zacharias Werner's persönliches und dichterisches Auftreten. Werner ist derjenige unter den romantischen Dichtern, welchen Grillparzer für den begabtesten hielt und dessen absteigende Entwicklung er am tiefsten bedauerte. Noch 1834 faßte er bei einer neuerlichen Lectüre

des »Kreuzes an der Ostsee« seine Meinung über ihn dahin zusammen: »Werner war der Anlage nach bestimmt, der dritte große deutsche Dichter zu sein, er mußte viel dagegen arbeiten, um sein Geburtszeugnis unwahr zu machen« (18, 86). Ausführlich darzulegen, wie sehr Grillparzer als Dramatiker von Werner beeinflußt sei, dazu ist hier nicht der Ort. Es sei nur daran erinnert, daß der Plan zur Drahomira stark unter dem Einfluß des »Kreuzes an der Ostsee« steht. In der »Ahnfrau« war Grillparzer nicht blos Müllner's Schicksalstragödien, sondern auch dem »29. Februar« Werner's tief verpflichtet. Darüber lag mir vor einigen Jahren ein leider ungedruckt gebliebener Aufsatz Minor's vor, der die Abhängigkeit im Einzelnen verfolgte. Minor hat auch beobachtet, daß die Schlußverse der Ahnfrau durch ähnliche Verse in Werner's »Söhnen des Thals« angeregt sind. (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 5, 623 f.) Die Abhängigkeit war in der ersten Fassung der Ahnfrau noch stärker. Sogar der Name des Soldaten »Kurt« wies auf den Zusammenhang hin. Werner's Urbildtheorie hat Grillparzer im »Goldenen Vließ« wenig verändert aufgenommen. In einem der Pläne zu Grillparzer's Drama »Friedrich der Streitbare« erinnert der Schwur von Friedrichs Gattin an den Schwur der Königin Kunigunde in Werner's gleichnamiger Tragödie. Noch in der Libussa beobachten wir den Zusammenhang mit Werner's »Wanda«. Empfänglichen Sinnes muß also der junge Grillparzer Werner's dramatische Production Schritt für Schritt verfolgt haben, wohnte gewiß den zahlreichen Aufführungen seiner Werke auf Wiener Theatern bei.*) Sollte ihm da der Schöpfer dieser Werke in seiner persönlichen Erscheinung gleichgiltig gewesen sein? In der That trieb ihn die Neugier im Jahre 1814 in Werner's Predigten. Dafür, daß Grillparzer persönlich mit Werner

*) Ueber die Aufführung der Söhne des Thals 1811 vgl. Raich, Dorothea Schlegel 2, 19; Wanda zum ersten Mal 16. März 1812 im Theater an der Wien vgl. Annalen 1812, 2, 36.

verkehrt habe, haben wir keine sicheren Beweise; aber vieles spricht dafür. Deinhardstein, Schreyvogel, Zedlitz standen beiden so nahe, daß ihr Zusammentreffen kaum zu vermeiden gewesen sein dürfte. Aus dem Jahre 1821 findet sich nun folgende Tagebuchstelle (15, 167): »Man kann den Charakter eines Menschen nie besser kennen lernen, als an seinem Krankenbette, sowie die Gesinnungen während seines Rausches: ich habe zwei der Hauptapostel des neuen Katholicismus in diesen Zuständen gesehen und erschrak, daß man von daher Heil erwarte.« Als den einen dieser beiden Hauptapostel dürfen wir wohl sicher Friedrich Schlegel annehmen im Hinblick auf 18, 80 (1822): »Ich habe ihn ganz kennen lernen, bei einem Mittagsmahl, das vor vier Jahren, als ich in Neapel war, der Hamburger Kaufmann Nolte uns beiden gab. Wie er fraß und soff, und nachdem er getrunken hatte, gern mit dem Gespräch ins Sinnliche jeder Art hinüberging, wie er über mich lachte u. s. w.« Daß mit dem zweiten Apostel Zacharias Werner gemeint sei, habe ich schon im Register zu Band 15 vermuthungsweise geäußert. Werner lag nämlich vom 23. November 1817 bis 3. Januar 1818 an einer Lungenentzündung schwerkrank darnieder (Brunner, Hoffbauer S. 199; Zipper, Zacharias Werner und die Familien Grocholski und Choloniewski S. 26 f.). Die Theilnahme in Wien war allgemein. Wie leicht kann da Grillparzer Schreyvogel oder einen der andern Freunde zu dem Todkranken begleitet haben. Wenigstens wüßte ich sonst Niemanden, auf den die Stelle bezogen werden könnte.*)

*) Aus dem Citat 19, 180, am Schluß eines Aufsatzes über seine italienische Reise (1844), wage ich einen sicheren Schluß auf die persönliche Bekanntschaft nicht zu ziehen (»Goethe sagte einmal zu Werner, als dieser ihm eine Erwiderung gegen einen Journalartikel vorgelesen hatte: Wenn man Sie beschuldigt, einen silbernen Löffel gestohlen zu haben, so antworten Sie, sonst aber lassen Sie's bleiben«); denn dieser Ausspruch scheint in Wien allgemein bekannt gewesen zu sein; vgl. F. Gräffer, Kleine Wiener Memoiren (Wien 1845) 1, 146.

Die Aglaja auf 1819, die natürlich schon im Herbst 1818 erschienen war, enthält S. 169 ff. ein großes Gedicht von Werner »Italien« (schon während des Verfassers Aufenthalt zu Rom im Jahre 1810 geschrieben und als Einleitung zu einer beträchtlichen Anzahl noch ungedruckter Gedichte bestimmt). Als Einleitung ist ein Sonett vorausgeschickt, das den Gedankengang des Gedichtes zusammenfaßt.

Eine Stiftshütte hat der Herr erbauet
Den Pilgern auf des Lebens Wüstenauen,
Daß, wer vermag ihr Inneres zu schauen,
Dem vor der Welt Sirocko nicht mehr grauet.

Ein armer Pilger hat sie angeschauet,
(Ein Sänger heil'ger Minne, hoher Frauen,)
Will, was er sah, als Räthsel euch vertrauen,
Daß Dem, der jedes Räthsel löst, ihr trauet! —

Den Vorhof hüten blitzende Giganten
Von Eis, Poseidon, Aphroditens Haine,
Das Thor des Heil'gen Phöbos Lorbeerhügel,

Die Wiege kränzend seines Hierophanten;
Das Allerheiligste, daß drin erscheine
Der Eros, schirmen Michaels, Raphaels Flügel!

Er beginnt mit einer Anrede an Italien:

Italia, auf deren heitern Fluren,
Wie Feu'r und Wolken-Säul', sich scheinbar trennen,
Im Seyn vereinigt sind die Dioskuren,
Die Heiden Schönheit, Christen Gnade nennen,
Italia, die deinen Sinn erfuhren,
Sie lernen dieses Räthsels Deutung kennen;
In Demuth wandelnd in der Wunder Mitte,
Befestigen, beschränken sie die Schritte.

Doch sonderlich die Pilger, die entsprungen
Dem Mutterlande sind, wo sie gebohren,
Die, weil sie unstät hierhin, dorthin drungen,
Mit jedem Schritte mehr die Spur verlohren,

Und einsam, nicht von Freundes Hand umschlungen,
Den einzig ihnen Uebrigen erkohren,
Den Schmerz — sie lassen, unter deinen klaren
Azur, den düsteren Gesellen fahren!

Er sieht in den Gletschern, die, Giganten vergleichbar, jenseits Piemont sich thürmen, und in den mittelländ'schen sonnentbrannten Meerwogen, die Lombardia's Myrthenhaine mit Liebeswuth bestürmen, nur Trabanten, die den Vorhof der Friedenshütte schirmen. Er begrüßt die einzelnen Städte, Piacenza, Parma, Modena, Bologna, endlich »das Thor des Heiligen«: Florenz (»Denn heilig Land darf ich zu nennen wagen, Wo die von Medicis das Licht erblicket«), das Vaterland des Dante. Manchen ew'gen Meister habe Gott in die Welt gesendet, doch keinen, der »kühner sich in seinen Strahlen baden und tauchen konnt' in seine Schreckensgluthen, als jenen Riesengeist, den Schönen, Guten!«

Denn wer der Meister, die im ew'gen Liede
Des Menschenseyns Unsterblichkeit bekunden,
Dieweil durch ihre Macht der Liebe Friede
Entfesselt und der Tod ward überwunden,
Hat, ob er noch so künstlich auch ihn miede,
Nicht endlich doch den dunkeln Punkt gefunden,
Den seines Geistes Leuchten nicht durchscheinen,
Bey dem er still stehn muß, um still zu weinen? —

Dem Archimed allein des Hochgesanges
Hat Christus selbst das Sternenthor erschlossen,
Hat ihm, auf Schwingen seines gold'nen Klanges,
Den Gnadenpfeil ins kühne Herz geschossen,
Höll', Reinungsfeuer, Paradies durchdrang es
Dieß Herz, ein Blitz deß der das Heil ergossen,
Durchdrang und niederrang's den Geometer,
Als Lieb' er Sonnen rollen sah am Aether! *)

---

*) Vgl. Grillparzer's »Nachruf an Zacharias Werner« (2, 28):

Du armer Sohn des Thals

. . . .

Du, Armer, hast die Ruhe nie gekannt,

. . . .

»Ihr aber wollt des Räthsels Wort verstehen, daß Dante's bergumkränzte Lorbeerwiege .... daß ich Italiens Wundermitte, Florenz, das Heil'ge hieß der Friedenshütte.«

Doch Alles, was vom Alten und vom Neuen,
Wenn Ewiges wär' alt und neu zu heißen,
Will zu Florenz des Menschen Herz erfreuen,
Aus seinen engen Schranken es will reißen,
Das Alles (noch muß ich's zu künden scheuen,
Weil ich mich erst zu reinen muß befleißen!)
Das Heil'ge selbst, nur nicht sein Geist, muß sinken,
Seht Roma's Allerheiligstes ihr blinken!

Wie es den, der die fernen Töne vom Venusberge vernommen habe, immer dorthin ziehe und locke, so habe auch ihm schon als zartem Knaben am trüben Ostseestrande verworrene Klage vom klaren Rom getönt, das aller Götter Gaben zur hohen Freistatt würd'ger Klage geweiht haben und stets, selbst im wilden Wüstenwallen (111) habe er der fernen Roma Glocken schallen (112) gehört. Dem Verzweifelnden sei die Hohe mit Huld und Trost entgegengekommen.

Und von der Peterskuppel höchsten Spitze
Flog Michel Angelo, mich loszubinden,
Im Vatikan, mit seinem Farbenblitze
Heilt Raphael die Augen mir, die blinden,

Dem Gleichgewicht entrückt durch eig'nes Schwanken,
Durchliefst du jeden Punkt des großen Hebels
Und suchtest nur den Ort um fest zu steh'n:
Umsonst! die Ruhe stellt sich ein, sobald man ruhig!
Im Sinnenrausch, im Rausch des innern Sinns
Ward er gesucht und nicht gefunden —
Des geist'gen Archimed δός μοι ποῦ στῶ,
Der heut und gestern immer gleiche Punkt,
Der ew'ge Mittelpunkt. Schlaf wohl, du Armer,
Nun hast du ihn!

Und niederschwebt vom gold'nen Wolkensitze
Der Eros, der, mag er auch oft verschwinden,
Uns wieder naht, und selbst durch uns're Sinnen
Uns zu dem ew'gen Heile will gewinnen!

So sah' aus Glauben, Hoffnung, Lieb' den Dreyen,
Ich den Demant, Smaragd, Rubin mir gleißen;
Als Räthsel nur konnt' ich zu conterfeyen,
Was selbst mir noch ein Räthsel, mich befleißen.
Der sich mir zeigte, mög' er mich befreyen,
Dem Schreyn, dem Treiben mich der Pein entreißen,
Der Friedensberg! Doch, müßt' ich auch ihn meiden;
Nie wird von ihrem Eros Psyche scheiden! —

Das ist des Räthsels Wort. Wem es genüge:
Das Wort, der kann die Räthsel all' erklären,
Und, was die Zeit auch über ihn verfüget,
Er weint sie nicht die hoffnungslosen Zähren.
Die Zeit, die falsche, nicht die Dichtung lüget!
Was Wolken thürmt, muß den Azur verklären!
Bald wird, mit Flügeln, Köcher, Pfeil, den Reinen
(Sie kennen Ihn!) der reint und eint erscheinen! —

Bis dahin mögen seine deutschen Freunde in dieser Zeit des geächteten Papstthums das Oelblatt, das er ihnen aus des Heiles Heimat und des Schönen sende, gütig annehmen, aus dem Lande, wo immer noch die Lebensbäche rinnen (147) und immer noch die Friedenspsalmen tönen, wo Lebensmüde Stärkung sich gewinnen (149) und die mit sich Entzweiten sich versöhnen, aus dem Lande, »wo der Anfang und das Ende«; denn die Zeit gleicht einem mächtigen Meeressturm, »und was wir Kunst und Weisheit nennen, sind Zwillingssterne, die im Dunkeln brennen!« Wenn das Meer ruhig, wenn Boreas nicht mit Poseidon streitet und Phöbos die gold'ne Friedensfahne schwingt (172), dann freut sich der Schiffer der weiten Bahn und vergißt oft »der Sterne welche leiten«. Doch wenn die Windsbraut brausend sich empört und »im Zornesfeuer« durch die Wogen schreit, Neptun die Meeresungeheuer zum Kampf aufruft, »wenn

statt des Strahls, nun Phöbos Blitz bethöret die Nacht«, und der Ocean seine Riesenlieder erhebt, dann suchen wir die milden Zwillingssterne wieder.

Italien, als deine Pracht-Ruinen,
Die zweyer Welten Herrlichkeit begränzen,
Noch Winkelmanne'n, Göthe'n einst erschienen,
Und hin sie winkten zu den Lorbeerkränzen,
Als Stollberg, der, die Palme zu verdienen,
Sich würdig stolz entrang den Musentänzen,
Als jenes Meisterpaar und dieser Weise
Dich sah'n, da war das Weltmeer noch im Gleise!

Sie konnten deiner Schöne sich erfreuen,
Und schwelgen in der Herrlichkeiten Mitte,
Die alten Weltenwunder und die neuen
Beschwingten jeden ihrer kühnen Schritte,
Und wollten sie, was unterging, bereuen,
Die lebensvolle Welt, die Vätersitte,
Doch hatte sich der Fülle, die verschwunden,
Ein Uebermuth der Sehnsucht schön entwunden!

Wie anders hab' ich, Roma, dich getroffen,
Dich, hehre Mutter alles Heilig-Schönen!
Ich rann zu dir, mit dem gerechten Hoffen,
Du würdest mit dem Schicksal mich versöhnen,
Und was erblickt' ich! — Neros Grabmahl offen,
Des alten Würgers Manen, die dich höhnen:
Daß, vor des neuen Nero Frevlerblitzen
Selbst Katakomben deine Treu'n nicht schützen! —

Er, dem die Sterne die Freude nur zum Schmerzenleiter geschenkt hatten, dem die volle Lust verloren gegangen ist, weil Schuld und Strafe sie ihm ins Grab gesenkt hatten, er muß, mag andere gold'ner Wein des Lebens kühlen, nach seinem Golde in Gräbern wühlen!

Doch, wenn auch Roma's Marmorbilder alle,
Und alle Tempel, Forums, Colisäen,
Wenn Pästo's meerumspühlte Säulenhalle,
Und die Triumphesbögen, die Trophäen,

Gewecket von der ew'gen Tuba Schalle,
Aus ihren Gräbern könnten auferstehen;
Wär's jetzo Zeit nach Herrlichem zu fragen,
Jetzt, wo das Allerherrlichste will tagen?!

. . . .

Wär's jetzo Zeit für eine ird'sche Liebe,
Sey's auch die edelste der Menschenketten,
Jetzt, wo die ew'ge nur allein kann retten!

Nur Eins ist jetzo Noth und dieses Eine
Ich darf, ich will, ich kann davon nicht weichen;
Die Vorzeit spiegelt es im Mondenscheine,
Die Zeit, sie flammt's in ernsten Feuerzeichen,
Die Folgezeit, wenn Phöbos Strahl, der reine,
Das Dunkle wird, das Starre wird erreichen,
Sie, welche nah ist, wird es offenbaren:
Ob alle wahren Meister Lügner waren! —

Nach langem Irrgange habe sich endlich sein Geist zu Dem aufgerichtet, der über allem Schein, im Ursein schwebe.

Noch ist der Zwiespalt nicht in mir geschlichtet,
Weil noch die Nacht um manchen Punkt sich webet,
Doch hat die hohe Roma mir beschieden
(Deß dank' ich Gott!) die Möglichkeit vom Frieden!

Nach vielen todten Jahren habe sein Blick wieder zum ersten Mal am Leben geweilt, seit er das Land gesehen, »auf welches nieder die Gottheit sank und sich in ihm vertheilte«. Was er in Italien empfunden, das habe er sich in diesen Liedern zum Leichenkranz gewunden.

Denn auch die niedrigste der Sonnenwenden
Hat das, vor allen Blüthen, Blumen, Früchten,
Voraus, daß, eh' sie muß ihr Daseyn enden,
Sie ihre Krone darf zur Sonne richten.
So darf, der seine Hoheit that verschwenden,
Der Sünder, wenn er Christ, zum Kreuze flüchten,
Und dieß Asyl im Leben und im Sterben,
Das, gnäd'ge Roma, halfst du mir erwerben! —

Es wird dich, Weltenherrinn, von den Banden
Erretten, der in dir den Fels begründet,
Der seiner Kirche nimmer kommt abhanden;
Triumph im Trübsal hat er ihr verkündet,
Drum wurden immer Alle noch zu Schanden,
Die gegen deine heil'ge Macht verkündet;
Der den Marenz that in die Tyber jagen,
Hat Julian, den Apostat, erschlagen!

Wenn Rom endlich wieder die Freiheit erworben habe, dann möge es groß, gerecht und rein die Sternenbahnen ziehen, so wie die Heiligen, die für Gott gestorben und sterbend noch die Siegesfahnen schwangen. Noch immer sei das, »was Gott geweiht« verdorben, sobald es mit dem Profanen gebuhlt habe:

Du, Herrinn, sollst nur vor dem Herrn dich neigen,
Doch groß, gerecht und rein der Welt dich zeigen!

Dann würden auch Werner's Brüder, die Teutonen, »die, großhaft selbst, was Rein und Recht verehren«, gleich den alten Heldenlegionen zu dem lebend'gen Gotte wiederkehren:

Wir Alle sahn ihn auf den Blitzen thronen,
Und niederschmettern falsche Lügenlehren,
Und in der Nacht der Gräuel wir erfuhren,
Daß Glaub' und Liebe sind die Dioskuren! —

Als Grillparzer nach Italien aufbrach, dichtete er am Tage vor seiner Abreise (8. März 1819) einen Hymnus »Kennst du das Land« (2, 18), worin er seine Hoffnungen und Erwartungen im scharfen Gegensatz zu Werner Ausdruck gibt. Auch er begrüßt jubelnd das Land seiner Sehnsucht.

Gelobt sei Gott! die Stund' ist da!
Den Wanderstab in die Hand!
Zu dir hin geht's, Italia,
Du hochgelobtes Land!

Wie Werner vergleicht auch er sich mit einem Pilger; aber sein Ziel ist ein anderes und sein Zweck ist ein anderer:

Der Pilger zieht mit Hut und Stab
Zum heiligen Grabe weit,
So zieh' auch ich zu deinem Grab,
Du heil'ge entschlafene Zeit!

Und wie der Pilger auf seiner Brust
Reliquien trägt nach Haus,
So trag' auch ich in meiner Brust
Mir heilige Reste heraus.

Nicht die Lebensbäche des Heiles rinnen für ihn (147), nicht der lebendige Gott Werner's thront für ihn auf den Blitzen (300 f.), nicht das geistliche Rom ist ihm die »Welten-herrin« (281), und nicht mit Dante vergleicht er sich in dessen bergumkränzter Lorbeerwiege wie Werner (76 f.: »Wo mir, am Dome, seines Geistes Wehen entgegensäuselnd, Hoffnung gab zum Siege, Sollt' ich durch wilde Zeit auch untergehen, gleich ihm!«). Heraustragen will er sich vielmehr

Die letzten Tröpfchen vom Wunderborn
Der einst so reichlich quoll,
Ein Fünkchen von deinem Götterzorn
Du göttlicher Apoll!

Den Abdruck, Weltgebieter Zeus!
Von deiner Majestät;
Vom Dichterbaum ein Lorbeerreis
Der Maro's Grab umweht.

Heilig ist Florenz auch ihm; aber es ist ihm nicht blos das Thor des Heiligen, das zum Allerheiligsten führt (32), aus dem ihm die »Hohe«, Roma (120), entgegengeht, sondern es birgt die »Hohe« selbst.

Dein Bild, so hehr und unbefleckt,
Du Hohe von Medici,
Die, wenn sie den Schauern die Schätze bedeckt,
Für sich nicht erröthet, für sie.

Während Werner zum Kreuze flüchtet (278) und Romas Marmorbilder für ihn vergeblich aus den Gräbern auferstünden (225—230), beugt Grillparzer vor den antiken Göttern seine Knie:

> Ja, knieen will ich, Vergangenheit!
> Vor deinen Gebilden aus Stein,
> Der nackt die ernste Schönheit beut,
> Verachtend des Reizes Schein,
>
> Ihn lassend der frömmelnden Enkelwelt,
> Die, von Gleisnersinn erfüllt,
> Die Lüsternheit zu ergänzen quält,
> Was der schlaue Bildner verhüllt.

Zu dieser letzten Strophe gab Werner's Gedicht keine unmittelbare Veranlassung, aber in der »frömmelnden Enkelwelt« ist er mitinbegriffen und den Vorwurf der Lüsternheit hätte man auch dem bekehrten Sünder kaum ersparen können. Die Schlußstrophen stehen aber wieder in offenem Gegensatz zu Werner, dessen Dichtung schier die Kraft gebrechen will, »die Wirklichkeit, die hohe, zu erreichen, die jetzt, uns heilend von den sünd'gen Schwächen, sich offenbart in kühnen Wunderzeichen« (161—164), der sich für unwerth hielt, sich den »Reinen zu gesellen, die durch das Wort die Räthsel alle lösen« (249 f.), der »ins Dunkel aus dem Hellen« strauchelte, »vom Gut der Unschuld« zu dem »Bösen« jagte (251 f.), der Vieles unrecht berichtet und »unrecht mehr gelebet« hatte, bis sich endlich sein »Geist zu dem aufgerichtet, der, über allem Schein, im Ursein schwebet« (259 f.), der alles durch fremde Kraft erwartete, alles vom Kreuze erhoffte, seinem »Asyl im Leben und im Sterben« (278 f.), der all sein Heil auf die Zukunft stellte.

> Und lernen will ich auf deinen Laut

(er spricht die »Vergangenheit« an)

> Was der Mensch bewirkt und erschafft,
> Wenn er dem Gott im Busen vertraut
> Und der selbstgegebenen Kraft.

Dann kehr' ich heim mit stolzem Sinn,
Und schaff' in gesättigter Ruh,
Was jung soll sein, wie ich es bin,
Und alt soll werden, wie du.

Das Gedicht auf die Ruinen müßte als ein flammender Protest gegen Werner's Verhimmelung des geistlichen, des päpstlichen Roms in diesen Stanzen erscheinen, auch wenn diese in seiner Production vereinzelt dastünden. Sie sind aber von dem Dichter ausdrücklich als Einleitung zu einer beträchtlichen Anzahl noch ungedruckter Gedichte bezeichnet. Diese Gedichte selbst enthält die Aglaja auf 1820 unter dem Gesammttitel: »Erinnerungen aus Italien« S. 216—228, unmittelbar nach Grillparzer's »Abschied von Gastein«. Grillparzer kann diese Gedichte recht wohl schon vor seiner italienischen Reise gekannt haben. Schreyvogel begann mit der Sammlung der Beiträge für die Aglaja schon im Frühjahr; Anfang Mai begann ja schon der Druck des Taschenbuchs (Jahrbuch 1, 180). Er kann die Gedichte von Werner recht wohl schon im Jahr vorher, gleichzeitig mit dem Einleitungsgedicht, erhalten haben. Werner kann sie in einem literarischen Kreis vorgelesen haben. Es waren ja keine neu entstandenen, es waren alte Gedichte aus dem Jahre 1809. Alles weist nun darauf hin, daß sie Grillparzer wirklich gekannt hat und daß sie ihn ebenso, ja noch mehr zum Widerspruch herausforderten, als das schwer verständliche mystische Einleitungsgedicht. Lassen wir sie rasch an uns vorüberziehen, so beobachten wir, wie dieselben Gedanken, ja dieselben Ausdrücke und Bilder immer und immer wiederkehren, wie z. B. der Dichter sich immer als Pilger einführt; aber auch neue Motive treten dazu. In dem ersten »Italienischer Sonnenaufgang« (Gedichtet auf dem Wege zwischen Villanova und Asti, im Piemontesischen, den 11. November 1809) herrscht eine freudig gehobene Stimmung; ein farbenreiches Landschaftsbild wird darin entworfen, die ganze Natur belebt und personificirt er.

Hinein, hinein ins Morgenroth,
Die Mettenglöcklein klingen,
Die bunten, freudgen Schimmer nahn
Auf ihrer diamantnen Bahn,
Der Siegerin von Nacht und Tod,
Der Sonne Lob zu singen!

Wie sie voran der Herrin fliehn,
Da röthet Scham die Wangen
Der Riesen im Crystallgewand,
Der Gletscher, die, von Lieb' entbrannt,
Die sie zu Sternen will erziehn,
Im Weiß der Unschuld prangen!

Als Säulen tragen sie den Dom,
Den Liebe hat erbauet,
In dem die Sonne wird vermählt
Dem Urlicht, das sie hat erwählt,
Wie Gottes Kirche ward zu Rom
Dem Heiland angetrauet. —

Sie naht; Lucifer erblaßt! Ein Weltmeer von Saphiren, und Jaspis und Rubinen strömt in Wonnewellen heran, um die Kuppel von der Sonne Brautpalast auszuzieren. Mit Millionen Strahlen, in unsagbarer Schönheit ist sie da, die hochgebenedeite Lichtbraut. Von Sehnsucht glüht ihr Angesicht, bald flammt es von Verlangen, und aus allen Schöpfungsadern und Schöpfungsaugen bricht und spricht ihr das treue Licht mit hochzeitlichem Prangen entgegen.

Der Pilger in Italia
Bezeugt, weil er's empfand und sah:
Gluth wird durch Licht versöhnet!
Ihm winkt zu Romas Lorbeerstamm
Der Phöbus mit der Oriflamm',
Der richtet und versöhnet!
Er zieht, der Schuld noch unterthan,
Doch ist's, als wolle Trost ihm nahn —
Wer sie wohl dort versöhnet?! —

Auch Grillparzer zieht, wenn nicht schuld-, so sorgenbeladen nach Italien. »Zwischen Gaeta und Capua« dichtet er am 27. April ein Lied (1, 130), in dem er, wie Werner, die Herrlichkeit der Landschaft besingt, den Glanz der Sonne, der über diese Fluren ausgegossen ist, preist und die Natur beseelt und personificirt, wie der mystische Sänger.

Schöner und Schöner
Schmückt sich der Plan,
Schmeichelnde Lüfte
Wehen mich an.

. . . .

Goldner die Sonne
Blauer die Luft
Grüner die Grüne,
Würz'ger der Duft!

Wie zierliche grüßende Frauen, blond und braun, blicken Oelbaum und Cypresse. Funkelnd wie Gold, birgt sich die glänzende Pomeranze hold im dunklen Laube. Alles ist schöner und reizender als bei uns. Ueberall Schönheit, überall Glanz; was bei uns schreitet, schwebt hier im Tanz. Selbst das Meer entbehrt hier des furchtbaren Grauens, halb Wiese, halb Aether ist es zu schau'n. Der trotzige Poseidon scherzt und murmelt süß. Die göttliche Nymphe, die die Wogen zur Ruh' bringt, möge auch ihm Ruhe bringen.

Hier will ich wohnen!
Göttliche du,
Bringst du, Parthenope,
Wogen zur Ruh?

Nun denn, versuch' es
Eden der Lust,
Ebne die Wogen
Auch dieser Brust!

Werner's mystischem Ueberschwang und seiner kirchlichen Ausdeutung setzt er einfach und schlicht die Heilkraft der

Natur gegenüber. Wenn er aber in den »Ruinen« das Alterthum einer »Sonne« vergleicht, die nicht mehr ist, nur Mondesschimmer in ihren Trümmern zurückgelassen hat, so mag ihm dabei der Gegensatz zu Werner's Glaubenssonne vorgeschwebt haben.

In dem Sonett »Die Pannerherren der Kirche« feiert Werner die Ritterbildsäulen der beiden Herzoge Raynutius und Alexander Farnese, die zwei Kolossen [Reim auf: entsprossen], die inmitten von Piacenzas alten Zinnen prangen als Zierden der prächtigen Zeit, die längst von hinnen; als der ewigen Kirche stumme Pannerherrn, donnern sie es unsrer thatenreichen Zeit, wie sie verarmt sei an Unsterblichkeit!

Jedoch vernehmt's, die Stund' ist nicht mehr fern,
Wo, was ihr schwangt, den Völkern neu erscheint:
Das Kreuzpanier, durch Zornesfluth gereint! —

Das beste und schönste in diesem Cyklus ist die wohllautende Canzone »Vor Rom (den 9. December 1809, als am Morgen desselben Tages gedichtet, an dem ich zu Rom anlangte)«.

Also heute soll ich dich erblicken,
Herrlichstes der Wunder dieser Erde,
Freystatt einst gewaltiger Dämonen,
Tempel Gottes jetzt, der nie Sein Werde
Sprach mit so allmächtigem Entzücken,
Als da dich Er schuf, auf dir zu thronen;
Heute soll ich wohnen,
Wo die alten Weltenherrn gehauset,
Wo der Welterretter Blut geflossen,
Wo, auf Gräbern heiliger Colossen,
Auferstehungsost durch Lorbeern sauset,
Heute soll ich Petrus Riesendom,
Dich erblicken, götterreiches Rom! —

Er bittet die Morgenröthe ihm ihre Schöne, die erstandne Sonne ihm ihren ersten Strahl, die Brautnacht ihm ihre

Schauer, das Gebet ihm sein Schauen — die Symbole höchster Liebeswonne — zu leihen anstatt der armen Töne, um sein freudiges Vertrauen auszusprühen, daß er hier die durch Schuld und Schwäche verlorene Herrlichkeit wiederfinden, die auch ihm vererbte Göttlichkeit retten werde aus dem Gewühl der Zeit. Alle Ketten will er zersprengen, nicht blos die der Sünde, auch die des frommen Wahns, als sei im Traume nur der Friede;

Rom, du hast auch mir den Muth entglommen,
Um der Welt Palladium zu retten,
Zu bewahren es im ew'gen Liede!
Ob auch von mir schiede:
Jugend, Unschuld, Liebe; Himmelsblüthen,
Ich beweint' euch, ich will nicht mehr weinen,
Ein's nur blieb mir, will mir neu erscheinen,
Treu will ich's, das Einzig Treue hüten:
Die mir angestammte Schöpferkraft,
Die, wie Gott, durchs Wort die Welt erschafft.

Gluth fühle er, die ganze Welt zu lieben, Muth sich selbst als Kunstwerk zu beginnen, Gier zum Kampf, wie Helden Gottes rangen. Den bangen Schmerz will er in die Flucht treiben.

Entschüttelnd mich dem Nebeltraume,
Will in schöner Erd' ich Wurzel schlagen,
Mich der Ceder anzuranken wagen,
Die den Wipfel schirmt vom Lorbeerbaume! —
Rom, da thront es! — Ueber Neros — Grab
Strahlt vom Petersdom des Glaubens Stab! —

Von diesem Gedicht fällt zunächst neues Licht auf »Zwischen Gaeta und Capua« und »Kennst du das Land«, in dessen Schlußstrophen sich uns nun noch deutlicher die Spitze gegen Werner enthüllt.

Weiter besingt Werner den Petersplatz mit dem »Tempel aller Tempel«, der Pilger befragt die beiden Springbrunnen auf dem Petersplatze, die mächt'gen reinen zwei Okeaniden,

wie es komme, daß sie, himmelslustige Titaniden, zum Azur ihre goldnen Pfeile drücken und sich doch vor dem (kreuzgeschmückten) Obelisken bücken, der, steinern, schirmt den Thron vom ew'gen Frieden. Die Springbrunnen antworten ihm, zwar habe des Steines Kraft den vom Schaum der Wellen erzeugten Schwestern Dionens erliegen müssen, denn die Meereswogen hätten ihn (von Aegypten auf Befehl Sixtus des Fünften) hergetragen.

Doch trägt er dessen Thron jetzt, der zu siegen
Erschien, vor Ihm muß alle Macht zerschellen! —

Pilger.

O lernet Demuth, Kunst und Poesie!

Der Kreuzesschmuck auf einem heidnischen Denkmal wird also hier von Werner als der größte aller Siege gepriesen.

In drei Sonetten »Die Büste« (Rom, den 22. August 1810) gibt er uns ein crasses Beispiel dafür, wie er in allen Kunstwerken nur Symbole der christlichen Glaubenslehre erblickt. Eh' ein Bild in Marmor ausgehauen wird, muß es mühsam in nassem Thon geformt und in Gyps abgegossen werden:

Die Form ist fertig, Meister wirft es nieder,
Das Bild von Thon, und schafft es marmorn wieder! —
Wir auferstehn in unserm Fleisch, Genossen! —

Wenn die Form abgenommen wird, wird der geformte Thon vom Meister wieder zum Staube geworfen, von dem er genommen war. Der Thon klagt darüber, daß er zu diesem Zweck der Au entwendet worden sei.

Da sah es sich im Marmor auferstehen,
Das Bild, und merkte nun mit freud'gem Grauen,
Daß es im Thone schon nur Bild gewesen.

»Heil mir, daß ich, der niedern Au genesen,
Ich Bild«, so jauchzt' es, »darf zum Meister schauen!« —
Ihr Jünger, Fleischeslust muß untergehen! —

In schmutz'ger Werkstatt aufgestellt, hat das Marmorbild, von innerm Marmorglanze schon erhellet, seines Ursprungs und des Meisters, der es nicht von sich entlassen will, vergessen. Jetzt sehnt es sich in freudigem Bangen zum Palast, wo es vom Meister prachtvoll erhoben werden soll, kein vom Kneten müder Thon mehr! —

Doch, würd' es dort wohl glorreich können prangen,
Wär's hier nicht schon aus Bildungslust'ger Erden
Geformt? — O laßt uns hier schon aufstehn, Brüder! —

In dem letzten äußerlich angefügten Gedicht des Cyklus (Wien, den 8. März 1815) erblickt er in dem Bau des Sonettes selbst die »Ordnung des Heils«.

Der Kreis der auf Italien bezüglichen Gedichte Werner's ist damit nicht abgeschlossen; in den Werken (1, 171 ff.) steht noch eine Anzahl anderer, deren ersten Druck ich zwar nicht nachweisen kann, bei denen es aber der Zeit ihrer Entstehung nach keineswegs ausgeschlossen ist, daß sie Grillparzer gleichfalls gekannt habe. Wäre es nicht möglich anzunehmen, daß Werner dem Herausgeber der Aglaja eine größere Menge von Gedichten zur Durchsicht und Auswahl vorgelegt, und daß Grillparzer diese Papiere in Händen gehabt habe? Wir beginnen mit dem »Eintritt in Italien« (am 25. August 1808), worin er wieder das farbensatte Grün der südlichen Landschaft hervorhebt und seinen allzuspäten Eintritt in diese schöne Welt in einer klangvollen Glosse der Verse:

Ihr kommt zu spät, ihr ewig jungen Lauben;
Ach hätt' ich früher euer Grün geschauet,
Als noch des Lebens Morgen mir gegrauet!
Ich kann nicht leben mehr! — ich kann nur glauben.

beklagt. Er schließt mit dem halben Widerruf:

Und doch, o daß ich, ewig junge Lauben,
Nicht früher euer duftend Grün geschauet!
Es ist zu spät! — der düstre Abend grauet!
Ich kann nicht leben mehr — werd' ich noch glauben?

In dem Sonett »Isola Madre (auf dem Lago maggiore, den 26. August 1808)« bittet der Pilger den Riesenbischof, der vom Berge droben segnend auf die Triften herunterschaut:

> Du, der der Fluth, die stürmisch sich erhoben,
> Gebot, und Todte auferweckt in Grüften,
> Ach, kannst du herrschen in des Herzens Klüften,
> Gebeut dem todten Meer in mir zu toben.

Es ist ungefähr die umgekehrte Pointe, wie in »Kennst du das Land?« San Carlo Borromeo spendet ihm Trost, auch er sei als ein Verlassener von Gott zum Weiden seiner Herde berufen worden.

In dem Sonett »Helenik und Romantik (Genua, auf der Bocchetta, den 9. September 1808)« tritt das frömmelnde Element nicht hervor. Umso mehr in dem Fragment »Beim Anblick der Antiken« (Paris, November 1808; Werke 1, 181), worin ihm diese herrlich vollendeten Gestalten als Dämonen erscheinen, die den beseelten Marmor bewohnen, als Fürsten, die im Reich der Formen walten, fest in sich begründet thronen und im Raum die Ewigkeit entfalten, als Engel, die gesunken, aber noch des ew'gen Lebens trunken; er aber bittet den Heiland Jesus Christus ihn aus dem Lebensborn trinken, doch nicht versinken zu lassen.

Auch literarische Polemik betreibt Werner in Rom. In dem Sonett »Heldengräber« (Rom, 14. December 1809, Werke 1, 206) wendet er sich gegen das jugendliche Geschlecht, das in Deutschland in Recensionen das große Wort führt, gegen die Herrlein, die dem Herrn, der »nur die Herrn regieret«, zum Verdammen zu schlecht sind.

> Da steht mit alter Herrlichkeit gezieret,
> Italia in vollen Liebesflammen,
> Die jenen alten Weltenherrn entstammen,
> Die Kraft und Einfalt hat glorifiziret!

Und wenn ich an nun schaue was vergangen,
Die Marmorgräber mit dem Lorbeerrasen,
Deckend der stillen Weltenherrn Geschlecht:

Möcht' ich die lauten Herrlein mit den Nasen
An jene Gräber stoßen, mit den langen
Gelbschnäbeln — wären sie nicht allzu schlecht! —

Das Sonett »Sanges Allmacht« (Werke 2, 14) ist wieder in die Form eines Gespräches gekleidet, zwischen einem deutschen Pilger und der heiligen Cäcilie. Meint er hier Gott durch die Klänge der Menschenstimme zu vernehmen, so gestaltet sich ihm umgekehrt in dem Sonett »Frühlingsnachtmahl (Neapel, in der Villa reale den 14. Mai 1810, in einer hellen Mitternacht)« der südliche Himmel zum saphirnen Dom: Die Maiennacht liegt in Gebet zerflossen; die Mondesstrahlen ziehen durch Blumenkelche und ergießen leise das goldne Blut in der duft'gen Opferschalen smaragdne Pracht, unter Sternchoralen wallen die Wellen, in Silberflor jungfräulich eingeschlossen, und genießen auf flüssig blaukrystallnen Thalen Pausilipps perlbekränzten Leib, der Vesuv, von der Rieseninsel mit den Doppelspitzen (wie mit einer Bischofsmütze) geschmückt, von der Stola aus Rubin umkreist, hält das Hochamt.

In dem Sonett »Priesterweihe und Firmelung (Rom, am merkwürdigen Trinitatisfeste den 17. Juni 1810 im Johann vom Lateran)« wohnt er, »die Brust durch tiefen Schmerz zerrissen«, »gefesselt von den Finsternissen«, den heiligen Handlungen bei.

Doch blieb der Schmerz. Da rief ich: Trost, erwache!
Ich rief, am Altar betend hingegossen,
Dreiein'ger, schleuß des Zorns verdienten Bronnen!

Da flog der Strahl! Johannes, lichtumflossen,
Blickt' auf zum Weib, bekleidet mit der Sonnen,
Und, zischend, sank der siebentöpf'ge Drache.

Am »Vorabend des Peter= und Paulsfestes« (Rom, den 28. Juni 1810, Werke 2, 18) wagt er es in der Peters=kirche, nachsinnend über den biblischen Spruch vom Gerechten und vom Sünder, »durch den Domkoloß emporzusehen« zur Ewigkeit. Der Sünder Last liegt hochgeschichtet. Donner verkündigen das nahende Gericht.

Es bebten in des Himmels mächt'ger Halle
Bei des Allmächt'gen Nah'n die Seraphinen.
»Gerecht! — Wer ist es?« bebt's vom Himmelsdom.

Und Petrus, Paulus, Stephanus und alle
Blutzeugen flammten über Roms Ruinen.
»Gerecht ist Liebe!« klang es. — Glücklich Rom!

Diese Beispiele genügen zur Charakterisirung der zahl=reichen römischen Gedichte Werner's bis zu seinem »Abschied von Rom« (Juli 1813, Werke 2, 83 ff.), die alle auf den=selben Ton gestimmt sind. Nur die an das Colosseum selbst gerichteten mögen noch erwähnt werden. In den zwei Sonetten »Das Coliseum. An Fiorentinen« und »Der hohle Zahn« (Rom, 14./15. Juli 1810, Werke 2, 19 f.) knüpft er ziem=lich geschmacklos an den Ausspruch einer Begleiterin an:

Daß einem hohlen Zahne zu vergleichen
Des Coliseums ausgehohlte Trümmer,
Du sprachst es mir, als wir im Mondenschimmer
Es vor uns sah'n, das riesenhafte Zeichen.

Und die geopfert dort, ich sah sie schleichen
Durch das Gemäuer, leuchtend bleich wie Flimmer,
Die Märtyrgeister raunten mir: Was immer
Der Zahn zermalmt hat, konnt' er uns erreichen? —

Da sah mein Geist den hohlen Zahn der Zeiten,
Das Schicksal nagen an den Erdenblüthen,
Doch dir im Aug' sah ich die Sternenbahn.

Wenn ihre Reinheit treu du magst behüten,
Du Blühende, dann mag das Schicksal streiten,
Sie siegt! — Er nah' ihr nicht der hohle Zahn!

In dem zweiten wiederholt er denselben Ausspruch: »Das Colisseum ist ein hohler Zahn« und gibt ihm eine andere Deutung:

Weissagend Wort! Der Unschuld Sterberöcheln,
Das, Zahn, du einschlangst, hat dich ausgehöhlet,
Denn der Zermalmer muß sein Recht empfah'n!

Zwei andere Sonette an das Colosseum (22./23. October 1811, Werke 2, 54, 56) schrieb er in der Freudigkeit seines Herzens über die Firmelung eines neu bekehrten Freundes. Das erste ist beim Sonnenuntergange gedichtet und knüpft an die herbstliche Jahreszeit an:

Der Wahrheit sollst du Lüge Zeit erliegen!
Dein Knecht, Kalender, wagt es Herbst zu nennen,
Wenn Frühlingslichter auf- und niederbrennen,
Zum neuen Lenz die Vöglein freudig fliegen!

Das Colisseum prahlst du zu besiegen,
Weil sich die ros'gen glüh'nden Mauern trennen.
Du Dumme, kannst du denn das nicht erkennen,
Sie lüstet's, sich der Klarheit anzuschmiegen!

Versinkt getrost, ihr blüthenreichen Mauern,
Ob auch stiefmütterlich die Zeit euch beuget,
Sie raubt die Form! Wollt ihr ein Nichts betrauern?

Im Schooß der Ewigkeit, vom Muth erzeuget
Lebt ihr! Ihr seyd! Was ist, das bleibt: das Leben!
Und jauchzt! Gott hat es ihm durch euch gegeben!

In dem zweiten bricht er in einen Hymnus auf Rom aus:

O wunderherrlich Rom mit deinen Schätzen,
Du Grundstein, Richtmaß, Senkblei der Gesunden,
Träuf' auch uns Kranken Balsam, uns zu letzen!

um dann die Bekehrung des Freundes zu feiern:

Nur eines wird noch herrlicher erfunden
Mehr ist als Millionen Roms und Sonnen,
Ein Herz, ein einz'ges, hat es Gott gewonnen! —

Kannte Grillparzer auch nur einen kleinen Theil dieser Gedichte, sie mußten ihm als Confession einer großen, im Aufstreben begriffenen Partei der Widerlegung würdig erscheinen. Daß Werner gerade damals diese fast ein Decennium alten Gedichte, die Zeugnisse seines Bekehrungsprocesses, hervorsuchte und mit ihrer Veröffentlichung begann, ein empfängliches Publicum dafür erwartete, war eines der vielen Zeichen für den großen Umschwung der öffentlichen Meinung. Wie vielen mochte nun Italien von der Fackel des Werner'schen Mysticismus beleuchtet erscheinen. Durch diesen Qualm hindurch zog Grillparzer nach Süden, um dort reinere Lüfte zu athmen und eine andere Botschaft heimzubringen. Und so schlich sich in seine dichterischen Bekenntnisse der Widerspruch gegen jene andere Welt- und Lebensauffassung überall ein, und hieß ihn mit größerem Pathos reden als dies sonst seine Art war.

Auch der dichterische Werth von Werner's italienischen Gedichten wurde stark überschätzt. Wenn Grillparzer ein Urtheil zu Ohren kam, wie jenes des damals in Wien weilenden schwedischen Dichters Atterbom (in dessen Aufzeichnungen aus den Jahren 1817—1819, Berlin 1867, S. 192): »In einem Taschenbuche Aglaja findet sich ein Gedicht Werner's über Italien, welches mich in das lebhafteste Entzücken versetzte; denn es enthält Stanzen, die zum größten Theile eines Dante würdig wären«, so mußte das seinen Widerspruch umso stärker herausfordern. Als Anwalt und Vertheidiger der Antike und zugleich als moderner Mensch, als aufgeklärter Freidenker wie als Dichter trat er gegen ihn auf.

Am deutlichsten zeigt sich der Gegensatz zu Werner in Grillparzer's ersten Colosseumsgedicht (Werke 2, 21). Wie Werner als frommer Pilger sich mit allen Kunstwerken unterredete, mit den Springbrunnen Zwiesprach pflog, die Stimme der Heiligen und Engel vernahm, so war er auch als »Christ« vor die »Aegyptische Basaltstatue« hingetreten (Rom, den 24. Mai 1811, Werke 2, 50) und hatte von ihr Antwort auf seine Fragen geheischt:

Christ.

Du stehst so steif und stramm, du dunkler Götze,
Mit falt'gem Schurz und breitem Mützenkragen,
Als stäckst du, Popanz, aus der Nacht der Klagen,
Noch eingeklemmt in dem basaltnen Flötze.
Wenn ich, im Morgen badend, mich ergötze,
Wagst du es über mich empor zu ragen,
Die Schulter, breit, scheint eine Welt zu tragen,
Und trägt doch Nichts! Ich hasse solche Klötze.

Götzenbild.

Ich trage, die Jahrtausende zu ringen
Mit mir versucht, die Zeit!

Christ.

Da trägst du wenig!

Götzenbild.

Die dich trägt, Staub von Gestern, Knecht der Zeit!

Christ.

Dämon! der Christ, Zeitfürst, kannst du's erschwingen?
Trägt Licht im Blick, im Herzen Ewigkeit;
Bet' an mich, Stein, dein, deiner Herrin König!

So ungefähr tritt Grillparzer fragend vor das Colosseum hin:

Was stehst du da, du stolzer Bau,
Und siehst mich traurig an
Aus deinen Brauen altergrau,
Was hat man dir gethan?

Sag an, was dir wohl fehlen mag,
Und sei es noch so viel,
Liegt das Gebrechen erst am Tag,
So setzt man wohl ein Ziel.

Der Zustand des Bauwerkes legt ihm die Antwort nahe:

Doch ja! an deinen Wänden hier,
Hat Raubsucht dich gepackt,
Bis an die festen Rippen schier
Steht deine Seite nackt:

(Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts war es als Steinbruch benützt worden; mehrere Päpste dürfen als Zerstörer des Colosseums bezeichnet werden. Auf diese zielt der Betrachter in der nächsten Strophe:)

Allein die Rippen halten noch
Und schließen ihren Ring,
Und trotz dem Räuber stehst du doch,
Indes er selbst verging.

Auch deines Schmuckes, deiner Zier
Wardst frevelnd du beraubt,
Und kahl und dürftig stehst du hier,
Mit unbedecktem Haupt.

(Während das päpstliche, das moderne Rom im herrlichsten Schmucke glänzt, die Peterskirche von der mächtigen Kuppel überstrahlt ist, der Papst sein Haupt mit der dreifachen Krone schmückt.)

Ein andrer seufz' ob solchem Druck,
Dir sei die Klage fern,
Die Größe ist des Großen Schmuck,
Nur Kleines putzt sich gern. —

Nun erblickt der Betrachter das Kreuz und er weist darauf hin; eine Erschütterung geht durch den Bau bei dieser Mahnung:

Dies Zeichen hier am Vordertheil —
Was bebst und schütterst du?

Wie eindringlich hatte Werner das Kreuz als das Zeichen von Ruh' und Heil gepriesen; wie kläglich seine eigene Schwäche eingestanden, wie beredt die Hohlheit alles Irdischen verkündigt. Jene ihm fremde Weltanschauung hält Grillparzer

dem aus seiner Ruhe aufgestörten Bauwerk als Einsprache entgegen:

Das Zeichen ist's von Ruh' und Heil,
Wie nähm' dir's Heil und Ruh?

Wiß, alles Irdische ist schwach
Und alle Kraft ist hohl,
Hilft nicht das Ueberird'sche nach,
So steht sich's nimmer wohl.

Umso wirksamer tönt ihm nun seine eigene Ansicht aus den alten Steinen mächtig entgegen:

Allein du meinst, dir sei nicht bang,
Du würdest selber sehn,
Du seist gestanden Säcul' lang
Und würdest ferner stehn?

Diese Meinung aufnehmend, sie verstärkend und verallgemeinernd, schließt der Dichter mit dem Aufruf zur Befreiung von dem aufgedrungenen Zeichen der fremden Herrschaft, mit der Mahnung zu trotzigem, todesmuthigem Ausharren:

Nun wohl, so wirf es denn hindann
Und trotze bis zum Tod!
Wer von sich selber stehen kann,
Hat keiner Stütze noth.

(wobei der wirksame Gegensatz nicht außer Acht zu lassen ist, daß das Colosseum damals bereits durch die Aufführung mächtiger Strebepfeiler vor dem drohenden Einsturze hatte gestützt werden müssen). Wir aber gedenken dabei desjenigen, der von sich selber nichts mehr ausrichten zu können vermeinte und sich in der Lobpreisung der endlich gefundenen Stütze nicht genug thun konnte.

Das Ruinengedicht betrachtet das Colosseum in dem weiteren Zusammenhange des ganzen antiken Trümmerfeldes. »Die Ruinen sind darin personificirt; sie werden wie übrig

gebliebene, halbsterbende Helden jener kräftigen Zeit angesprochen, die unwillig sind über das Neue, das ihnen den Untergang bereitete. Ich lieh ihnen mein Organ, sie mir ihre Gesinnung« (Werke 18, 180). Er contrastirt das antike Rom mit dem päpstlichen, mit dem Rom der Cardinäle und ihrer Creaturen (der eine Senator V. 44; Mann im Purpurkleid = Cardinal 46; 49 »in des Purpurs reichen Falten« vom Senator gesagt); das heidnische mit dem katholischen, pfäffischen (V. 62 »Mönchezug« in anderen Fassungen schärfer; 63 des Meßners Glöcklein); er sieht diese Umwandlung seines alten heidnischen Tempels zu einer katholischen Kirche als Rache für des Romulus Mordthat an (V. 64) und gerade die schärfere Fassung von Vers 62 beweist, daß der Dichter in dieser Katholisirung die Strafe erblickt und daß er das blos abschwächen will, wenn er im Briefe an Sedlnitzky das Hauptgewicht auf Vers 62 »Ist sein Reich gleich dir dahin« legt: »Wenn ich dem erschlagenen Remus sagte, er sei an seinem Mörder Romulus dadurch gerächt, daß dessen Reich zerfallen und in dem Tempel, in dem er als Gott verehrt wurde, Priester einer andern Religion einen andern Gottesdienst feierten, so ist es ja allerdings gewiß, daß es für diesen keine empfindlichere Strafe geben könnte, als das zerfallen zu sehen, was er mit Gewaltthaten aufgebaut.« Er spricht von Constantin in ironischer, verächtlicher, höhnischer Weise; er spielt auf seinen Beinamen »der Große« an, den er verdiene, weil er das größte Reich zerstört habe (83); er wirft ihm nicht blos die Zerstörung Roms vor, sondern noch mehr, daß er über Romas Heldentrümmern den Thron seiner Kirche erhoben habe und setzt die schimmernde Verehrung des von der Kirche Heiliggesprochenen dem vernichtenden Urtheil der Geschichte entgegen. Er schilt ihn einen Heuchler. Hier hat allerdings schon der Druck in der Aglaja (Schreyvogel? oder Grillparzer selbst?) den Ausdruck abgeschwächt (»Meinung« statt »Kirche«, V. 86, 88), das Wort Heuchler beseitigt und die Tendenz verschleiert; das Recht-

fertigungsschreiben will noch mehr von der Hauptsache ablenken: »Wenn Constantin darin getadelt wird, so geschah es in der auf historische Beweise sich stützenden Nichtachtung seines Charakters als Mensch [wovon im gedruckten Gedichte nicht die Rede war]; so geschah es in dem gerechten Unwillen, daß er und seine Nachfolger es waren, die, statt durch das Christenthum die gesunkene römische Größe wieder aufzurichten und zu veredeln, diese vielmehr ganz zu Boden stürzten und dadurch der Barbarei des Mittelalters mit allen ihren traurigen Folgen Thür und Thor öffneten« (was gleichfalls nur eine gezwungene Auslegung dieser Verse ist).

Die vier Schlußstrophen endlich entsprechen dem Gedicht »Colosseum«. Wie alle anderen Denkmale spricht er auch dieses an. Eine Schilderung des Bauwerkes selbst unterläßt er; das Bild des sterbenden Helden wird einheitlicher festgehalten als dort. Mehr aber als in dem Entwurf wird ihm das Colosseum zum eigentlichen Symbol der (heidnischen) Vorwelt; er identificirt beides sogar, wenn er in Vers 104 statt »Herrliches« (Colosseum) in anderen Texten »Herrliche« (Vorwelt) und »Herrlicher« (wohl mehr auf Macht-Koloß« als auf »Riesenschatten« zu beziehen) setzte. Deutlicher als dort nennt er das Symbol des Christenthums, das »Zeichen«, hier mit Namen (»das Kreuz« 103); er redet es, »das heilige Zeichen«, selbst an; er fordert nicht wie dort das Colosseum auf, es von sich zu werfen; er verlangt von denen, die es aufgepflanzt haben, selber, daß sie es wegthun, im Bewußtsein ihrer Stärke, ihrer Allmacht.

Ist schon durch alles dies das spätere Gedicht weit agressiver als der Entwurf, so hat der bildliche Ausdruck in Vers 101 ff. das Tendenziöse noch verstärkt. Der Kirche war der Boden des Colosseums heilig, weil er von dem Blut der Märtyrer getränkt war, deren Größe sie noch im Sterben bewunderte. Dem Dichter wird das Colosseum selber zum Märtyrer, der sein Kreuz zur Richtstätte tragen muß, der auf dem Kreuze stirbt, der sich die Verhöhnung der Henkers-

knechte gefallen lassen muß, dem die Glieder gebrochen (zerschlagen 111) werden. Die Parallele mit Christus lag für jeden Leser nur zu nahe, zumal für den, der sich der Kreuzesstationen erinnerte, die man im Colisenm errichtet hatte. Das Rechtfertigungsschreiben lehnt dies ab: »Das heißt doch, unbefangen genommen, nichts als: Du stehst da mit dem Kreuz auf der Schulter, wie einer, der zum Tode geführt wird und das Werkzeug seiner Hinrichtung noch selbst zum Richtplatz tragen muß. Daß hier das Kreuz nicht in seiner christlich-symbolischen Bedeutung, sondern in seiner natürlichen, als ein im Alterthume sehr gewöhnliches Werkzeug der Todesstrafe genommen wird, leuchtet jedem ein, der das Gedicht ohne Prävention liest..... Wenn man sagt: ›Ueberall in der ganzen Welt möge und soll das heilige Zeichen der christlichen Religion stehen, nur nicht am Colosseum, nur nicht auf diesem Kampfplatz für wilde Thiere, nur nicht an diesem durchaus heidnischen Gebäude, wo es nicht hingehört‘; ist das ein Ausfall gegen das Kreuz?«

Für die Verse 109—112 stelle ich Grillparzer's Erklärung voraus: »Der Sinn dieses Gleichnisses, dieses Bildes, prosaisch dargestellt, ist: Mein Vater geht in den Wald. Ein Baumstamm, vom Winde losgerissen, fällt auf ihn und erschlägt ihn. Werde ich — gesetzt, der Stamm wäre, wie es sich wohl trifft, mit einem Kreuze bezeichnet — werde ich dieses Kreuz, gerade dieses küssen? Ebenso nun — geht der Sinn dieses Gleichnisses weiter — wie mir das Kreuz an dem Werkzeuge von meines Vaters Tode kein erfreulicher Anblick sein kann, ebenso wenig kann es mir jenes an dem Eingang des Colosseums sein.«

Aber sollte das Tertium comparationis wirklich nur in dem zufälligen Kreuzeszeichen auf dem tödtlichen Baumstamme zu suchen sein? Sollte es gleichgiltig sein, daß der Dichter, der in erster Person spricht, seines Vaters Tod zum Vergleiche heranzieht? Will er damit nicht andeuten, in welch naher, inniger Beziehung zu jener mächtigen Vorwelt er sich

fühlt, deren gewaltsames, blutiges Ende er betrauert?*) Stellt er sich damit nicht ganz auf die Seite dieser Vergangenheit als ihr Zögling und Anhänger, als ihr Anwalt und Rächer gegen das siegreiche Christenthum? Und ist das Werkzeug, das diese Vergangenheit erschlug, nicht eben das Kreuz selbst, das die Anderen als Zeichen Gottes verehren und küssen und dem er diese Verehrung verweigert? Der ganze Gedankengang und Aufbau des Gedichtes fordert diese Steigerung, drängt zu diesem persönlichen Gegensatz hin, den der Dichter nachträglich in einen allgemeinen abzuschwächen vergeblich sich bemüht.

Auch der Schluß des Ruinengedichtes ist schärfer und deutlicher als im Entwurfe. Daß der Dichter den baldigen Untergang des Bauwerkes erwartet, ja, in seinem Unmuth sogar herbeiwünscht, ist dort nicht ausdrücklich ausgesprochen und kann nur errathen werden. Jetzt ruft er die Elemente herbei, auf daß sie den völligen Untergang der ihrer Bestimmung entzogenen, ihres Schmuckes beraubten und der Schmach anheimgefallenen Ruinen herbeiführen. Die neue, von den anderen gepriesene Zeit geißelt er aber in ihrer Flachheit und Kleinheit. Keine glänzende Zukunft thut sich

---

*) Man vergleiche z. B. Palacky's Brief an Čelakovsky aus dem Jahre 1828, den ich nach Murko's Uebersetzung (Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. Graz 1897, S. 124) wiedergebe. Er spricht vom Studium der vaterländischen (böhmischen) Geschichte: »Am meisten möchte mich allerdings das Geschlecht Přemysl's interessiren, und als ich zu Wenzel dem letzten dieses Geschlechtes kam, schien es mir, als ob mich das Todesröcheln meines Vaters überfiele, und als ich dann zu Ferdinand I. und weiter zum Jahre 1620 kam, war es mir, als ob ich schon das letzte Schluchzen hörte, ja als ob ihm ein Mörder eine Todwunde (!) beigebracht hätte. — Weiter las ich nicht mehr — und aus Bitterkeit will ich an die späteren Ereignisse nicht denken —, tröste einen Waisenknaben wie du willst, beschreibe ihm eine glücklichere Gegenwart, versprich ihm eine Zukunft als Ersatz — es ist vergebens — vergebens — sein Herz zieht es zum Grabe des Vaters zurück, dort ist sein Trost.«

trostreich vor ihm auf wie vor dem gläubigen Verkündiger der päpstlichen Weltherrschaft.

Es ist nun von der größten Bedeutung, daß dieser Kampf zweier Weltanschauungen, wie sie sich in Grillparzer und Werner verkörpern, in demselben Bande der Aglaja ausgefochten wurde, dessen Mitte die Werner'schen Gedichte bilden, an dessen Ende das Grillparzerische Gedicht als treffsichere Widerlegung stehen sollte und in den vor der Confiscation bereits ausgegebenen Exemplaren auch stand. Wir werden uns daher am besten hier gleich mit dem Gerücht auseinanderzusetzen haben, daß Werner selbst es gewesen sei, der das Gedicht denuncirt habe. In Grillparzer's Werken findet sich diese Anschuldigung nicht ausgesprochen. In der Vertheidigungsschrift heißt es nur: »Ehe es (das Gedicht) noch erschien, eh' sich noch Jemand durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugen konnte, hatten scheelsüchtige (Entwurf: neidische), hämische Menschen, die sich vielleicht nur darum so gern mit dem Mantel der Religion bedecken, weil sie viel zu bedecken haben; Eiferer, deren Eifer erst dann klar werden wird, wenn es das geworden ist, was sie dadurch erreichen wollen — diese Menschen hatten von allen Seiten Geschrei erhoben«, und später spricht er ebendort von dem »Geschrei unberufener Zwischenträger«. In der Selbstbiographie spricht er ebenfalls allgemein von der damals noch in herbis befindlichen kirchlichen Partei, die an dem Gedicht Aergernis genommen habe. »Das Gedicht wurde förmlich denuncirt, und der Sturm ging von allen Seiten« (19, 98). Auf Grillparzer's mündliche Aeußerungen geht der Bericht Schindler's in Beethoven's Gesprächsbüchern, März-April 1823, zurück (Kalischer, »Nord und Süd«, Januar 1891, S. 74): »Bei Grillparzer war ich früh.... Er erzählte mir offen alle seine Schicksale, die wahrlich höchst merkwürdig sind.... Das ist aber noch keinem seinesgleichen widerfahren, als ihm.... Das Gedicht, wodurch er in Ungnade fiel, wird er Ihnen lesen lassen. ... Nicht der Nuntius, sondern ein

hiesiger Literator hat die Sache erregt.« Der Name Werner's wird aber auch hier nicht genannt. Das geschieht (wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht) erst in den Grenzboten 1844 und — wieder nach einer mündlichen Aeußerung Grillparzer's — bei Frankl, »Zur Biographie Grillparzer's«, S. 40: »man vertraute mir, daß es ein Dichtergenosse, Zacharias Werner, war, der das Gedicht denuncirt haben soll« (vgl. oben S. 42).

Werner's Aufregung über das Gedicht wäre begreiflich, auch wenn die Pfeile nicht auf seine eigene Brust gerichtet gewesen wären. Ihm konnte aber der Zusammenhang nicht verborgen bleiben. Und war sein Argwohn einmal geweckt, so mochte er Manches noch persönlicher auffassen als es vielleicht gemeint war und sich hier als Gleisner und Lüstling gebrandmarkt wähnen; er mußte es Schreyvogel verdenken, daß er ihn und sein Panier in demselben Band der Aglaja verhöhnen habe lassen, in dem er es so triumphirend aufgerichtet hatte. Also psychologisch wäre es recht wohl zu erklären, wenn er seine Empörung darüber in einer Denunciation Luft gemacht hätte, die mehr auf die Unterdrückung des Gedichtes als auf die Bestrafung des Dichters abzielen, mehr den Censor und Herausgeber, sowie den Verleger treffen sollte als den Verfasser. Dennoch scheint mir eine Erwägung ganz entschieden gegen Werner's persönliche Einmischung zu sprechen. In der Vorrede zu Werner's letzter Tragödie »Die Mutter der Makkabäer« (Wien 1820) findet sich eine Stelle, die ich auf Niemanden andern als auf Grillparzer zu beziehen weiß (vgl. auch Düntzer, Zwei Bekehrte, S. 267). Er wünscht sich für sein Werk die Theilnahme menschlicher und göttlicher Kunst; sehr gleichgiltig aber werde es ihm sein, ob und wie man in dem immer seichter werdenden Oceane der deutschen Dramaturgie mit seinen Walfischtonnen spielen und ihn wohl gar da, wo er das Silbenmaß bedachtsam bald seinem Grundprincip der musikalisch-rhythmischen, bald der ihm sehr bekannten declamatorischen Betonung unterzuordnen, oder die

äußere Wahrheit der innern aufzuopfern, oder an das Altarblatt der Katastrophe lebendigere Tinten als das Grau in Grau einer gewöhnlichen Theaterurne zu verwenden veranlaßt worden sei, eben so vornehm als gelehrt, über die ihm als Schüler schon bekannt gewesenen Elemente der Metrik, der historischen Symbolik und der Bühnenconvenienz zu belehren suchen werde. Ja sogar die ungerechteste Beurtheilung könnte ihn höchstens nur — den Beurtheiler bedauern machen. »Denn, selbst wenn ich noch (was nicht mehr der Fall ist) einen regen Sinn für Lob oder Tadel hätte, so bin ich doch zu sehr Veteran in der teutschen Litteratur, um nicht zu wissen, daß kein teutscher Schriftsteller bey seinen Lebzeiten, jeder nach seinem Tode volle Gerechtigkeit findet. Es ist dieses vielleicht ein heilsamer Sporn, wodurch das edelste und gerechteste, so wie das einzig noch rastlos fortschreitende der Völker Europas, das Volk teutscher Zunge, selbst seine treuesten Söhne spornet — zur Unsterblichkeit! Daß es freylich nicht einerley ist, ob ein solcher Sporn von Kunstreitern oder von Troßbuben gehandhabt, oder vielmehr gefußhabt wird, versteht sich von selbst; die Wirkung aber für das edle gespornte Roß ist dieselbe, es schreitet umso muthiger zum Ziele!« Er führt als Beispiel (um nur bei dramatischen Dichtern stehen zu bleiben) den classischen Lessing an, der, als er dem metrischen Drama wieder Bahn brach, die in baarem Ernste gemeinte Rüge jener naturalistischen Schlucker verschlucken mußte, es sei unnatürlich, Leute auf der Bühne in Versen sprechen zu lassen; er führt Schiller und Goethe an, die, als jener schon Stern erster Größe, dieser längst schon Sonne unseres vaterländischen Sphärengesanges gewesen, beide noch durch den Tadel der Nicolai gepriesen werden mußten, »die, mit all ihrer Anmaßung und Seichtheit, doch ein schwaches Vorbild nur waren ihrer allerneuesten Nachfolger!« Dann fährt er fort: »Ein gleiches Schicksal wird auch den sehr Wenigen zu Theil werden, die sich gegenwärtig noch der fast ganz verlassenen teutschen

tragischen Muse mit Geist und Glück annehmen. Ich kenne und schätze persönlich den schätzbarsten vielleicht dieser neuesten dramatischen Dichter, dessen seltenes Verdienst, als eines den Meistern des Stils sich schön Beygesellenden, schon nach Gebühr anerkannt ist; Bürger der Kaiserstadt, die mir seit fünf Jahren ein gastliches Obdach darbot, ist er Mitglied also eines achtungswerthen Volkes, das weise genug ist nicht nur Leichen einzubalsamiren, sondern auch Lebende zu lieben! Von ihm und Wenigen noch erwarte ich mit Freudigkeit, daß sie das erringen werden, was lange das schönste Ziel meines Wirkens war, ein Ziel, welches zu erreichen mich minder das was man Laune des Schicksals zu nennen pflegt und höhere Bestimmung nennen sollte, als fremde Beschränktheit und eigene Beschränkungslosigkeit verhinderten. Aber alle die gegenwärtig noch in Teutschland den Bogen des Ulysses, sey es auf welche Weise es wolle, zu spannen versuchen, werden, selbst wenn ihnen ‚das hohe Glück, das ein würdiges Tagewerk schafft', treu bleiben sollte, dennoch, über lang oder kurz, einer tüchtigen Dosis von Selbstgenügsamkeit oder Bescheidenheit gegen die Anfangs bittere Erfahrung bedürfen: daß der Vorhof des Pantheons der Teutschen ein — Hetzamphitheater, oder, wenn man lieber will, eine Cananäische Wüste geworden ist, wo das dermalige Volk der Verheißung, das teutsche, seinen literarischen Philistern sogar die Lügenpritsche gegen jeden Teutschen zu brauchen erlaubt, welcher, durchdrungen von der hohen Wahrheit: daß unsere gegenwärtige Zeit zur universalhistorischen Epoche, und daß nur der Teutsche solche zu begründen berufen sey, diesen Keim seines tiefsten Lebens entfaltend, sey es im heitern Gebiete der Kunst, oder in einer ernsteren Sphäre, das, was der Pöbel jeglicher Kaste niemals ahndet, als bis er mitten drin ist — die Weltperiode begründen helfen will!« (Vorrede S. IV—IX.) Aus dieser öffentlichen Begrüßung, welche zugleich die von uns vermuthete Bekanntschaft beider Männer zur Thatsache

erhebt, spricht so viel Verehrung und Hochschätzung für Grillparzer, daß wir an Werner's Denunciation zu glauben uns sträuben. Demjenigen, welchen er in diesem seinen literarischen Testament (vgl. Vorrede S. IX f.) zu seinem Nachfolger im dramatischen Erbe der Classiker einsetzt und welchen er hier gegen die Hetzjagd durch die Bluthunde der Recensenten in Schutz nimmt, kann er unmöglich zu gleicher Zeit die ärgeren Spürhunde der Wiener Polizei auf den Leib gejagt haben. Geschrieben ist die Vorrede wahrscheinlich im Frühjahr 1819; wenigstens ist der darauf folgende »Prolog« vom 7. Mai (»am Tage des heiligen Bischofs und Märtyrers Stanislaus«) datirt. Das literarische Conversationsblatt vom 25. Mai 1819 meldet die Vollendung des Dramas »Die Mutter der Makkabäer« und bringt bereits am 4. und 5. Juni Proben daraus. Erschienen ist es erst am 16. Februar 1820 (vgl. Literarisches Conversationsblatt vom 15. Februar). Grillparzer's dichterische Absage an Werner war also früher bekannt geworden als dessen Verkündigung von Grillparzer's Größe. Mit Werner's Stück beschäftigte sich Grillparzer sogleich nach dem Erscheinen ziemlich eingehend, wie das erhaltene Bruchstück einer Beurtheilung beweist (18, 85), und suchte die Fehler darin aufzudecken. Es war Werner's letztes Drama. In seinem poetischen Nachruf an den bald darauf (17. Jänner 1823) Verstorbenen, worin sich Anspielungen auf Wernerische Gedichte leicht erkennen lassen (vgl. oben S. 86 f.), liefert Grillparzer eine vorzügliche, scharfe Charakteristik, die gleichfalls den Untergrund der persönlichen Bekanntschaft durchschimmern läßt.

Man sagt, daß, wer sich selbst geschaut im Leben,
Die eigene Gestalt, ansichtig, außer sich,
Daß der nicht leben könne fürder mehr,
Und müsse sterben in der nächsten Frist.
O unglücksel'ge Frucht der Selbstbeschauung!
Du hast dich auch geschaut und bist gestorben:
Denn das nicht was er ist, nein, was er thut,

Das soll der Mensch erkennen und erwägen,
Sonst ist er todt, sei's auch, daß er noch athme!
Die ew'gen Geister schauen und sind heilig,
Der Mensch soll aber handeln und sei gut!

Nicht auf sich selbst, die eigne Form und Unform,
Soll er die Augen heften, wenden seine Gluth;
Die Außenwelt ward ihm als lichte Braut,
Die mag er sich erfassen und umarmen,
Und Kinder zeugen, daß die Welt bestehe!
Fluch auch im Geisterreich der Unzucht mit sich selbst! —

Du Armer, hast die Ruhe nicht gekannt,
Dein Streben nahm sie dir, und strebtest doch um Ruhe!
Da dir die Milch der Menschheit schmacklos war geworden,
Schien bald kein Reiz dir geistig scharf genug; . . . .

Diese Verse sind aber mehr als nur eine Charakteristik Werner's, sie enthalten Grillparzer's Auffassung der ganzen deutschen Romantik, ja, des deutschen Nationalcharakters und beweisen, daß ihm Werner's Wesen als typisch dafür erschien. Bis zur wörtlichen Uebereinstimmung decken sie sich nämlich mit einer gleichzeitigen oder um weniges älteren Prosaaufzeichnung (Werke 16, 35 f.): »Dasjenige, was die neuere Welt von der älteren unterscheidet, ist vornehmlich das Gefühl einer unbestimmten Sehnsucht, das der erstern eigen ist und letzterer beinahe ganz unbekannt war. Die erste Quelle dieses Gefühls ist ein Thätigkeitsbetrieb ohne Wirkungskreis. Solange es noch einen Staat gab oder vielmehr ein Volk, hatten alle Fähigkeiten des Körpers und Geistes ihren Zweck, oder wenigstens ihre Richtung, und von Zeit zu Zeit eintretende, außerordentliche Vorfälle gaben auch der Begeisterung ein sfogo. Als der Verbrauch nach außen aufhörte, wendete sich die beste Thätigkeit nach innen. Wer aber einmal die Süßigkeit des Umgangs mit sich selbst genossen hat, kehrt nicht mehr zurück. Wie der selbst sich Befleckende zuletzt die Weiber flieht, flieht der sich selbst Beschauende die Welt. In seinem

Innern ist er Herr und König. Alles fügt sich nach seinem Sinne, und selbst was sich nicht fügt, was ihm widersteht, ihn quält, ist doch wenigstens sein Gedanke, sein eigenes Werk. Auch Selbstverdammung ist noch immer süß; denn wird dadurch der Mensch als Verdammter erniedrigt, so ist ja doch der hochstehende Verdammende wieder er selbst. So lebt er in der eigenen Welt, unwidersprochen, alles gebietend, alles nach eigenen Gesetzen denkend. Dieses süße Schalten führt nun endlich zum eigentlichen, unmittelbar letzten Quell des Uebels: dem Bedürfnis starker Eindrücke. Mit einer unendlich erhöhten Reizbarkeit haben die sogenannten gemeinen Genüsse ihr Anziehendes verloren, und der Mensch findet zuletzt nichts mehr, was ihn befriedigt. Ohne Thatkraft voll Thatendurst; voll Reiz zum Genuß ohne Sinn dafür; voll Gedanken ohne Wollen: Das ist der Zustand eines solchen Menschen, einer solchen Zeit, daher jene Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, dem man zu viel Ehre anthut, wenn man es aufs Religiöse bezieht, da es eigentlich nichts ist als die Sehnsucht nach einem neuen Reiz, der im Stande wäre, den Ueberreizten zu reizen. . . . . . weh' jedem Volke, das sich mit der deutschen Literatur befaßt . . . . die deutsche Literatur entnervt.«

In der Selbstbiographie will Grillparzer nur die topographische Aneinanderreihung sämmtlicher Denkmäler allenfalls als eine neue Wendung gelten lassen. In der Rechtfertigungsschrift fragt er mit absichtlicher Uebertreibung: »Ist das Gedicht auch nur für jemand verständlich, der nicht entweder selbst in Rom war, oder nicht wenigstens seine Ruinen historisch kennt?« und nennt es ein für den übrigen Theil der wenigen Leser der Aglaja ebenso unverständliches als uninteressantes Gedicht. Auch wir Heutigen brauchen in dieser Hinsicht Erklärungen, umsomehr, als die heutige

Auffassung der Bauwerke mit der damaligen nicht ganz übereinstimmt. Einige andere Bemerkungen im Einzelnen schließen sich hier am besten an.

Zu Grillparzer's Zeit waren die Ausgrabungen auf dem im Volksmunde sogenannten Campo Vaccino noch nicht so weit gediehen wie heute. Es hatte noch mehr den Charakter der wüsten Fläche (vgl. die Schlußstrophe), wie sie im Laufe der Jahrhunderte durch systematische Verschüttung und allmälige Bodenerhöhung entstanden war, auf der die Ochsen- und Büffelgespanne der Landleute lagerten; um das Jahr 1500 hatte sich der Viehmarkt daselbst eingerichtet, man verkaufte Schweine; Handwerker hatten sich an den Ruinen angesiedelt, welche zweirädrige Karren- und Holzjoche für Ochsen machten (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 4. Aufl., 7, 727 f.). Langsam erst stiegen die alten Ruinen wieder empor; 1803 war der Severusbogen bloßgelegt worden, 1813 die Phokassäule, in den Jahren 1816—1819 waren die Ausgrabungen am Clivus Capitolinus im Zuge.

1. Strophe. Der Dichter scheint vom Capitol zu kommen; er begrüßt die Trümmerstätte. Die erste Strophe erinnert an die Elegie des Bischofs von Tours, Hildebert, der Rom im Jahre 1106 oder 1107 sah: »Nichts ist Roma dir gleich, da fast nur in Trümmern du prangest; Was in der Blüthe du warst, zeigt der Gesunkenen Schutt« (Beschreibung von Rom von Platner, Bunsen ꝛc. 1830, 1, 249).

2. Strophe. Das erste Bauwerk, das sich seinem Blick enthüllt, ist der Eintrachtstempel. Man hielt nämlich damals die Reste des Vespasiantempels mit den acht erhaltenen Säulen für die Aedes Concordiae und der von Grillparzer benutzte (in seiner Bibliothek erhaltene) Plan von Nolli aus dem Jahre 1818 folgt dieser Anschauung und enthält alle von dem Dichter übernommenen Irrthümer. (Das von ihm gleichfalls benutzte Itinerario von Vasi ist mir leider nicht zugänglich.) Den Wächter seiner Brüder nennt ihn der Dichter, weil er gelegentlich der Beilegung des langen Streites zwischen

Patriciern und Plebejern im Jahre 366 v. Chr. errichtet worden war. Schlecht aber hatte er sein Amt erfüllt, denn er ließ die Zwietracht wüthen. Der Dichter scheint hier den Untergang Roms einseitig den inneren Streitigkeiten, den Bürgerkriegen zuzuschreiben, oder er denkt an die Catilinarische Verschwörung; in diesen Tempel berief Cicero den Senat und hielt hier das Urtheil über Lentulus und Cethegus, Mitverschworene des Catilina (Stolberg, Werke 7, 103); schwerlich darf die Stelle auf den Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum bezogen werden.

3. Strophe. Der Tempel des Jupiter stator wird jetzt auf dem Palatin angenommen. Zu Grillparzer's Zeit hielt man, wie wieder der Plan beweist, den Saturntempel mit den drei Säulen dafür; so sagt Stolberg: »Nahe dabei (beim [falschen] Concordiatempel), auf derselben Seite, stehen Trümmer des Tempels, den zuerst Romulus auf der Stelle bauen ließ, wo die geraubten Sabinerinnen .... sich friedestiftend mitten zwischen den kämpfenden Römern und Sabinern in das Schlachtfeld stürzten. Er nannte ihn den Tempel Jovis statoris (des hemmenden Jupiters). Tit. Liv. I, 13.«

4. Strophe. Der Dichter wendet sich links zum Triumphbogen des Septimius Severus, der diesem Kaiser und seinen Söhnen, Caracalla und Geta, wegen seiner Siege über die Parther, Araber und Adiabener im eilften Jahre seiner Regierung, im Jahre 203 nach Christi Geburt, von dem Senat errichtet worden war. Dem Dichter erscheint dieser Sieg nur als ein schwacher Ansatz zur Wiedererlangung der Weltherrschaft Roms, als ein Abschluß des römischen Heldenzeitalters.

5. Strophe. Er wendet sich, gegen das Colosseum vorschreitend, zum Templum Pacis und zur Basilica. Das Tagebuch sagt darüber (19, 212 f.): »Der Vorwurf der Kleinheit, den man den ältesten Bauwerken mit Grund machen kann, trifft keineswegs die Gebäude, welche die spätern Zeiten hervorgebracht haben. Der Tempel des Friedens, von Titus

erbaut, von dem nur noch die Reste der hinteren Hälfte stehen, ist ein ungeheures Gebäude mit seinen drei mächtigen Hallengewölben und den Spuren einer Colonnade, die sich von außen herumzog. Constantin ließ das Ganze in eine Kirche umgestalten und man hat Gelegenheit, durch Vergleichung des von ihm in die mittelste Halle hinausgebauten Ausbuges die Verschiedenheit der Zeitalter in der Verschiedenheit der Arbeit zu beobachten.« Wie er hier die Bauwerke vergleicht, vergleicht er im Gedichte die Herrscher: Titus und Constantin. Titus habe wahrhaftig dem Frieden gedient und dadurch sich Ruhm erworben. Constantin habe die Friedensbotschaft des Christenthums im Munde geführt, habe die heidnischen Götter aus ihren Tempeln vertrieben, den Frieden der alten Welt gestört, habe Zwietracht gesäet. Ruhm aber habe er dafür nicht geerntet wie Titus (vgl. V. 88). Das Hauptthema des Gedichtes ist angeschlagen; der Gegensatz zwischen heidnischem und christlichem Rom zum ersten Male berührt.

6. und 7. Strophe. Der Dichter, ungefähr auf dem halben Wege angekommen, wendet sich um und läßt seine Blicke über das Capitol schweifen. Dort stand die Curia, der Versammlungsort des Senates; hier wurde über Krieg und Frieden entschieden. Die Mauer des alten Gebäudes ist sichtbar. An ihrer Stelle steht jetzt das Hauptgebäude des neuen Capitols. »Man steigt« — nach Stolberg's Schilderung — »in das erhöhte Stockwerk auf einer Treppe, die mit einem schönen Springbrunnen verziert ist. In der Mitte ist eine triumphirende Rom (Roma triumphans) von parischem Marmor, mit Porphyr bekleidet, auf beiden Seiten zwei kolossalische liegende Flußgötter, der Nil und der Tiber. In diesem Palaste wohnt der Senator, hier hält er Gericht.« Den Ausblick von den Fenstern dieses Palastes hat uns Goethe, als Gast des damaligen Senators von Rom, des Fürsten Rezzonico, in der Italienischen Reise geschildert (Hempel, S. 477 f.). An Stelle der weltbeherrschenden Senatoren war der eine zum Handlanger des Cardinals herabgesunken, dem er in

prunkvoller Kleidung gleicht! Die Kleidung und Stellung des Senators schildert Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 4. Aufl., 5, 278, für die ältere Zeit folgendermaßen: »In ein mit Pelz gefüttertes Scharlachgewand gekleidet, auf dem Haupt ein Barett, ähnlich jenem, welches der Doge von Venedig trug (nach einem Musiv aus Araceli Mantel violett; Barett violett mit Hermelin, violette Stiefel), stellte der Senator im Pomp festlicher Aufzüge, umgeben von seinem Hof, bei Volksspielen oder Thronbesteigungen der Päpste, oder bei politischen Handlungen die Majestät des römischen Volkes dar. .... Das kurzdauernde Amt des Senators war von vielen Gefahren des Parteikampfes und der Volksaufstände bedroht, und oft nur eine glanzvolle Pein. Jeder seiner Schritte wurde beobachtet und gezählt. Er war an das Capitol gebannt, und durfte die Stadt nicht über ein vorgeschriebenes Maß von Raum und Zeit hinaus verlassen. Jeder vertrauliche Verkehr mit den Bürgern war ihm untersagt, nicht einmal im Palast eines Großen durfte er speisen. So lange als er die Stadt regierte, blieb er verurtheilt Witwer zu sein, denn sein Weib durfte ihn nicht begleiten; kein naher Verwandter durfte bei ihm sein.« (Vgl. auch 3, 247; 4, 589: summus senator.) — Noch einmal spricht der Dichter die Curia an. Die alten Senatoren kehren nicht mehr wieder. Vergebens stehen ihre Pforten zum Empfang offen, vergebens, um weltgeschichtliche Entscheidungen von hier ausgehen zu lassen. Der Ernst, die Würde früherer Zeit ist geschwunden, die römische Thatkraft und Beredsamkeit verloren; Leichtsinn, Fröhlichkeit, Geschäftigkeit und Geschwätzigkeit ist an ihre Stelle getreten. — Diese Klagen sind seit dem Mittelalter stereotyp; fast dieselben Ausdrücke kehren immer wieder. Schon Gregor der Große sagt in einer Homilie über Ezechiel 24, 10—12 (»Beschreibung von Rom« 1830, 1, 242): »Wie Rom selbst aber, sie, die einst die Herrscherin der Welt zu sein schien, versunken ist, das schauen wir mit unseren eigenen Augen: vom entsetzlichen Schmerz vielfach geplagt,

durch den Jammer ihrer Bürger, den Druck der Feinde, die Menge ihrer Ruinen .... Wo ist der Senat? Wo das Volk?... Aller Glanz weltlicher Würden ist in ihr erloschen .... uns Wenige selbst, die übrig geblieben sind, drückt noch täglich das Schwert, noch täglich zahllose Plage. ‚Stelle den Topf leer auf die Gluth', sagt der Prophet: nämlich, weil der Senat fehlt, das Volk untergegangen ist, und in den wenigen übrig Gebliebenen noch täglich Schmerz und Seufzen sich vervielfältigt. Rom brennt jetzt als leere Stadt. Warum aber reden wir solches von den Menschen, da wir die Gebäude selbst durch überhandnehmende Ruinen zertrümmert sehen? ....«

8. Strophe. Die Basilica, an der der Dichter stehen geblieben war (Strophe 5), liegt zwischen der Kirche SS. Damiano und Cosma und dem Tempel der Roma und Venus. Jener ist die achte, diesem die neunte Strophe gewidmet. »Ein antikes Rundgebäude, in dem einige Antiquare, durch eine falsche Lesart im Anastasius verführt, den Tempel des Romulus, Andere mit gleichem Grunde den des Romulus und Remus zu erkennen glauben, ist mit der Kirche verbunden und dient zu einer Art Vorhalle derselben« (Platner, Beschreibung von Rom, III, 1, 364). Gegenwärtig wird angenommen, daß der Tempel von dem Kaiser Maxentius seinem Sohne Romulus errichtet worden sei.

9. Strophe. Ueber den Tempel der Venus und Roma sagt Niebuhr 1820 (»Beschreibung von Rom« 1837, III, 1, S. 303): »Unter Constantin scheint dieser Tempel restaurirt zu sein, nachdem er durch unbekannte Umstände gelitten hatte; ohne Zweifel war er bei dem Brande des Friedenstempels und der Via sacra beschädigt worden, es scheint aber nicht denkbar, daß diese Beschädigungen nicht weit früher hergestellt wären. Unter Constantius stand er in vollem Glanze. Offenbar ist es der Tempel der Roma, von dem, wie Anastasius erzählt, Honorius I., mit Bewilligung des Kaisers Heraclius, um das Jahr 626 das Dach von Bronze zur

Deckung der Peterskirche wegnehmen ließ.« Dergleichen kann Grillparzer leicht gewußt haben. — Ein altes Akrostichon lautete: »Roma tibi subito motibus ibit amor«, von Bunsen 1825 übersetzt: »Roma von Amor verkehrt, schnell flieht dir Liebe und Kraft.«

10. Strophe. Den Titusbogen nennt Grillparzer schon im Tagebuch den einfachsten von allen (»mit herrlichen Basreliefs, worunter der heilige Leuchter von Jerusalem bemerkbar ist«). Ueber die weit fortgeschrittene Zerstörung des Denkmals berichtet Platner (»Beschreibung von Rom« 1830, III, 1, 309 ff.): »Der Triumphbogen, welcher dem Kaiser Titus wegen der Zerstörung von Jerusalem errichtet wurde, hatte nur Einen Bogen, und zur Seite desselben, an beiden Façaden, länglich-viereckige Fenster. Jede Façade hatte vier angelehnte, mit mehr als der Hälfte hervortretende Säulen von römischer Ordnung; zwei an den Ecken und zwei an der Seite des Bogens. Von diesen sind nur die beiden am Bogen selbst, an der Seite nach dem Colosseum, erhalten; von denen an der entgegengesetzten Seite fehlt der obere Theil mit Capitäl und Gebälk. Die Seitengebäude, welche die Fenster enthielten, sind ganz vernichtet, bis auf einen Rest des einen Fensters an der Seite nach dem Colosseum. . . . Dieser Bogen . . . war im zwölften Jahrhundert im Besitze der Frangipani, denen er zum Thor ihrer festen Wohnungen diente, zu welchem Zwecke sie rechts einen Thurm aufführten . . . von dem noch Ueberreste stehen. Die Backsteine u. s. w., womit die Stelle der antiken Attika ausgefüllt ist, sind nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinaufgebracht, und durch diesen ungeschickten Bau soll der Bogen so sehr gelitten haben. Das anstoßende Gebäude des nahen Klosters diente ihm lange als Stütze; da aber dieses weggerissen worden, hat man nöthig gefunden, ihn abzutragen, um ihn auf festeren Fundamenten wieder aufzuführen.«

11. und 12. Strophe. Der Dichter ist beim Constantinbogen angelangt, dem gegenüber der Titusbogen ihm

als »ärmlich Mahl« erscheint. Titus und Constantin hatte er schon in Strophe 5 gegenübergestellt: noch einmal fällt sein Blick auf die Basilica, den Siegesdom; noch schärfer wird Constantin verurtheilt, noch spöttischer und verächtlicher abgethan, denn auch der Vergleich mit Trajan fällt zu seinen Ungunsten aus. Niebuhr (»Beschreibung von Rom«, III, 1, 314 f.) sagt darüber: »Der Triumphbogen Constantins des Großen hat sich im wesentlichen noch ganz, und von allen Triumphbogen zu Rom am besten erhalten. Er wurde diesem Kaiser von dem Senate errichtet, weil er den Staat von der Tyrannei des Maxentius befreite. Da sich an diesem Bogen nicht nur ein Schatz von Sculpturen befindet, von denen schon Gammeci bemerkte, daß sie sich auf Trajan bezögen, und seiner Zeit angehörten, sondern diese sich auch in einer gewissen Ordnung und wie an ihrem eigentlichen Platze befinden, endlich auch die architektonischen Verhältnisse des Bogens einer besseren Zeit als der Constantinischen nicht unwürdig zu sein scheinen, haben mehrere ... die Meinung aufgestellt ..., dieser Bogen sei ursprünglich für Trajan errichtet und zu Constantins Zeit nur durch Einschiebung der sich auf ihn beziehenden Sculpturen in den jetzigen Bogen umgewandelt worden.« Diese Ansicht weist Niebuhr ab, nimmt vielmehr an, »daß der ganze Bogen, wie wir ihn jetzt sehen, unter Constantin von Grund auf, aber so viel als möglich, aus ältern Materialien erbaut, und mit Bassirilievi und vielen architektonischen Zierraten von einem Bogen Trajans geschmückt sei. Und obgleich man in den Verhältnissen, insbesondere der Arkaden, sich ziemlich genau an die Muster der ältern Triumphbogen gehalten zu haben scheint, so verräth sich doch der spätere Bau des Ganzen durch die schlechte Arbeit der Perlen und Blätter, welche an dem Kranze des Gewölbes der großen Arkade gebildet sind, und nicht nur gegen die Schönheit des alten Frieses derselben Arkade sehr abstechen, sondern auch schlechter als die entsprechenden Ornamente am Bogen des Septimius sind«.

13.—16. Strophe. Aus Bunsen's Abhandlung über das Colosseum (Beschreibung von Rom 1837, III, 1, S. 319) genügt hier folgendes: »Der Name Colosseum (barbarisch Coliseus) kommt zuerst bei Beda im achten Jahrhundert vor; doch ist dies natürlich kein Beweis, daß er nicht schon viel früher in Gebrauch war. Höchst wahrscheinlich ist er von dem Koloß des Nero hergenommen, welcher unstreitig nahe beim Eingange des Amphitheaters, nach dem Forum hin, stand.« *) Der Bau ist von Vespasian begonnen, von Titus im Jahre 80 n. Chr. beendigt worden. Dem ursprünglichen Zwecke der Thierkämpfe diente es bis ins vierte und fünfte Jahrhundert. »Constantin verbot die Fechterspiele 325, Honorius hob sie 405 gänzlich auf, als der morgenländische Mönch Telemachos, der gegen diese Spiele im Colosseum eiferte, vom Volke darin erschlagen war. Doch finden wir das Gebäude fortdauernd in Stand gehalten, wahrscheinlich auch zu unschuldigeren Thierhetzen benutzt. ... Unter Theodorich finden wir noch zweimal festliche Thierkämpfe erwähnt. Wahrscheinlich sah es noch Karl der Große in seiner ursprünglichen Herrlichkeit; aus Beda's Zeit kennen wir das Sprichwort der Römer: Wenn das Colosseum fällt, wird Rom fallen; wenn Rom fällt, wird die Welt fallen.**) In den innerlichen Kämpfen der folgenden Jahrhunderte ward es eine der Hauptfestungen der Stadt. ... Dem kriegerischen Gebrauche folgte .... die Ausbeute als Steingrube. .... 1381 stellte der Senat und das Volk den dritten Theil zur Verfügung der Bruderschaft der Kapelle Sancta Sanctorum. Das Wappen derselben — das Bildnis des Erlösers zwischen zwei Leuchtern — steht noch jetzt mit dem Plane

*) Colossus wird das römische Amphitheater genannt in einer Urkunde des Jahres 972, Gregorovius, 4. Aufl., 2, 157.

**) Quamdiu stat Colysaeus, stat et Roma: Quando cadet, Colysaeus, cadet et Roma: Quando cadet Roma, cadet et Mundus (Gregorovius, 4. Aufl., 2, 156.)

von Jerusalem, ebenfalls wahrscheinlich aus jener Zeit, am Haupteingange vom Titusbogen her. . . . Gewiß ist, daß die Ausbeutung des Colosseums immer fortdauerte. Poggius jammert im Anfange des 15. Jahrhunderts über das Verbrennen der Steine zu Kalk. . . . Paul II. nahm die Steine des Colosseums — ob gefallene oder auch andere? — zum Bau des Palazzo di S. Marco (di Venezia), der Cardinal Riario für die Cancellaria, die Bramante baute, Paul III. für den Palast Farnese. Bis zu dieser Zeit wurden am Charfreitage Darstellungen der Passion auf dem flachen Dache einer Capelle della Pietà gehalten, die an den inneren Bögen nach dem Lateran in die Arena hineingebaut war, und erst nach 1815 niedergerissen ist. Die dritte Periode des Unterganges ist die Benutzung für Finanzunternehmungen. . . . Ein Erdbeben warf, . . . 1703, einen Bogen an der Seite des Monte Celio herunter. . . . Benedict XIV. gebührt der Ruhm, die ehrwürdigen Reste vor weiterer Zerstörung und Schmach bewahrt zu haben, indem er das Innere, schon durch das Blut so vieler Märtyrer geheiligt, der Passion Christi weihte. Für die wöchentlichen Züge der Via crucis ließ er vierzehn kleine Stations-Kapellen im Umkreise der Arena bauen, mit einem Gerüste für die Predigt, welche jeden Freitag dort, zum Schlusse der Andacht, von einem Kapuziner gehalten wird. Mit Pius VII. beginnt die Zeit der Herstellung. Die äußere Mauer gegen den Lateran drohte den Einsturz: ein mächtiger, anspruchsloser Pfeiler verhütete ihn noch gerade zur rechten Zeit. Einige Jahre darauf ließ die französische Kaiser-Regierung das Erdgeschoß vom Schutte säubern und die Arena ausgraben. 1813 stürzte ein innerer Bogen ein. Seit der Rückkehr der päpstlichen Regierung ist man fast ununterbrochen mit Sicherung der bedrohten Theile und mit einzelnen Herstellungen beschäftigt . . . «

Ueber die Passionsspiele im Colosseum handelt ausführlich Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 1, 334;

Gregorovius, Unsere Zeit 1890, 2, 134 ff. (auch in dessen Kleinen Schriften, Band 3).

Predigt, Religionslehre und Procession im Colosseum schildert Alfred Meißner in seinem Roman »Norbert Norson« (1883, S. 45), der auf Tagebuchaufzeichnungen von Meißner's Vater aus dem Jahre 1810—1811 zurückgehen soll. Norson geht ins Colosseum, um dort Goethe's Wahlverwandtschaften zu lesen und wird durch die geistlichen Uebungen und den Gesang der Procession darin gestört. Meißner läßt auch Zacharias Werner als Vorbeter an dieser Procession theilnehmen. Die Reden, die er ihm in den Mund legt, wage ich aber nicht in historischem Zusammenhange zu verwerthen. — Die Stationen sind erst 1874 wieder entfernt worden.

Mit der vorletzten Strophe (vgl. auch Strophe 7) möchte ich noch das schon oben S. 125 verwerthete »Klaglied über Rom« am Ende des achten Jahrhunderts vergleichen (nach Bunsen's Uebersetzung, Beschreibung von Rom, 1, 242 f.):

Roma, du Herrliche, einst von edlen Herren gegründet
　　Sklavin der Knecht' anjetzt, stürzest du schmählich dahin.
Deine Kaiser, sie haben so lange Zeit dich verlassen,
　　Zu den Griechen gewandt, wich von dir Namen und Ruhm.
Deiner Edlen ist keiner geblieben, die einst dich regieret:
　　Deine Freien sie bau'n fernab Pelasgische Flur:
Volk, verlaufenes Volk, von des Erdballs äußersten Grenzen,
　　Sie, die Knechte der Knecht', ach sie beherrschen dich jetzt!
Constantinopel heißt die neue Roma und blühet,
　　Alte Roma dir fällt Sitte wie Zinnen dahin!
Niedergesunken wirst du von schnöden Sklaven entehret,
　　Du einst strahlend im Glanz edler Geschlechter und Herrn!
. . . .
Wahrlich schützten dich nicht der heil'gen Apostel Verdienste,
　　Längst schon wärst du, o Rom, ganz von der Erde vertilgt.

Zu der Schlußstrophe endlich darf noch eine Bemerkung Niebuhr's angezogen werden (Beschreibung von Rom, 1, 117 f., auch in Niebuhr's Kleinen Schriften, 1, 426):

»Unter den Schlägen, womit, wie es schien, die Natur Rom zu zertrümmern trachtete, sind die Blitzstrahlen nicht zu vergessen. Ein solcher hatte bald nach Alarich's Plünderung das eherne Gebälk des Porticus am Forum eingeschmolzen; und ich glaube, daß der Umsturz vielleicht aller Obelisken, nach den unverkennbaren Spuren, wie sie vom Feuer gelitten haben, dieser Ursache zuzuschreiben ist; es ist auch bekannt, daß die Verwunderung über das Fortbestehen und das allmälige Vergehen der Stadt, die sprichwörtliche Rede veranlaßte: Rom könne nicht von Menschenhand untergehen, sondern nur durch Ueberschwemmungen, Erdbeben und Blitze, in sich verzehrt zusammensinken; doch nahm ein anderes Sprichwort das Colosseum aus; dieses schien nur mit der Welt selbst fallen zu können.« (Vgl. oben S. 127)

Ueber die Schlußverse vgl. oben S. 78 und 120.

Ueber die Aufnahme des Gedichtes soll hier nach Allem was schon darüber gesagt ist, nicht im Zusammenhang gehandelt werden. Ich will nur das Aktenstück mittheilen, das die nächste Veranlassung zu Grillparzer's Rechtfertigungsschreiben gewesen ist, den Präsidial-Vortrag des Polizei-Hofstelle-Präsidenten an Kaiser Franz mit dessen Erledigung (Archiv des k. k. Ministerium des Innern Nr. $\frac{10498}{109}$ praes. 26. Nov. 1819, bis jetzt blos als Handschrift gedruckt in meiner Gelegenheitsschrift: »Aus dem alten Oesterreich. Kleine Beiträge zur Lebensgeschichte Grillparzer's und zur Charakteristik seiner Zeit. Prag 1895, S. 6 f.):

»Eure Majestät!

Ich nehme mir ehrfurchtsvoll die Freyheit Eurer Majestät in der Anlage abermahls eine wöchentliche Sammlung geheimer Rapporte in diplomatisch polizeylichen Angelegenheiten gehorsamst zu überreichen.

Aus Nr. 8 geruhen Eure Majestät in Gnaden zu entnehmen, daß die Maßregel, vermöge welcher ich das hier allerunterthänigst angeschlossene Gedicht des bekannten hiesigen Dichters Grillparzer aus dem für das Jahr 1820 hier aufgelegten Taschenbuche »Aglaja« genannt, herausnehmen ließ vielfach besprochen ward. Eure Majestät dürften jedoch diese Maßregel in der Betrachtung gerechtfertigt finden, daß mehrere Stellen dieses Gedichtes gegen Heiligthümer der christlichen und besonders der katholischen Religion grell und offenbar verstossen, so daß mir, als ich diese Stellen bey dem Durchlesen des für die Bibliothek der treugehorsamsten Polizei Hofstelle bestimmten Exemplars gewahr ward, nichts übrig blieb, als, bevor noch die vorhandene Auflage des Taschenbuches Aglaja in den merkantilischen Verkehr hier in Wien und in Eurer Majestät Staaten kommen konnte, zur Vermeidung jeden gerechten Aergernißes, den Verkauf davon nicht anders als nach Hinweglassung obigen Gedichtes, welches sofort herausgenommen wurde, zu gestatten.

Wien, am 16. November 1819.

Sedlnitzky.

Sie haben ganz recht gethan, das hier beigeschlossene Gedicht des Grillparzer aus dem Taschenbuche Aglaja herausnehmen zu lassen, und werden Sie den Verfasser desselben vorrufen und ihm in Meinem Namen einen strengen Verweis umso mehr ertheilen, als er, wie Ich nun vernehme, die Reise nach Rom mit Meinem Gefolge gemacht hat, und es keinem Dichter zum Ruhm, noch Ehre gereicht, wenn er seinen Witz ohne Berücksichtigung des Gegenstandes, so ehrwürdig oder heilig solcher auch seyn mag, ausläßt, und ein solches Benehmen eine schiefe Bildung des Verstandes, wenn nicht gar ein verdorbenes Gemüth verräth. — Übrigens werden Sie ihm bedeuten, daß, da er zugleich Beamter ist, ihm bey einem abermaligen Rückfalle die Entlassung aus

meinem Dienste bevorsteht; auch dem Zensor werden Sie die gestattete Drucklegung dieses Gedichtes ernstgemessenst vorheben und Mir ihn namhaft machen. — Übrigens dient der Inhalt Ihres Vortrages und der beiliegenden Rapporte zur Nachricht.

Wien, den 25. November 1819.

Franz«.

Wer Sedlnitzky auf das Gedicht aufmerksam gemacht hat, ist auch aus diesem Actenstücke nicht ersichtlich. Die uns von Grillparzer selbst überlieferte Vermuthung, daß die Ursache der kaiserlichen Entrüstung in der vom Verleger veranlaßten Widmung des Almanachs an die Königin von Bayern (Friederike Wilhelmine Caroline) zu suchen sei (18, 184; 19, 98), erfährt dadurch keine Bestätigung. Auch darüber war Grillparzer von seinen Gewährsmännern schlecht berichtet, daß er in dem »vom höchsten Orte« ergangenen Handschreiben »mit der in Steckbriefen gewöhnlichen Bezeichnung: ein sicherer Grillparzer, höchst unsicher gemacht wurde« (19, 99). Daß der Dichter im Gefolge des Kaisers gereist sei, mag diesem vom Grafen Wurmbrand mitgetheilt worden sein. Zog er aber Erkundigungen über ihn bei Grillparzer's Vorgesetzten ein, so konnten auch diese ihre Unzufriedenheit über die Urlaubsüberschreitung und ihre Enttäuschung über die auf die Reise gesetzten Erwartungen nicht verhehlen. Denn aufs wärmste hatte man Grillparzer's Urlaubsgesuch dem Kaiser empfohlen. Der Vortrag des Grafen Chorinsky (Jahrbuch 2, 22 f.) hatte ihn seiner schon erworbenen schriftstellerischen Verdienste wegen als einer besonderen Rücksicht würdig bezeichnet. Es war darin hervorgehoben, daß ihm durch einstimmiges Urtheil ausgezeichnete Talente im Reiche der Dichtung zuerkannt würden, daß die ganze literarische Welt auf sein poetisches Wirken gespannt sei und an seiner Person lebhaften Antheil nehme.

Ja, es war darin ausdrücklich auf die große Masse von Kunstschätzen und Alterthümern Italiens hingewiesen worden, die dem Künstler und Gelehrten die reichsten Quellen darbieten, neue Kenntnisse zu gewinnen und seine Bildung zu vervollkommnen. »Es wäre nie zu billigen« — hatte man dort dem Kaiser gesagt — »einem Manne den Zutritt zu diesen Reichthümern der Vorwelt zu verschließen, dessen hoher Kunstsinn erprobt ist und bei dem sich von dem Ausfluge in diese Gegenden, von dem eigenen Anblicke der erhabenen Denkmäler der Alten nur die gelungensten Folgen für seine späteren Werke hoffen lassen.« Man hatte eine zweite Sappho, allenfalls eine Reihe von Römertragödien erwartet und ein Spottverschen auf den Papst (so stellte sichs in der Erinnerung der Betheiligten später dar) war herausgekommen. Von dem Wohlwollen seiner Vorgesetzten begleitet, als ein Schützling der Regierung gewissermaßen war er nach Italien geschickt worden, was Wunder, daß man sich darüber empörte, einen Unwürdigen so gefördert zu haben.

Man erinnere sich eines anderen Schützlings der österreichischen Regierung, der ein paar Jahre später dieselbe Straße zog. Josef Führich erzählt in seiner Selbstbiographie (Libussa für 1844, S. 344 ff.), wie er von Pilat mit vielem Wohlwollen unterstützt, von Metternich gnädig empfangen und mit Empfehlungen an die österreichische Gesandtschaft in Rom ausgerüstet, im Januar 1827 dahin abreiste. Und nun lese man, was er über seine Eindrücke daselbst schreibt: »Trägt der eroberte Obelisk mit seiner geheimnisvollen Bilderschrift im neuen Rom das Kreuz als Schmuck und Siegeszeichen, so erinnert er zugleich an Israels Knechtschaft in Aegypten und seine vorbildliche Befreiung und Erlösung, und hiedurch an die geistige Erlösung von der Knechtschaft der Sünde, die, von diesem Volke ausgehend, der Welt zu Theil geworden, und ihren Herzpunkt in dem siegreichen, endlich selbst vom Kreuze besiegten, nun durch das Kreuz siegenden Rom gefunden. . . . . Erinnert uns der Triumphbogen des Titus mit

seinem stummen Gestein, seinen Basreliefs, wo die heiligen Tempelgeräthe, besonders der siebenarmige Leuchter, gleichsam eine Uebertragung des Heiligthums von Jerusalem nach Rom (zwar jenen Zeiten noch unbewußt) andeuten, an jenen großen prophetischen Ausspruch des Herrn über Jerusalem und seine Erfüllung, so begegnet uns in der ungeheuren Theaterruine Vespasians, Colisenm genannt, und nun mit Recht zur Kirche geweiht und erhoben, abermals Israel, nun selbst eine große Ruine. Israel in der Knechtschaft baute Aegyptens Paläste; — Israel in der Knechtschaft Roms baute auch dieses Denkmal, den blutgedüngten Schauplatz der ruhmreichen Kämpfe der Märtyrer für das Licht und die Freiheit des Evangeliums, die hier zur entsetzlichen Lust des entarteten Roms ihr kostbares Leben unter den Zähnen der wilden Thiere ließen. Ueber dem Eingange dieses riesigen Bauwerkes glänzt nun das Kreuz. Treten wir in die Arena, so erhebt es sich in deren Mitte, und die Stationen der Via dolorosa fassen ihren Umkreis. Hehres Schweigen, beredte Stille in diesem Raume! Von den verfallenen Sitzen der Imperatoren und des römischen Herrschervolkes nicken und neigen sich blühende und duftende Gebüsche, die der flatternde Vogel durchirrt, und mit denen die milden römischen Lüfte spielen. Die Stürme, die hier getobt, sind vorüber. Wie junges blühendes Leben hier über Trümmern sproßt, so drängen sich die Gedanken in die einzige Empfindung zusammen: Der Tod ist verschlungen in den Sieg, der alte Heidenhimmel mit seinen erträumten Göttern, der den wahren Himmel und den Weg zu ihm so lange verdunkelte, ist gefallen vor der Macht dessen, der stark und mächtig ist in den Schwachen, und siehe: ‚ein neuer Himmel und eine neue Erde'« (S. 356 f.).

Solche Gesinnungen ungefähr setzte die Regierung auch bei Grillparzer voraus, solche Gesinnungen verlangte sie von ihm für die ihm erwiesene Förderung und Nachsicht. Sein Gedicht mußte umso entschiedener verurtheilt werden, je weniger man auf ein solches Bekenntnis gefaßt war. Beim

Kaiser und bei der Regierung haftete ihm dauernd ein Makel an. Seine stete Zurücksetzung in der amtlichen Laufbahn und seine daraus folgende Unzufriedenheit gehen im Wesentlichen auf diese Censurgeschichte zurück.

3. Bretterwelt.

Wer das Gedicht »Bretterwelt« einmal von Josef Lewinsky vortragen gehört hat, der wird von dieser großartigen, lebensprühenden Satyre einen unvergeßlichen Eindruck mit sich fortgenommen haben. Der Meister des Wortes pflegt aber an den entscheidenden Stellen dem Verständnisse auch mit einigen erklärenden Zusätzen nachzuhelfen und dadurch die Wirkung zu verstärken; er nennt bei einzelnen Strophen die Namen der Persönlichkeiten, auf die sie gemünzt sind. Er hatte die Liebenswürdigkeit, mir diese — auf der Tradition des Wiener Burgtheaters und der Wiener Gesellschaft — beruhenden Deutungen mitzutheilen, und ich freue mich, sie nunmehr urkundlich bestätigen und auch für andere bisher nicht erklärte Anspielungen die zu Grunde liegenden Thatsachen nachweisen zu können. Es wendet sich daher der folgende Versuch zunächst an den ausgezeichneten Recitator dieses Gedichtes, und ihm hat es der Leser in erster Reihe zu danken, wenn darin das Richtige getroffen ist.

Der erste Druck der »Bretterwelt« scheint sich unseren Blicken bisher entzogen zu haben. Wir kennen nur den Abdruck in Vogl's Taschenbuch Thalia für 1852, S. 246—251, der auch dem Druck in den Sämmtlichen Werken zu Grunde liegt. Die Mehrzahl der in der Thalia abgedruckten Gedichte Grillparzer's trägt aber »den Makel des Nachdrucks erwiesenermaßen an sich« (Wiener Grillparzer-Album S. 565); es ist daher wohl anzunehmen, daß auch den drei Stücken, für die ein früherer Druck noch nicht nachgewiesen ist (außer »Bretterwelt« noch »Ruhe«: »Jung war ich aus der Heimat fort-

gezogen« und »Gründlichkeit«: »Wie viel, im Reich des Geistes gar«), der Werth von ersten Drucken nicht beizulegen sei. Andererseits sieht es Rizy als selbstverständlich an, daß »ein Stück von so scharfätzendem satyrischen Gehalt zu einer Zeit, in welcher die Porträtähnlichkeit der darin sehr unsanft behandelten Logenbesitzer jedem Theaterbesucher augenblicklich erkennbar gewesen sein würde, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt« gewesen sei. Darnach scheint er also an einen gleichzeitigen Druck nicht zu glauben. Hat Vogl die Abschrift des damals noch ungedruckten Gedichtes vielleicht nicht von Grillparzer selbst, sondern von einem der Freunde erhalten?

Den Text des Gedichtes im Ganzen hier zu wiederholen, liegt keine Veranlassung vor. In Grillparzer's Nachlaß hat sich eine einzige Handschrift erhalten, eine Reinschrift ohne Strophenabtheilung (Carton Gedichte Nr. 22/23), welche von dem Druck in den Werken 2, 170, abgesehen von der Interpunction, nur an folgenden Stellen abweicht:

Vers 12. doch über zugleich 14. vermagst und] vermagst, wie 21. noch die Menge] erst noch Jene 28. Dem man vom Brunn den schönen Namen gab 33. rings] weit 48. nun] jetzt 55. formt über schafft 58. dir] an 61. vor allen] von allen 64. der Fasern] den Fasern 78. fühlt hier der Troß sich frei 98. Heißt das: wie etwa sie sich einst gedacht 99. Neid und Haß] Welt und Gier 126. arg] hart über herb 127. Im Heimlichtiefften blieb ein Fünkchen 139. Was einzeln war, ist 140. Dann sind sie dein [nach unser über Menschen]. — Darum [über Drum] vom Aug' die Wolke! — 141. jenem] Diesen 142. Dann sprechen wir zum Menschengeist [gestrichen, dann wiederhergestellt nach Erdengeist], zum Volke

Von den letzten 12 Zeilen 135—144 besaß Josef Weilen einen ersten Entwurf auf einem gebrochenen Foliobogen (Wasserzeichen $\frac{L}{1833}$), den sein Sohn dem Grillparzerischen Nachlaß wieder eingereiht hat. Hier finden sich folgende Abweichungen vom Druck:

136. verzehnfacht über gesteigert über verdoppelt 139. Der nach Das 140. zuerst: Die Welle steigt und schwindet im Gewühl 141. zuerst: Drum also Muth! [und] Fort von dem Aug' die Wolke! — hierauf: Dann aber — Fort von dem Aug die trübe Wolke! — zuletzt deinem über dem 142. Dann sprechen wir über Erst das erreicht; 143. zuerst: Dann sprechen wir [zur] Menschheit zu dem Volke

In seiner vortrefflichen Erklärung des Gedichtes (Wiener Grillparzer-Album, S. 538 f.) schließt Rizy aus einigen darin vorkommenden Anspielungen mit Sicherheit, »daß dasselbe erst nach und wahrscheinlich bald nach dem 6. April 1835 geschrieben sei. Denn an diesem Tage erfolgte die Ernennung des Landgrafen Fürstenberg zum Director des Hofburgtheaters, und mit dieser Berufung war der dem damaligen Oberstkämmerer auf die Leitung dieser Bühne zustehende Einfluß, welcher noch kurz vorher durch die Entfernung des tüchtigen Mosel und des unersetzlichen Schreyvogel unbeschränkt werden zu sollen schien, auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgeführt worden; Ereignisse, auf welche sich die zwölfte Strophe des Gedichtes bezieht.«

Gehen auch wir von dieser Strophe aus. Johann Rudolf Graf Czernin (1757—1845) war seit 1824 Oberstkämmerer und als solcher oberster Chef des Burgtheaters. Seit 1828 auch Stellvertreter des ersten Obersthofmeisters. Man kennt ihn aus Laube's Geschichte des Burgtheaters als launenhaften, herrschsüchtigen Cavalier, der den Director wie die Beamten auf seinen Herrschaften behandelte. Der bodenlos dreiste Leichtsinn, mit dem er sich Schreyvogel's, des langjährigen hochverdienten Dramaturgen, entledigte und den unfähigen Deinhardstein an dessen Stelle setzte, ist von Laube drastisch geschildert worden. Schreyvogel erhielt plötzlich, aller Welt unerwartet, seinen Abschied, und wurde so roh behandelt, daß man ihm untersagte, den vergessenen Regenschirm aus dem Burgtheater zu holen. Er sollte es nicht mehr betreten, und man rief ihm zu: »Der Regenschirm

wird ihnen geschickt werden«. Spielt Vers 45: »Der Eisbär nebenan, vor dem kein Säumen«, der allerdings zum Folgenden gezogen werden muß, auch auf diese Scene an? Laube führt die Entlassung auf die Zwischenträgereien der Schauspieler zurück, besonders der jungen Liebhaberinnen, welche beim obersten Chef gern gehört wurden. Grillparzer hatte diese Zustände schon gleich nach Schreyvogel's Rücktritt (1832) in einem Epigramm gegeißelt (Werke, 2, 169):

Theaterdirection:

Thespis' alte Kunst ist hin,
Hilf, o Musenvater!
Pantalon und Harlekin,
Meistern das Theater;

Pierrot, das Jammerbild,
Hilft mit trüben Mienen,
Und was mehr als alles gilt,
Sind — die Kolumbinen.

Hier erlaubt ihm die Thiermaske einen derberen Ausdruck gegen den achtundsiebzigjährigen Roné zu schleudern: »Wie dürr und alt, doch immer noch in Brunst« *) (V. 46). Es sind dieselben schönen Katzen gemeint (Costenoble, Aus dem Burgtheater, 2, 58), von deren art'gen Klauen der Vorhang stellenweis zerfetzt ist (V. 23 f.). So stadtbekannt waren des Grafen Schwächen, daß er Stücke, in denen alte verliebte Gecken schlecht wegkommen, wie »Die Schule der Frauen«, vom Repertoir absetzte (Costenoble, 2, 203). Es muß aber bemerkt werden, was hier nicht weiter auszuführen ist, daß der Gegensatz zwischen dem Grafen und Schreyvogel ein weit tieferer war, und daß sich die Katastrophe seit Jahren vorbereitet hatte.

Czernin's Leidenschaftlichkeit, Eigensinn und Härte hatte aber noch eine ganze Reihe anderer Opfer gefordert. Einen

*) Man erwartet die Schreibung: »Brumpft«, welche auch sonst im Reime belegt ist (Grimm, Deutsches Wörterbuch, 2, 430).

Ritter vom Baumgarten entsetzte er vom Secretariat, weil dieser öffentlich das Wirken seines Chefs sehr übel beurtheilt haben soll. Mit einem Fluche soll der Gemaßregelte aus der Welt geschieden sein. Dessen Nachfolger, Freiherrn von Forstern, ließ er aus unbekannter Ursache plötzlich in Ungnade fallen, verstieß und degradirte ihn, der »durch die erlittene Schmach sehr unglücklich geworden sein soll« (Costenoble, 2, 161). Früher schon hatte er den Vicedirector der beiden Hoftheater, den Hofrath J. F. v. Mosel, von seiner Stelle entfernt. Diesen stellt Vers 45 Schreyvogel zur Seite: »Zwei Wärter fraß er schon in diesen Räumen.«

Grillparzer war mit dem Grafen Czernin selbst in Berührung gekommen. Der Graf hatte ihm nach der Aufführung des »Treuen Dieners« die Zufriedenheit des Kaisers kundgegeben und ihm die Erlaubnis ertheilt, sich dem Publicum zu zeigen (19, 143); die Erinnerung an die darauf folgenden Ereignisse, an die schmachvolle Zumuthung, sich dieses Stück abkaufen zu lassen, war so mit dem Namen des Grafen verknüpft. Durch Schreyvogel war er von allen Schritten genau unterrichtet, die der herrschsüchtige Chef gegen diesen unternommen hatte und Schreyvogel's rasches Ende konnte niemand mehr auf die Rechnung der erlittenen Zurücksetzung zu schreiben gewillt sein, als der mimosenhaft feinfühlige Grillparzer. Seit dem Mißerfolg der Hero gegen die Stätte seiner einstigen Triumphe erbittert, wo ihn »die Glocke, einst der Kuh, die reichlich molk« zum Gericht gerufen hatte (V. 3 f., vgl. V. 22, V. 69 f.) und gegen die Schauspieler, deren falsche Auffassung diesen Mißerfolg im Wesentlichen verursacht hatte, voreingenommen, mag er die verspätete Aufführung von »Traum ein Leben« (4. October 1834) auch auf den Widerstand des Grafen zurückgeführt haben. Zwar hatte der Graf diesmal die Besetzung des Stückes dem Dichter selbst überlassen. Wie abgeneigt er aber dem Stücke war, erfahren wir durch Costenoble's unschätzbares Tagebuch (2, 208). »Dieses Stück bringt uns Geld in die Cassa, aber es

ist der Kunst nachtheilig. Das Publicum, geneigt immer zu schauen und nichts zu empfinden, verwildert durch solche Piecen und zuletzt will die einfache Kost gar nicht mehr munden. Durch mehrere solche Träume würden wir unseren Wienern gar bald einen Ekel vor aller Wahrheit beibringen, weshalb ich auch den Bauernfeld'schen »Fortunatus« rund abgewiesen habe. Auch Grillparzer's Spectakel hätte ich nicht angenommen, wenn man nicht für so einen herrlichen Dichter etwas thun müßte, um ihm einen neuen Impuls zu geben« (1. November 1834; ähnlich am 25. März 1835, S. 221, der Graf habe den Fortunat zurückgewiesen, weil »dergleichen Wunder und Zauberspiele den Ansprüchen eines kaiserlichen Hoftheaters nicht entsprechen. Was man einem Grillparzer einmal statuirt habe und nie wieder zugestehen werde, könne nicht als Norm gelten«). Bauernfeld beschwerte sich über die Zurückweisung seines Fortunat beim Kaiser. Grillparzer hatte entschieden Partei für dieses Stück ergriffen, bei der schließlichen Aufführung im Theater in der Josefstadt März 1835 lebhaft Beifall geklatscht, sich an der Kürzung des Stückes betheiligt und in die Streitigkeiten, die sich daran anknüpften, auch öffentlich eingegriffen (18, 145 f.). Er war also gegen den Grafen gerade damals in gereizter Stimmung.

Nachdem Czernin's Alleinherrschaft durch die Ernennung des Fürsten Colloredo zum wirklichen Obersthofmeister im November 1834 schon stark erschüttert war und er schon damals entschlossen war, seine Würde niederzulegen, wurde seine Stellung durch den Tod des Kaisers Franz (6. März 1835) vollends untergraben. Schon Ende März legte er die Leitung des Burgtheaters »wegen zunehmender Augenschwäche« zurück; sie wurde auf Befehl des Kaisers dem Vicedirector Deinhardstein provisorisch übertragen. In dem Decret an das Regiecollegium drückte er die Hoffnung aus, »daß das Hoftheater auf derselben hohen Stufe verbleiben möge, die es unter seiner Aegide erreicht habe«, und behielt sich nur die oberste Leitung des Theaterwesens als Oberstkämmerer

vor. Als ihm die Regisseure am 6. April ihren Dank für die bisherige Leitung der Bühne abstatteten, sprach er, »ergriffen vom Tode des Kaisers und bemerkte: 'Der jetzige Herr liebt das Theater auch, aber doch lange nicht mit so ganzer Seele wie sein Vater.' Das Gespräch lenkte sich dann auf die Autoren, über welche der Graf sich mißfällig äußerte. 'Die Herren Grillparzer, Zedlitz und Bauernfeld' — fuhr Czernin fort — 'wollen Geschmacksreformatoren sein, ohne selbst welchen zu haben. Ehedem konnte ich ihnen kräftig entgegenwirken beim Kaiser, aber jetzt reden auch andere mit und das kann ich nicht dulden'« (Costenoble 2, 222). Bevor er den Bühnenscepter dem neuernannten Oberdirector, dem Oberstküchenmeister Landgraf Fürstenberg, in Gegenwart des Theaterpersonals übergab, hatte er für diesen eine Instruction abfassen lassen, worin er ihm in allen möglichen Anordnungen Fesseln anlegte. »Empört über das hinterlistige Verfahren des Oberstkämmerers, eilte der neue Director zum Minister Grafen Kolowrat, der Czernin sehr höflich um eine Instruction für den Landgrafen ersuchen ließ, die man Sr. Majestät vorlegen könne. Der Kaiser wird nur das genehmigen, was die Minister Kolowrat und Metternich für zweckdienlich erachten. Graf Czernin, der erzürnt ist, weil nicht mehr alles nach seinem Sinne geht, wird am Ende doch dahin gebracht werden, seine Stelle als Oberstkämmerer freiwillig niederzulegen« (Costenoble 2, 223 f.). Nun saß der Machtlose alle Abend in seiner Theaterloge und paßte auf »wie a Haftelmacher, ob er nicht Fehler oder Nachlässigkeiten entdecken kann, um sie höheren Orts anzubringen«. Costenoble, den er gleichfalls hatte bei Seite schieben wollen, triumphirte: »Sonst war es seine Freud, jedes Repertoir, das wir mit Mühe in der Session entworfen hatten, nur so grad' umzustoßen; jetzt muß er zufrieden sein, was und mit wem ich es gebe. Nur bei dem wie hat er Einfluß, und darum sitzt er allweil auf dem Anstand« (2, 236). Also: »Doch hat man ihm die Zähne nun gestumpft« (V. 48).

Czernin's Nachfolger, durch seinen Beruf deutlich gekennzeichnet, führt Strophe 16 vor:

Zuletzt der Waschbär noch. Er, der vor [von] allen
Den Fraß, als Küchenmeister, selbst sich kocht,
Er wäscht und wäscht, und läßt sich's erst gefallen,
Wenn er den letzten Saft der [den] Fasern ausgepocht.

Nach Costenoble gründete sich seine Berechtigung zu der neuen Stellung darauf, daß er »ehemals auf dem Haustheater des Baron Hügel Komödie spielte« (2, 223). Voll Hoffnung blickten die Schauspieler zur neuen Regierungssonne, »indeß der greise Leitstern ohne Sang und Klang« unterging. Am 10. April wurde das Personal dem neuen Director vorgestellt. Costenoble rühmt sein stattliches und kräftiges Aussehen. »Nach einer kurzen Ansprache des Grafen Czernin zog der neuernannte Bühnenleiter ein Blatt Papier hervor und las mit fester Simme seine Antrittsrede ab, die mit den Worten schloß: ‚Dieses Institut, welches nicht nur hier, sondern in ganz Deutschland als das erste genannt und geachtet wird, ist eine Zierde der Residenz. Lassen Sie uns gemeinsam wirken, daß es nichts von seinem Glanze verliere, sondern immer heller leuchte als ein schönes Vorbild für andere'« (2, 223). Am 23. April ist Costenoble mit Treitschke, Lembert, Koberwein und Korn bei dem neuen Herrn geladen. Das huldvolle und anmuthige Wesen der Landgräfin bezaubert ihn. »Die Hauptunterhaltung während der sehr splendiden Mahlzeit drehte sich um Schauspielgebäude, um Jagdlustbarkeiten und Reiseerinnerungen. Im Ganzen war man unbefangen und fühlte sich wie zu Hause. Der Landgraf credenzte mit großer Freundlichkeit den Champagner und zeigte sich als Mann von Geist, Herz und Kunstliebe« (2, 225). Später nimmt die Begeisterung ab: »Unsere Hoffnungen um das Heil der Hofbühne sanken heute um ein Merkliches, als wir hörten, unser Director .... thue sich mehr auf das Amt eines k. k. Oberküchenmeisters zugute, als auf das eines

Bühnenchefs. Was ist da für eine Zukunft zu erwarten?« (27. August 1835; 2, 238.) Der bequemen Nachlässigkeit Deinhardstein's scheint er aber doch Grenzen gesetzt zu haben. Unter dem 21. December 1835 vermerkt Costenoble (2, 252): »Der Landgraf befiehlt, daß alle Hofschauspieler ohne Ausnahme alterniren sollen, wo es Noth thut, und sie auch gehalten seien, jede kleine Rolle zu übernehmen. Ferner untersagt er alles Schreien auf der Bühne und alles Dehnen der Tiraden; er ordnete strenges Memoriren, sowie präcises Heraustreten an.«

Am 21. April hatte der Landgraf dem Regiecollegium sein Programm entwickelt. Costenoble hat uns den Wortlaut seiner Rede aufbewahrt: »Um 12 Uhr Session. Der Landgraf präsidirte. Er verwirft durchaus die vielen Wiederholungen und will vornehmlich die neuen Tragödien sparsamer gegeben wissen. Er sagte: ‚Das hiesige Publicum langweilt sich in dem erhabenen Schwulste; es will nur sanft gerührt oder zum Lachen gereizt werden. Die modernen Tragödien sind nichts als ungeheure Sümpfe, welche man durchwaten muß, um endlich auf eine kleine Oase zu stoßen, auf der einige liebliche Blumen blühen. Und diese poetischen Blumen gleichen sich wie nahe Blutsverwandte; der König pflückt sie wie der Bettler, der Bösewicht, wie der Tugendheld, der Niedriggeborene wie der Hochadelige. Von Charakteristik ist nirgends eine Spur. Darum ist es besser, man verwendet die Gaben hiesiger Darsteller dort, wo sie am ausgezeichnetsten sind — im Conversationsstück.‘ Jeder Cavalier, der die Leitung eines Hoftheaters übernimmt, bringt seine individuellen Ansichten mit, und obendrein pflegt er der Stimmung des Salons Ausdruck zu geben« (2, 224 f.).

Grillparzer muß von dieser Programmrede, die nichts weniger bedeutete als eine Ausschließung seiner tragischen Dichtungen von der Stätte seiner einstigen Erfolge, Kunde erhalten haben. Wie genau sein Berichterstatter den Wortlaut der Rede im Gedächtnis behalten hatte, wissen wir

freilich nicht. Auch Costenoble hat ja gewiß nur einen Theil der längeren Auseinandersetzung wiederholt. Aber der Zusammenhang ist zweifellos. Grillparzer weist die Vorwürfe des Landgrafen heftig von sich und mißt ihm und seinesgleichen die Schuld an der geringen Wirkung der neueren tragischen Dichtungen bei.

Er theilt sein Publicum nach der biblischen Parabel in »die Thoren und die Klugen« (V. 75 f.). »Nur freilich ruht auf erstern der Accent«.

Die Thoren — ei, was mehr? — sind eben Thoren,
Nur, sonst beschränkt, fühlt jeder hier sich frei;
Den armen Geist im Alten matt verloren,
Strebt jeder hast'gen Drangs nach dem, was neu.

Den todten Sumpf im Innern ihrer Wesen
Wünscht jeder durch die Dichtung aufgerührt.
Sie fühlen nur, wenn sie vom Fühlen lesen,
Das Leben lebend, das ein andrer führt.

Wie sich der Hund an dich drängt, also jene,
Du sollst ihm klopfen seines Rückens Grat;
Klopfst du zu stark, so weist er dir die Zähne,
Zu schwach, so weiß er kaum wie man ihm that.

Die sollst du, nicht der Welt, nein, sich entreißen,
Sich sucht und flieht ein jeder eifrig gleich,
Und willst du ihm mit Fug ein Dichter heißen,
Sei unerhört, ein Wunder jeder Streich.

Durch diesen Zusammenhang ist die Rede des Landgrafen als der Ausgangspunkt für das Gedicht bewiesen und dessen Entstehung für die zweite Hälfte April 1835 fixirt. Der Dichter hatte auch später noch Gelegenheit, den Landgrafen als Vertreter des über seine Dichtungen unwilligen Adels und zugleich des verständnislosen Publicums wie hier zu brandmarken. Nach dem Mißerfolg von »Weh dem der lügt« machte er seinem Aerger in folgendem Epigramm Luft (3, 118):

Den Küchenjungen nehmt ihr krumm,
Leon, ihr wißt, so heißt er,
Doch ist er, wär' er noch so dumm,
Noch lang kein Küchenmeister.

Auch andere Insassen der »geschlossenen Fallen« geben bei größerer Zudringlichkeit ihr Incognito auf. »Der Löwe dort mit etwas kahlen Mähnen, Dem, was uns groß, ein stolzer Zeitvertreib« (Strophe 11), ist der alternde blasirte Staatskanzler Fürst Metternich. »Ein halbes Volk verschlingt sein kleinstes Gähnen, Ihm steht kein Mann, dir horcht er, weil [du] ein Weib« mit der Anspielung auf seine dritte Ehe im Jahre 1831 und auf seine wohlbekannten galanten Abenteuer. Die Hyäne, die mit leisem Winseln im Dunkeln anzeigt, was sie still erlauscht (Strophe 14) kann nur auf den Präsidenten der Polizei-Hofstelle, Sedlnitzky, gedeutet werden. Mit der Löffelgans, vielmehr dem Gäns'rich selber, dessen Schnabel sein plattes Haupt zeigt und der die Nahrung ganz verschlingt, ist Graf Moriz Dietrichstein gemeint, der von 1821—1826 Director der Hoftheater war und aus dieser Stellung ebenfalls von Czernin verdrängt worden war. Grillparzer war mehrfach mit ihm in Berührung gekommen. Durch ihn hatte er die Aufforderung erhalten, einen Operntext für Beethoven zu dichten (20, 207), durch ihn war ihm aufgetragen worden, ein Stück zur Krönung der Kaiserin in Preßburg zu schreiben (19, 141). Bei der Aufführung des Ottokar hatte er mit ihm zu thun. Auch von ihm hat uns Costenoble Schilderungen entworfen, die zu Grillparzer's Verspottung wohl passen. »Dem guten Herrn fehlt bei allem guten Willen die Festigkeit des Charakters, um Schauspieler auf heilbringende Weise zu leiten. Er ist entweder zu heftig und eigenwillig oder zu nachgiebig und gütig. Das Schlimmste ist, daß ihm die Selbstständigkeit mangelt. So oft einer seiner Untergebenen vor ihn tritt und etwas begehrt, sieht er sich ängstlich nach Succurs um und läßt dem Hoftheatersecretär das Wort. Nur wenn Aerger oder Wuth sich seiner

bemeistert, spricht er entschieden, aber in diesem Falle immer ohne Ueberlegung« (8. März 1822; 1, 168). Eine drollige Figur spielte »der jähzornige und wie toll sich geberdende Herr« in einem Streit mit Anschütz. Dessen Bitte um Entlassung stachelte ihn zur höchsten Wuth. »Wie ein erbos'ter kalkut'scher Hahn ging er auf Anschütz los, so daß auch dieser Feuer fing, und nun beide als rüstige Kämpfer einer gegen den andern fulminirten. Aber sollte man es für möglich halten, daß der schreiende Graf den Heldenspieler Anschütz in Grund und Boden donnerte und zum Schweigen brachte?« Erst als Anschütz seine Frau statt seiner ins Treffen schickt, gelingt es dieser dem »sprudelnden« Grafen eine volle Niederlage beizubringen (4. October 1822; 1, 218).

In rührender Eintracht stehen die drei Rivalen: Czernin, Dietrichstein und Fürstenberg hier an dem Pranger; sie, die in den letzten anderthalb Decennien, während der Zeit der reifsten Production Grillparzer's, auf die Leitung des Burgtheaters den entscheidenden Einfluß ausgeübt hatten, die das Geschick des Dichters in Händen hielten und hoch über ihn zu stehen glaubten, müssen sich es nun gefallen lassen, daß sich der erboste Dichter zum Richter über sie aufwirft und der Nachwelt ein einseitiges, vielleicht auch nicht ganz gerechtes Urtheil über sie überliefert.

Dagegen entziehen sich die Anspielungen in Strophe 13 bis jetzt unserem Verständnisse:

Das Zebra schau! Den Leib geschmückt mit Bändern,
Man kennt den Stamm, trotz der gezierten Brust;
— Hier das Kameel aus wüsten Steppenländern,
Das schleppt und trägt und dem die Dürre Lust.

Wollte man die Strophe politisch ausdeuten, so scheint uns neben Metternich und Sedlnitzky Kolowrat nicht fehlen zu dürfen; sollte aber nicht vielmehr Deinhardstein, der ordenssüchtige Streber, unter dem Zebra zu verstehen sein? dann würde auch in dem Kameel eine literarische Persönlichkeit sich verbergen. Und sollte nicht auch mit dem »Dichter ohne Preis

und Dank, der, selber schlecht, die andern wünschte schlechter, Ein Licht, das leuchtet, wenn die Sonne sank« (V. 114 ff.) einer der minderwerthigen Dramatiker des damaligen Wien gemeint sein?

In Zeile 55 f. sind die damaligen Barttrachten verspottet; »Hier Thiere, die das Mundhaar formt zu Pinseln«, der in Oesterreich verbotene, in Ungarn gestattete Schnurbart, »Und andere glatt, die Backen nur bebauscht« — der Backenbart mit ausrasirtem Kinn, der sogenannte Nadererbart. Gehörten die einen in Folge ihres Berufes in die Nähe der Polizei, so ist diese dagegen den anderen gefährlich, da sie auch auf die Befolgung der Bartvorschriften zu achten hatte. Man erinnert sich, wie noch Bauernfeld wegen seines Schnurbartes in Verlegenheit gerieth (Jahrbuch 5, 98) und wie erst das Jahr 1848 auch darin volle Freiheit brachte (vgl. Zeitschrift für Culturgeschichte 3, 434).

Neben den persönlichen Veranlassungen fehlt es unserem Gedichte auch nicht an literarischen Vorbildern. E. Lange (Franz Grillparzer, 1894, S. 151) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß es von dem »Vorspiel auf dem Theater« in Goethe's Faust nicht unbeeinflußt geblieben sei. Hier fand Grillparzer einen Dialog vor Beginn des Schauspiels auf der Bühne, worin Dichter und Theaterdirector ihre Absichten verkündeten, worin die Bühnenrequisiten aufgezählt und das Publicum geschildert wird.

Director.

Ich wünschte sehr, der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt.
Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und Jedermann erwartet sich ein Fest.
Sie sitzen schon, mit hohen Augenbraunen,
Gelassen da und möchten gern erstaunen.
Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt,
Doch so verlegen bin ich nie gewesen;
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.

Wie machen wir's, daß Alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sei?
Denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
. . . .
Dies Wunder wirkt auf so verschiedne Leute,
Der Dichter nur; mein Freund, o thu' es heute!

Dichter.

O, sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht!
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
. . . .

Lustige Person.

. . . .
Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.
. . . .

Director.

Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt, zu schau'n, man will am Liebsten sehn.
Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt Ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seid ein vielgeliebter Mann.
Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen;
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.

Der Dichter will von allen diesen Nebenrücksichten nichts wissen, er will nicht das höchste Recht, das Menschenrecht, das ihm die Natur vergönnt, freventlich verscherzen, er will sein Herz sprechen lassen und dadurch alle Herzen bewegen.

Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt?
. . . .
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
. . . .
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart!

Der Dichter in der Bretterwelt zwingt die widerstrebende Muse vor das Volk zu treten (V. 1, das Wort im niedrigen Sinne gebraucht); er fordert sie auf: »Nun laß uns noch die Menge schauen« (V. 21). Der Eindruck des vollen Hauses wird geschildert: »Du staunst, nicht wahr? und kannst es kaum erwarten (ironisch!), Ein Anblick bunt und reich, bergan, thalab« (V. 25 f.). Mit ihrer Laune hat der Dichter zu rechnen (V. 65); mit ihrer Beschränktheit und Geistlosigkeit (V. 79 f.):

Den armen Geist im Alten matt verloren.
Strebt jeder hast'gen Drang's nach dem, was neu.

mit dem Scheinleben, das sie in wahlloser Lectüre führen:

Sie fühlen nur, wenn sie vom Fühlen lesen,
Das Leben lebend, das ein andrer führt (83 f.).

Behutsam soll man dem sich andrängenden Hund das Rückgrat klopfen, nicht zu stark, damit er nicht die Zähne weise, nicht zu schwach, damit er es überhaupt merke (V. 85 f.). Es entspricht ungefähr dem Rathe des Directors, viel auf der Bühne geschehen zu lassen, wenn hier vom Dichter verlangt wird: »Und willst du ihm mit Fug ein Dichter heißen, Sei unerhört, ein Wunder jeder Streich« (V. 91 f.).

So abschreckend dieses Publicum auf den ersten Blick auch erscheint, dennoch ist ein Rest der wahren empfänglichen Menschennatur in ihm zurückgeblieben. Auch in dem

Schlimmsten von den Schlimmen, »Wie arg ihr Frost, wie fern sie der Natur, Im Tiefsten blieb ein leises Fünkchen glimmen, Mit Qualm bedeckt und kalter Asche nur.« Dieses habe der Dichter zu erreichen mit seines Athems Wehen,

Dann sprüht's und knistert und ein Flämmchen blinkt,
Zwar bläulich schwach, dem Auge kaum zu sehen,
Doch wärmt's den Pulsschlag, wie er steigt und sinkt.

Am Arme seines Nachbarn im Gedränge
Fühlt jeder die gesteigert fremde Glut,
Und über sie kommt das Gefühl der Menge,
In dem der Mensch verzehnfacht, schlimm wie gut:

Der weiß, er theilt im Blicke mit sein Wissen,
Der Fühlende im Athem sein Gefühl;
Der Einzelne ist seinem Selbst entrissen,
Zählt nur als Woge, schwindend im Gewühl.

Aus der thierischen Masse werden Menschen, dann spricht der Dichter nicht zu dem und jenem, sondern zur Menschheit, zum Menschengeist, zur Gesammtheit, zum Volke (im guten Sinne des Wortes).

Auch in der satyrischen Schilderung des Publicums ist Grillparzer von Goethe abhängig:

Bedenkt, Ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin, für wen Ihr schreibt!
Wenn Diesen Langeweile treibt,
Kommt Jener satt vom übertischten Mahle,
Und was das Allerschlimmste bleibt,
Gar Mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet Ihr auf Eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus Euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh;

Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt Ihr armen Thoren viel
Zu solchem Zweck die holden Musen?

Aus diesen letzten Zeilen hat sich die ganze Situation des Grillparzer'schen Gedichtes entwickelt. Auch er theilt das Publicum in zwei Theile, in Thoren und in Kluge. Seine Menagerie birgt auch den gähnenden Löwen, dem das Theater nur ein stolzer Zeitvertreib ist (V. 41 ff.). Der zweite Theil der Satyre schildert diesen blasirten, zerstreuten Theil des Publicums ausführlich:

Indes die Klugen — und das sind die Schurken,
Von Schlechtigkeit bis zum Verstand gebeizt —
Nach Wirklichem verlangt, gewürzt mit Gurken,
Mit Senf und was noch sonst den Hunger reizt.

Die wollen sich, sich selbst lebend'gen Leibes;
Heißt das: so wie sie einst sich selbst gedacht,
Eh Neid und Haß, die Wut des Zeitvertreibes,
Sie um den Adel ihres Seins gebracht.

Die mußt du nun vor allen reizen können,
Denn wisse nur, sie sind in was zerstreut,
Sie wollen gern uns ihren Abend gönnen,
Doch wiederkau'n sie ein geschäftig Heut.

Der eine zählt im Sack die Groschen, Gulden,
Des schnöden Wuchers schändlichen Gewinst,
Der Nachbar hört's und denkt mit Schreck der Schulden,
Die morgen fällig, lange nicht verzinst;

Der hat den Feind, und der den Freund verrathen,
Der Seele Schatz verkauft für böses Geld;
Der sieht im Geist die Gattin andrer Gatten,
Die heut gestrauchelt und wohl morgen fällt.

Dort einer äugelt auf der Freude Töchter;
Nächstan ein Dichter ohne Preis und Dank
. . . .

Hier grinst der Spott, der Affe des Verstandes,
Hier *gähnt* die Prosa, die sich selbst genug,
Dort Neid und Haß, lammschürigen Gewandes,
Der Groll, der seinen Wurf seit Monden trug.

Vor diese sollen wir mit unsern Spielen.

Bei Grillparzer erweitert sich die Schilderung des Publicums zu einer Satyre auf alle Stände. Diese seit dem ausgehenden Mittelalter beliebteste Art der Satyre hat auf Grillparzer in ihren letzten Ausläufern, den moralischen Wochenschriften eingewirkt, deren eine er in Schreyvogel's Sonntagsblatt genau kennen gelernt hatte. Dort hatte er auch eine Schilderung des Theaterpublicums gelesen, die ihm im Gedächtnis geblieben war (1, 47 ff.):

»Etwas stumpf und verdrießlich, wie ich meinen Schreibtisch verlassen hatte, kam ich im Burgtheater an, und setzte mich in meinem vertrauten Parterre nieder.... Es war noch ziemlich früh an der Zeit, und das Haus fing an, sich langsam zu füllen. Dieser Anblick ist mir immer sehr angenehm gewesen. Gewöhnlich stehe ich in der Mitte des Parterres, mit den Augen gegen den Eingang gerichtet. Ich bin sehr aufmerksam auf die Ankommenden, und da mir die ordentlichen Besucher des Theaters bekannter sind als den Billeteurs: so fallen mir die seltenen Gäste, und die ganz fremden Gesichter desto mehr auf. Heute kamen nach einander mehrere sonderbare Gestalten herein, die mich bald ganz aus meiner Träumerei weckten.... Das Gewühl wurde lebhafter; und ich überließ mich dem ergötzenden Anschauen der Gruppen und Gestalten, die sich, näher oder entfernter, um mich bewegten. Dort schritt ein *Geschäftsmann* daher, auf dessen ernster Stirn sich die Last eines *mühevollen Tages* zeigte; hier erschien eine Matrone mit ihren *Töchtern* am Arm, deren Blicke von unschuldiger Erwartung glänzten; da schlich ein Hypochondrist, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, zu seinem Sitze;

neben ihm lagerte sich mit breiten Schultern und Hüften ein Rennthier, noch von der Arbeit der Tafel dampfend und bereit in ein süßes Vergessen seiner selbst zu versinken; hier rauschte eine muntere Dame vorbey, funkelnd von Witz und Diamanten; dort schien das Auge eines Liebhabers den verborgenen Gegenstand seiner Wünsche zu suchen. Die Plätze waren voll, und die Logen entfalteren, gleich einem kostbaren Fächerwerk, den Reichthum und die Schönheiten der Stadt, deren vornehmste Einwohner aufzunehmen sie bestimmt sind. — Durch dreyßig Jahre und darüber, während welcher ich dieses Anblicks genieße, ist dies Schauspiel immer neu und erquickend für mich geblieben. Die ersten Striche der Violine verkündigten den Anfang des Stückes. Ich erkannte die Ouvertüre des Sargino. Mein Blick kehrte sich zu dem liebenswürdigen Fürsten, dessen Liberalität und Eifer für die Kunst dem Publicum den schönen Genuß dieses Werkes verschaffte. . . . Welch ein Ort ist das Theater! . . . Nirgends, wie hier, begegnen sich die Bedürfnisse und Wünsche aller Stände und Menschengattungen, welche auf Bildung Anspruch machen. Nirgends ist die Geselligkeit freyer, allgemeiner, und das Gemüth empfänglicher für alle Arten von Eindrücken. Laßt die Eumeniden durch diesen Saal schreiten, und jede verborgene Schuld empört sich in der unverwahrten Brust. Tartüffe, an der Seite der Großen, fällt aus seiner Rolle, wenn ihn Molieres Pfeil von der Bühne trifft. Tellheim's Edelmuth, wie der Klingsberge Leichtsinn theilt sich dem Parterre mit. Hier lacht man mit Verstand und herzlich; hier fließen unverstellte, von süßem Schmerz erzwungene Thränen.«

Schreyvogel's zahmere Satyre macht vor den Logen Halt, er vermeidet persönliche Anspielungen. Den Moralisten und Didactiker kann er nicht verleugnen. Die Sentimentalität hat ihn angekränkelt. Aber der Ansatz zur Thiersatyre ist bei ihm vorhanden. Er stand der Zeit, in der die Fabel die

beliebteste Dichtungsgattung war, noch näher als Grillparzer. Diesem wieder war aus literarhistorischen Werken die Thiersatyre des 17. Jahrhunderts nicht unbekannt und die Thierfabel verwendete er noch in den Dreißiger und Vierziger Jahren gerne in Versen und in Prosa als Einkleidung für seine politischen Ansichten (2, 220 f., 223, 225, 228). Der scharfäugige Beobachter und tiefe Psychologe hatte sich aber längst vorgenommen zu versuchen, in einem zu schreibenden Stück die Charaktere der Personen sich unter dem Bilde von verschiedenen Thieren gegenwärtig zu halten: Löwe, Tiger, Fuchs, Wolf« (1830, Werke 12, 215); der genaue Kenner des Wiener Volkstheaters, auf dem die Verwandlung der Menschen in Thiere (Raimunds Florian!) nichts Ungewöhnliches war, hatte 1824 in einer Tragikomödie die von den Uebersetzern, Bearbeitern und Erklärern mißhandelten Theaterdichter als eine Schafherde, 1826 in einer politischen Satyre »Der Zauberflöte zweiter Theil« den Polizeipräsidenten Persa als Elefanten mit den übrigen Thieren aus der Zauberflöte (zehn Affen, elf Bären) redend eingeführt. (Vgl. auch Blumauer, oben S. 67 f.) Der ausgezeichnete Physiognomiker verstand in den Zügen des menschlichen Antlitzes die Charakteranlagen zu erkennen und eine illustrirte Ausgabe von Grillparzer's Gedichten oder eine illustrirte Biographie dürfte uns die Bilder der von ihm hier verewigten Persönlichkeiten nicht vorenthalten. Den Ausschlag gab der allerdings nur in Wien verständliche Vergleich des »Parterre« in dem heißen, engen, alten Burgtheater mit dem Parterre in Schönbrunn.

Glaubst du dich nicht versetzt in jenen Garten,
Dem man vom schönen Brunn den Namen gab?

Hier das Parterre, voll Rosen, Tulpen, Nelken,
— Zwar leeres Gras, dazwischen auch genug. —
Die Hitze macht die Häupter sichtlich welken,
Doch blüh'n sie auf, besprengt sie erst dein Krug.

Da war der Vergleich der Parterre- und ersten Ranglogen, die sich fast alle im festen Besitz der vornehmsten Adels-

familien der Residenz befanden, mit der kostspieligen und auserlesenen Schönbrunner Menagerie von selbst gegeben.

Und rings im Umkreis die geschloss'nen Fallen,
Des Gartens Schmuck, genannt Menagerie,
Des Städters Lust vor jedem und vor allen,
Besetzt mit edlem, schwerbezahltem Vieh.

Ha, wie sie prangen, wie sie grinsen, schnauben,
Mit Fleisch genährt zum Theil, zum Theil mit Aas,
Zwar pflegen sie nicht mehr wie sonst zu rauben,
Doch was sie längst geraubt, ist jetzt ihr Fraß.

Die höheren Ränge, die dritte und vierte Gallerie mit ihrem leicht entzündlichen, leicht beeinflußbaren, zu stürmischen Beifalls- und Mißfallsäußerungen leicht hinzureißenden Publicum erinnern ihn an das Gloriett und die hochgelegenen Theile des Schönbrunner Parks.

Nach weiter oben laß uns nicht mehr blicken,
Ein Schwindel droht. Die höchsten Wipfel sind's,
Die, leicht erregt, verneinen oder nicken,
Je nach des Zufalls Laune und des Winds.

Als er bei der Aufführung von »Weh' dem der lügt« selbst das Opfer dieser Launen wurde, wobei der Adel, in seiner Erbitterung über die in dem Stücke enthaltene Persiflage auf den Adel, das Zeichen zum Mißfall gab, nahm er den Vergleich in einem Epigramm wieder auf (März 1838; Werke 3, 117):

Gartennachricht.

Am sechsten März ging in Schönbrunn
Ein Sturm wie sonst noch nie;
Der bracht' in höchste Konfusion
Parterre und Menagerie.
Die Wipfel aber, die zuhöchst,
Die brausten wild darein:
Es muß dem Holze gar so schwer
Sich 'mal zu beugen sein.

Auch an ein eigenes älteres Gedicht konnte Grillparzer anknüpfen. Schon einmal, während der Arbeit an der Medea, hatte er seinen Kampf mit der tragischen Muse dichterisch verwerthet und hatte diesen Widerstreit in der Form der Anrede an die Muse gestaltet (Spätherbst 1819; Werke 1, 159). Weit weg von der menschlichen Gesellschaft, in ferne Bergeseinsamkeit, hatte den Dichter die »Unselige« verlockt. Willenlos war er ihr gefolgt. Endlich gebietet er ihr Halt. »Was willst du? Steh und rede.« Er erblickt Medea an ihrer Seite, ein Weib greulichen Anblicks, die Kinder todt zu ihren Füßen, ihren Vater und ihren Bruder im Todeskampf. Er wehrt sich gegen sie, er will nichts mit ihr gemein haben, und heißt sie schaudernd gehen. Nun wendet er sich wieder zur Muse:

Und auch du, die mich hergelockt
Durch die Leier in deinem Arm
Und den Kranz, den du trägst
Vom immergrünenden Laub, das mich lockt,
Hebe dich weg, und laß mich,
Daß ich den Rückweg suchend
Heimkehre zu den Meinen.

Keiner Fremden aber blickt er ins Auge:

Aber du schaust mich an?
Mit dem Auge streng zugleich und innig,
Mit dem seelenbindenden Blick,
Der schon dem keimenden Knaben
Das Spielzeug wand aus den Händen,
Und ablockend vom Kreis der Gefährten,
In einsiedlerische Still' ihn bannend,
Das Geschick der Könige
Und der Welt ungelöste, ewige Räthsel
Ihm gab zum ahnungsvollen, ernsten Spiel.

Die Muse winkt ihm, ihr und Medeen zu folgen, sie nimmt den Kranz, nach dem er so heiß begehrt, vom duftenden Haar und setzt ihn Medeen aufs Haupt. Er selbst verlangt den

lohnenden Schmuck. Sie lächelt und winkt ihm noch einmal, ihr zu folgen.

Folgen soll ich, dann sei gewährt? —
Mein Wesen hat kein Schild gen solche Waffen,
Sie haften, deine Pfeile, in der Brust!
Vollendet sei, was begonnen!
Winke nicht mehr, du hast mich gewonnen!
Gehe voran! Ich folge dir!

Muse und Dichter haben jetzt ihre Rollen getauscht. Jetzt ist sie die Widerstrebende und er, der reife Dichter, der die Poesie commandiren kann, der Befehlende. Damals zwang sie ihn, jetzt zwingt er sie. Er zieht ihr den Theaterstaat an, statt des Lorbeerkranzes setzt er ihr den Helm von Pappe aufs Haupt, statt der Leier reicht er ihr das hölzerne Schwert; er hemmt ihren mächtig ausgreifenden Schritt, der sie früher zu den wolkennahen Klippen in Duft und Nebel emporgeführt hatte. Im engen Umkreis der Bühne muß sie bleiben, an den wankenden Coulissen darf sie sich nicht stützen; vor der Versenkung muß sie sich hüten, die in Abgrundsnacht führt. Und noch dazu verbindet er ihr die Augen. (»Und doch vor Lichtglanz hüll' ich deine Augen.«) Der Mund allein ist ihr freigegeben.

Was sonst noch rührt und überzeugt im Leben
Ist streng aus dieser zweiten Welt*) verbannt.

Mit dem Wort allein, ohne Zuhilfenahme der anderen Künste (der Musik, der Malerei, der Decorationen und Maschinerien, deren Verwendung bei dem Spectakelstück »Der Traum ein Leben« getadelt worden war), soll sie auf die

---

*) Vgl. »Zu Mozart's Feier (1842) Vers 69 (2, 61):

»Das Reich der Kunst ist eine zweite Welt
Doch wesenhaft und wirklich, wie die erste
Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß.«

Zuhörer wirken, die er ihr nun mit erschreckender Offenheit schildert.

Vor diese sollen wir mit unsern Spielen.
Was schauderst du zurück und schlägst die Brust?
Und wäre Tod im Grauen, das wir fühlen,
Es ist ein heilig Amt! — Ich soll. Du mußt.

Der Sarkasmus des Satirikers ist zwar berechtigt; aber seinem Pessimismus sind Grenzen zu setzen. Der Einzelne verschwindet in der Menge, geht in ihr auf; die geringe Aufnahmsfähigkeit des Einzelnen steigert sich zur mächtigen Empfänglichkeit der Gesammtheit. Er reißt ihr die Binde von den Augen und tritt mit ihr vor die harrende Menge:

Dann aber — fort von deinem Aug' die Wolke,
Dann sprechen wir zu dem und jenem nicht,
Dann sprechen zur Gesammtheit wir, zum Volke,
144 Und die sind's werth, daß man mit ihnen spricht.

Durch das Gedicht »Die tragische Muse« hatte sich der jugendliche Dichter in einem Anfall von Kleinmuth und Verzagtheit gestärkt zum Abschluß eines weitangelegten Werkes. Die innere Erschütterung hatte er niedergekämpft. Den früh alternden Meister erfaßte der Ekel vor dem Getriebe auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Er war von Gleichgiltigkeit gegen die Darsteller, von Verachtung gegen die Bühnenleiter, von Abscheu gegen das Publicum erfüllt. Er wollte dieses als die höchste Instanz für die Beurtheilung seiner Kunstwerke nicht gelten lassen.

Die alle nun sind unsers Werkes Richter,
Bezeichnend es mit schwarz, mit rothem Strich:
Das Urtheil sprechen sie dem armen Dichter
Und auch — sie ahnen's ewig nimmer — sich.

Er ruft nach einem höheren Richter, wie er das später (März 1838) nach dem Scheitern von »Weh dem der lügt« in einem Epigramm that (3, 118):

Urteil.

Antonio, der königliche Kaufmann,
Verlor ein Schiff im Sturm, und Shylok will sein Pfund;
Wo ist der Richter, wo der Daniel,
Der Lüg' und Wahrheit trennt mit gotterfülltem Mund?

Wie der Dichter im Vorspiel zum Faust, appellirt auch er auf das höhere Urtheil der Nachwelt:

Ach, was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt;
Oft, wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Aber dieses Zagen ist nur eine Anwandlung von Schwäche. Als der geborene Theaterdichter, der Grillparzer war, wußte er, daß das Publicum in seine Hand gegeben sei, daß ihm eine hohe Macht über seine Zuhörer zu Gebote stehe, wußte er, daß ein echtes und rechtes Theaterstück auch den Stürmen, auch der Gewalt des wilden Augenblicks Stand halten werde, daß ein Mißerfolg auf der Bühne immer auch durch die Beschaffenheit des Kunstwerkes selbst mitverschuldet sei, daß ein naives, empfängliches, wenn auch ungebildetes Publicum dem vornehmsten kritischen Leser weit vorzuziehen sei und daß ein Verdict des unbefangenen, unvoreingenommenen, durch feindselige Kritik nicht irregeleiteten, durch vorlaute Schreier nicht aufgehetzten Publicums ein Gottesurtheil sei. Wie er dies oft in Prosa ausgesprochen hat, so auch in Versen. Zwei Epigramme, die sich mit unserem Gedichte nahe berühren, mögen dies zum Schluß erhärten (3, 83; 147):

Publikum.
(1848—1849.)

Thun sich des Theaters Pforten auf,
Strömt ein der Pöbel in vollem Hauf;
Da ist es dann des Dichters Sache,
Daß er ein Publikum aus ihnen mache.

Vox populi.
(1844.)

Nach Beifall der Fürsten und ihrer Berater
Hab' ich gefragt und getrachtet nimmer:
Mir gelten drei Schneider im Theater
Mehr als ein König in seinem Zimmer.

wozu man die Sätze aus der Selbstbiographie 19, 126 vergleiche: »Wenn ich Shakespeare verständlich nenne, so meine ich nicht, daß man ihn demonstriren könne. Demonstriren kann man überhaupt keinen Natur- und daher auch keinen vollkommen natürlichen Kunstgegenstand. Aber denselben Hamlet, den Goethe sich fruchtlose Mühe gegeben hat, zu deduciren, versteht der Schneider in der vierten Galerie, das heißt, er findet es natürlich, daß die Menschen sich so und nicht anders benehmen, und faßt das Ganze in eine erhöhte Empfindung auf. Eine Dichtung mitleben heißt aber sie verstehen.«

So wächst die großartige Dichtung weit über ihre nächste Veranlassung hinaus, liefert feine Beobachtungen über die Psychologie des Publicums, enthält tief verborgene Geheimnisse des literarischen Erfolges und geht von persönlicher Satyre vorwärts zur Verkündigung wichtiger Grundsätze der Poetik.

Anhang.

1. »Sei mir gegrüßt mein Oesterreich«.

In der oben S. 130 citirten, als Handschrift erschienenen Gelegenheitsschrift: »Aus dem alten Oesterreich« habe ich als Motto gleichsam Strophen zwei eines bis dahin unbekannten Grillparzer'schen Gedichtes drucken lassen, die bei einzelnen Lesern einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. Auf mannigfache Aufforderung hin, das Gedicht allgemein zugänglich zu machen, lasse ich es hier als Anhang folgen. In jener Schrift schien eine vollständige Wiedergabe der erhaltenen Bruchstücke nicht am Platze zu sein, weil ohne ausführlichere Erklärung ein Mißverständnis nicht ausgeschlossen gewesen wäre. Den Lesern dieses Jahrbuches gegenüber, die jede Aeußerung unseres Dichters, sei sie auch noch so herb und ungerecht, in der richtigen Weise aufzunehmen und auf das richtige Maß zurückzuführen verstehen, fallen solche Rücksichten weg. Auch Aussprüche des Unmuths und der Entrüstung sind zur Vervollständigung seines Charakterbildes von Wichtigkeit.

Sey mir gegrüßt mein Oesterreich,
Du herrlich blühnder Gottesgarten,
Mit deinen Fluren Eden gleich,
Mit deiner Berge ew'gen Warten,
Mit deinem Volk, so brav und treu,
In deiner Schönheit ewig neu,
Mit allem was dir Gott gegeben,
Vor allen andern dich zu heben.

Ihr kalten Schwäzer, spottet ihr,
Als ob die Kraft uns zögernd schliefe?
Hoch in die Höhe fliegen wir
Und gönnen gern dem Fisch die Tiefe:
Grabt nur in eures Wissens Schacht,
Und theilt, was ihr zu Tag gebracht!
Die Theile kann das Buch euch geben,
Das Ganze finden wir im Leben.

Um recht zu thun und gut, gebricht
Dir, Oestreichs Man[n], die Freiheit nicht
Den Argen aber und den Bösen,
Mög nirgends Gott die Zügel lösen.

Der Einfalt strahlt des Glaubens Licht,
Nie wird der Stolz ein Fünkchen rauben;
Wie alte Hur zum Bethstuhl kricht,
So sucht ihr Wissen nun den Glauben.
Ja unser aller gnädger Gott
War lange ihrer Lippen Spott;
Jetzt da sie ihn so prahlend nennen,
Jetzt spottet ihm selbst ihr Bekennen.

Diese Verse sind mit flüchtigster, schwer lesbarer Schrift und ohne Interpunction, die ich des rascheren Verständnisses wegen beigesetzt habe, auf ein Octavblättchen aus geripptem bläulichen Papier (Carton Gedichte 378 vide 45) gekritzelt, auf dem außerdem noch als vereinzelter Ansatz zu einem Brief oder einer Tagebuchnotiz der Ortsname Weißenfels steht, das also wohl in die Zeit der deutschen Reise, in das Jahr 1826, gehört. (In Weißenfels hatte Grillparzer sich nur über Mittag aufgehalten und Müllner nicht besucht. Werke 19, 132 f.) Fern von der oft so sehr geschmähten Heimat lernte der Dichter den Werth seines engeren Vaterlandes und die Vorzüge seiner Landsleute mehr schätzen und es erfaßte ihn heiße Sehnsucht nach dem geliebten Oesterreich. War er nach bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen in dem allerdings nur halbklaren Gedanken ausgezogen, sich in Deutschland umzusehen, ob da vielleicht ein Ort sei, wo man ungestörter der Poesie nachhängen könne, als in dem damaligen Wien (19, 122), so kehrte er mit umso größerer Liebe und mit gerechterer Werthschätzung dahin zurück. Auf der Rückreise, vielleicht als er von München kommend die schwarzgelben Grenzpfähle wieder passirt hatte, dichtete er die stimmungsvolle erste Strophe,

deren Anfang an das berühmte Märzlied aus dem Jahre 1848: »Mein Vaterland« (2, 134) erinnert, als herzlichen Willkommsgruß und faßte die wechselnden Eindrücke der Reise in einem Urtheilsspruch kurz und bündig zusammen.

Das Lob Oesterreichs und der Oesterreicher hatte Grillparzer wenige Jahre vorher mit ganz ähnlichen Worten im Ottokar (III. Act) verkündet, das reiche, fruchtbare, schöne Land dort gepriesen, »von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut... Ein voller Blumenstrauß, so weit es reicht... Wo auf und auf die goldne Traube hängt Und schwellend reift in Gottes Sonnenglanze«, über das Gottes lauer Hauch hinschwebt, »Und wärmt und reift und macht die Pulse schlagen, Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt«. Und daran hatte sich eine Charakteristik des Oesterreichers geschlossen, die sich mit der in dem kleinen Gedichtfragment deckt (6, 86 f.):

Drum ist der Oesterreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!
Und was er thut, ist frohen Muths gethan.
's ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein,
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen:
Allein, was not thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der off'ne, richt'ge Sinn,
Da tritt der Oesterreicher hin vor jeden,
Denkt sich sein Teil und läßt die andern reden!

Mit einem Segensspruch läßt er den Lobredner enden:

O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
Liegst du, der wangenrote Jüngling, da;
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn
Und mache gut, was andere verdarben!

Die Abneigung gegen Deutschland, die hier leise anklingt, wurde auf der deutschen Reise verstärkt. Das Tagebuch gibt

den in Sachsen empfangenen unangenehmen Eindrücken drastischen Ausdruck (20, 21 f.). Alles stört und beleidigt ihn dort, am meisten die unleidliche, unmännliche, geckenhafte Sprache. Die Natur in diesen Gegenden ist ihm nicht anziehend genug, und die Leute beengen ihn. Im Verkehr mit den dortigen Literaten stellt er fortwährend Vergleiche an: »Diese Leute haben eine Art Rührigkeit des Geistes, die meine wienerische Trägheit zu Schanden macht und einschüchtert. Ich rede, wenn ich etwas zu sagen habe, und schweige still, wenn ich nichts weiß; diese Leute aber wissen immer etwas; die meisten Gespräche machen mir Langeweile (20, 27). Auf der Fahrt nach Berlin nennt er die Gegend »abgeschmackt«. In Berlin selbst fällt der Vergleich nicht immer zu Gunsten Wiens aus: »Alles hat hier einen Anstrich von Großartigkeit, Geistigkeit und Liberalität, der einem armen Teufel von Oesterreicher schon des Contrastes wegen wohlthut.« Die »geistreichere« Art der Unterhaltung imponirt ihm eine Zeit lang. Auch in Bezug auf die politischen Zustände stellt er Vergleiche an. Man merkt die Schranken weniger, die der »geistigen Beweglichkeit gezogen sind«. Diese Stellen ließen sich aus der Schilderung der deutschen Reise in der Selbstbiographie und aus anderen Aufzeichnungen in Versen und in Prosa noch vermehren.

Jedem fallen bei diesen Strophen, in denen er seine Heimat nach der Rückkehr von einer Reise begrüßt, die berühmten Verse ein, in denen er 1843 bei Antritt der griechischen Reise von ihr Abschied nahm, in denen er ebenfalls des Landes Herrlichkeit verkündigt (2, 56):

Auf deinen Fluren geht sich's weich,
Und Burg' und Wälder breiten
Rings um dich her ein Zauberreich,
Durch das die Ströme gleiten.

worin er das wackere Herz, den gesunden Verstand, die lebhafte Phantasie des Wieners preist, zugleich aber das träumerische

Schwelgen in Musik (»Man spricht nicht, denkt wohl etwa kaum und fühlt das Halbgedachte«), Poesie und Naturschönheit als die gefährlichen Gegner angestrengter geistiger Arbeit anklagt.

Weit öfter aber hat er die künstlerische Begabung, die regere Phantasiethätigkeit, die dichterische Empfänglichkeit, die lebensvolle Genußfähigkeit, die größere Naivetät, Unbefangenheit und Leichtigkeit, die unverbildete Natürlichkeit des Oesterreichers der wissenschaftlichen Abgeklärtheit, der philosophischen Gründlichkeit, Grübelei und Tüftelei, der Schwere und Schwerfälligkeit, der Buchgelehrsamkeit des Norddeutschen gegenübergestellt.

Die Ansätze zur dritten Strophe leiten aufs politische Gebiet hinüber und scheinen auf den ersten Blick mit den oben ausgehobenen Stellen des Tagebuches im Widerspruch zu stehen. Es genügt aber der Hinweis auf Grillparzer's Abneigung gegen die Freiheitsdichter der Dreißigerjahre und gegen die Ueberstürzungen des Revolutionsjahres, um auch hierin den wahren Ausdruck seiner Ueberzeugung zu erkennen.

Die vierte Strophe stellt den einfältigen schlichten Kinderglauben, die wahre angestammte Frömmigkeit der katholischen Bevölkerung Oesterreichs dem prahlerisch-stolzen religiösen Eigendünkel des neuen Ultramontanismus und dem Mysticismus der Romantiker gegenüber. Wir werden in die Gedankenläufte zurückgeführt, die uns beim »Campo Vaccino« beschäftigt haben. Kein Wort ist ihm zu scharf, kein Vergleich zu verletzend, kein volksthümliches Sprichwort zu kräftig, wenn er den ihm unsympathischen Friedrich Schlegel und dessen Gesinnungsgenossen brandmarken will. Die angestammte bajuvarische Derbheit, die gesunde Grobheit seiner bäuerlichen Vorfahren bricht durch. Ungleich der österreichischen Regierung, die, als es sich um Friedrich Schlegel's Vorlesungen handelte, im Jahre 1809 durch den Grafen Chotek den Grundsatz aufgestellt hatte: »Jugendsünden wie Lucinde kann man ver-

gessen, wenn bessere Arbeiten und ein mehrjähriger sittlicher Lebenswandel den reifen Gelehrten bewiesen hat (Wertheimer, Geschichte Oesterreich-Ungarns 2, 46), will Grillparzer von Vergessen und Verzeihen nichts wissen. Er hält den intoleranten Eiferern ihre Sünden, Schlegel seine »Lucinde« (3, 93), die »Schand-Luzern'« (2, 166) vor. Auf jenes Epigramm »Zwei Eiferer« aus dem Jahre 1819 (3, 93) folgen in der Handschrift, von späterer Hand getilgt und daher schwer leserlich, »Zwei Oberländer Lieder«, in denen Friedrich Schlegel verspottet wird und die in letzter Fassung ungefähr folgenden Wortlaut haben:

1.

D'Luzind' hat mir g'schrieben,
Will jetzt sich beker'n;
Wann d'Hurn amal alt seyn,
Thans Betschwestern wer'n.

2.

Du waß'riger Hiesel,
Was trinkst denn kan Wein?
Wie soll a Geist in dein Kopf seyn?
Gießt niemals an nein.

Die Form des dialectischen Schnaderhüpfls, des Gassenhauers, des Couplets ist Grillparzer auch in späteren Jahren, besonders in politischen Schmähgedichten, nicht fremd.

So wie in diesen von der Entrüstung eingegebenen Versen hat er Friedrich Schlegel in der gegen dessen Gedicht »Die feindlichen Brüder« in der Aglaja für 1821 gerichteten parodistischen Satyre »Der dritte feindliche Bruder« aus dem Jahre 1822 (Werke 2, 165) abgetrumpft, aus der ich nur jene Verse hiehersetze, die den Zusammenhang unseres Fragments mit diesen Streitigkeiten beweisen:

Ist nun die ganze Welt verpufft
Und leer und hohl wie leere Luft,

Hält auch das Letzte länger nicht,
Zerbröckelt, wo man's faßt, und bricht:
Dann mißtraut er dem eignen Licht,
Wie alte Hur' zum Betstuhl kriecht.

Ihm, der nur Ideales trug,
Ist nun nichts positiv genug,
Und: »Religion und Porterkrug«
Ist von nun an sein Weidmannsspruch.

Man mag es bedauern, daß das was als ernste, erhebende Hymne begann, in eine polternde Scheltrede ausläuft, man muß den Dichter aber bewundern, dem auch für so flüchtige Improvisationen alle Kunstmittel vom höchsten bis zum niedrigsten zu Gebote standen.

2. Nachtrag zu dem Gedicht: »Lösche die Lampe«.

Am Schlusse meiner Abhandlung über dieses Grillparzer untergeschobene Gedicht (Jahrbuch 5, 292) habe ich gesagt, daß der Dichter für diese Federprobe erst noch zu suchen sei; in den Werken zeitgenössischer österreichischer Dichter, in denen ich zu diesem Zwecke geblättert hatte, waren Dichtungen im elegischen Versmaß so gut wie gar nicht anzutreffen. — Ich muß jetzt hinzufügen, daß ich an falscher Stelle gesucht habe. In den österreichischen Almanachen und Taschenbüchern aus den ersten zwei Decennien unseres Jahrhunderts ist vielmehr an Gedichten in Distichen kein Mangel, zumal in dem von Castelli herausgegebenen Taschenbuch »Selam« (1812—1817). Im Jahrgang 1815, S. 332 f., steht z. B. ein Gedicht »Amor der Gast« von Chr. Kuffner (auch in dessen »Schriften« aufgenommen 7, 290), auf dem derselbe matte Abglanz der römischen Elegien liegt, wie auf dem Gedichte »Lösche die Lampe«. Noch näher lassen sich mit diesem vergleichen vier Elegien von J. C. Bernard im Jahrgang 1814, S. 183—186. Da die Bändchen des »Selam« sehr selten geworden und nicht einmal in allen österreichischen Bibliotheken anzutreffen

sind, wird man es nicht für überflüssig halten, wenn ich die Gedichte hier zum Abdruck bringe.

1.

Schweigt von Bromios mir, dem rasenden Freudenverderber!
Nicht zum bethörenden Most reitzt er mich wieder hinfort.
Bitteres hat Unschuldigen mir er gestern bereitet,
Da mit funkelndem Wein' er mich zum Trunke verlockt.
Ach es harrte daheim mit der Liebe süßem Verlangen,
Mir von Eros besiegt, Thais zu reitzender Lust!
Und Unseliger ich! Im lärmenden Kreise der Brüder
Merkt' ich jubelbethört frevelnd das Uebermaß nicht,
Schwelgete sinnlos fort, bis Aug' mir und Zunge versagten,
Und mich schwankenden Leib's schleppten die Freunde nach Haus. —
O des Jammergeschick's, als heute vom Rausch ich erwachte!
Wahrlich, ihr Götter verzeih't nimmer ein solches Vergehn
So zu verscherzen der Liebe Genuß beym tückischen Weine! —
Schmähliches Kopfweh nun duld' ich zur Strafe dafür.

2.

Schon drey Morgen umsonst hier harr' ich am Fenster, o Mägdlein!
Rings durchspähend die Gäng' unter den Linden umher,
Ob den gewohnten Weg zur Kirche Du wandelst, wo mir
Dich zu sehen allein gönnet das harte Geschick!
Schon auch schwindet dahin der vierte, weichend dem Mittag,
Und im Dome verklingt Orgel und Priestergesang;
Schon am Geschäfte daheim sind die Fleißigen, schon zu der letzten
Messe mit Eil' herbey strebt, wer die frühe versäumt:
Aber ach, Dich erblick' ich noch nicht! Auch heute den Domweg
Kommst Du weder heran, kehrest Du weder zurück!
Gleich ja erkenn' ich Dich sonst, wohl unterscheidet mein Auge,
Leicht auch verräth Dich der Gang, leichter das purpurne Tuch.
Keine doch gehet einher so anmuthvoll und so sittsam,
So hebt keine zum Schritt lieblich den zierlichen Fuß.
Keine windet so schön das purpurne Tuch um die Schulter,
Weder so demuthvoll trägt sie die schlanke Gestalt!
Immer das Antlitz auch drei Mahl herwendend, auch vier Mahl,
Ob ich Deiner gewahrt, blickst Du zum Fenster herauf.
Andere blicken wohl eben so oft, doch nimmer so ehrbar,
Nimmer so züchtig wie du, nimmer so heimlich und scheu. —

Ach welch böses Geschick, o Trauteste! welches Beginnen
 Hält vier Morgen Dich schon neidisch dem Liebenden fern?
Bist Du plötzlich erkranket daheim? Unseliges Schicksal?
 Oder das Haus vielleicht hält mit Geschäften Dich fest?
Schützte des Himmels Huld doch stets fromm lebende Jungfrau'n,
 Und von Geschäften befreyt, leicht sich ein liebendes Kind!
Nicht doch, denk' ich, fürwahr! und nimmer auch werd' ich es glauben,
 Daß du itzo bequem nähere Kirchen dir wählst?
Nie ja den weiteren Weg zur Kirche scheuet ein Mägdlein,
 Führt er näher dahin, wo den Geliebten sie weiß.
Oder bist du verreist, neugierig, zu sehen die Fremde?
 Nein! ich hätt' es entdeckt, immer ja wandr' ich vorbey
Deine Behausung, und kehre zurück, belauschend die Fenster,
 Daß sich die Nachbarn schon flüstern mein Elend ins Ohr!
So die Straße hinauf und hinab stets wandl' ich, und immer
 Find' ich gestern wie heut, Fenster und Thüren versperrt!
Schmerzvoll geht mir der Tag dahin in vergeblicher Sehnsucht,
 Läßt mir die Hoffnung nur, morgen auf's Neue zu späh'n.
So komm, Trauteste! bald, komm morgen wieder zur Kirche,
 Oder am Abend erschein' hold mir im Fenster daheim! —

3.

Sträube dem Kusse Dich nicht mit scheuausweichendem Munde;
 Beugst Du das Hälschen zurück, dränget der Busen sich vor,
Und verrätherisch glüht auf den Wangen das stumme Bekenntniß:
 Heimlich wünscht, was der Mund spröde verweigert, das Herz.
Seltsam wär' es fürwahr! und trau'n ein Wunder zu nennen,
 Wenn sich ein Herz von Eis fände bey Augen voll Gluth!
Und wo käme Dir her die unglückselige Weisheit:
 Kalt zu beherrschen die Gluth, welche das Herz Dir entflammt?
Fruchtlos mühten die Weisen sich ab undenkliche Zeiten,
 Wie! und ein Mägdlein, Du hättest erfunden die Kunst?
Nein! ich glaube Dir nicht; ich sehe die Gluth in den Augen,
 Fühle das pochende Herz Dir in der bebenden Brust.
Drum so weigere länger mir nicht abwendend das Antlitz,
 Sondern den süßesten Kuß spende der reizendste Mund! —

4.

Siehe, der Nordwind stürmt um die Wohnungen, düstres Gewölk birgt
 Neidisch den Himmel, im Frost starret gebändigt der Strom!
Komm, o Süßeste, komm! laß froh uns trotzen des Winters
 Trauriger Zeit. Hier saust lustig die Flamme des Herds,

Hier schwillt lockend der Pfühl, hier blitzet des Bromios Feuer;
    Aber des Eros Gluth bringe, Geliebte, Du selbst!
Also leben wir schön bey erfreulichen Gaben der Götter,
    Während um uns hinstirbt tödtender Kälte die Welt.

Dem, der die dritte dieser Elegien gedichtet hat, könnte auch das herrenlose Gedicht recht wohl zugetraut werden. Es gab also in Wien, im Kreise Castelli's und Schreyvogel's, in Grillparzer's nächster Umgebung Dichter, die diesen Stil pflegten. Um so leichter konnte Jemand auf den Irrthum verfallen, ein solches Product Grillparzer selbst zuzuschreiben.

Johann Baptist von Alxinger.

Zur Erinnerung an seinen Todestag, 1 Mai 1797.

Von

Eugen Probst.

In den österreichischen Erblanden waren die Zustände während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Pflege der aufblühenden deutschen Nationalliteratur um vieles weniger günstig als in dem übrigen Reichsgebiet. Zwar hatte gegen Ende des siebenjährigen Krieges der Anschluß an das nationale Geistesleben unter so glücklichen Umständen begonnen, daß sich in ganz Deutschland die Hoffnung verbreiten konnte, es werde der mächtig aufstrebenden, aber immer noch unstäten und schutzlosen literarischen Bewegung in der Residenz des Kaisers selbst die nachdrücklichste Förderung zu Theil werden. Als aber Kaiser Josef die Alleinherrschaft antrat, schwanden diese Hoffnungen nur zu bald. Während sich in den protestantischen Ländern des Reiches das allgemeine Interesse in steigendem Maße »den schönen Wissenschaften« zuwendete, begannen in Oesterreich unter heftigen Erschütterungen des gesammten Staatswesens jene socialpolitischen Reformen, welche die begeisterte Theilnahme aller Gebildeten erforderten. Der kaum erwachte Sinn für poetische Literatur schwand wieder und kam im Laufe des Jahrhunderts über die Bewunderung Wieland's nicht mehr hinaus. Soweit die Dichtkunst productiv gepflegt wurde, geschah es zumeist mit Beziehung auf die Kämpfe

der Zeit und ohne tieferes Verständnis für ihre eigentliche Bestimmung und Aufgabe. Nur in einem engen Kreise suchte man mit dem Entwicklungsgang der deutschen Literatur Schritt zu halten. Als aber nach dem Tode des Kaisers das Werk der Aufklärung unterbrochen wurde, fanden auch diese Bestrebungen ein Ende; in dem Jahrzehnt, in welchem Goethe und Schiller auf den Höhepunkt ihres Schaffens anlangten, sank die Literatur in Oesterreich vollends wieder zur Bedeutungslosigkeit herab und nur wenigen poetischen Talenten ist es gelungen, sich einen Namen zu machen, den die Geschichte der deutschen Dichtung nicht vergessen hat.

Unter diesen nimmt Johann Baptist von Alxinger, der Sänger des Doolin von Mainz und des Bliomberis, eine der hervorragendsten Stellen ein. Er ist in Wien am 24. Jannuar 1755 als Sohn des fürstlich Passauischen Consistorialrathes Dr. Josef Franz Alxinger geboren, der bereits am 24. Mai 1759 starb. Die früheste Erziehung Alxinger's war daher seiner Mutter überlassen, die auch mit liebevoller Sorgfalt, der er in seinen Gedichten ein Denkmal setzte, jene trefflichen Eigenschaften des Geistes und Charakters in dem Sohne pflegte, die ihm frühzeitig die Aufmerksamkeit und Zuneigung seiner Lehrer, später aber aller Derjenigen zuwendete, die ihn näher kennen lernten. Seine Bildung erhielt er im Gymnasium der Jesuiten, die ihre pädagogischen Grundsätze, durch welche sie so erfolgreich zur geistigen Lostrennung Oesterreichs von dem protestantischen Deutschland beigetragen hatten, noch immer gegen alle Anforderungen des modernen Geistes zu behaupten wußten. Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften, die Pflege der deutschen Literatur blieben von ihren Schulen ausgeschlossen. Alle höhere Bildung wurde ausschließlich durch die classische Literatur des Alterthums, insbesondere die lateinische, jedoch im streng confessionellen Geiste, vermittelt. Alxinger hatte es wohl nur der besonderen Fürsorge seiner Lehrer Regelsperger und Ekhel zu verdanken, wenn er dennoch tiefer in den

Geist jener Literatur eingeführt wurde, aus der er, neben einer tüchtigen philologischen Bildung, die begeisterte Liebe zu den »schönen Wissenschaften« gewann, welche seinen Lebensgang bestimmen sollte.

Bald nach dem Verlassen der Schule machte er die Bekanntschaft Lorenz Leopold Haschka's, der nach Aufhebung des Jesuitenordens nach Wien gekommen war, um sich hier der Poesie zuzuwenden. Um einige Jahre älter als Alxinger, hatte er sich, gleich vielen seiner Ordensbrüder, den Aufklärern angeschlossen — um ihre Sache später wieder zu verlassen und in den Tagen der Reaction eine unrühmliche Rolle zu spielen. Als Verfasser einiger schwungvoller Oden galt er für ein vielversprechendes Talent. Durch ihn wurde Alxinger, der sich ihm bald in aufopferungsvoller Freundschaft zuneigte und großmüthig für seinen Unterhalt sorgte, in die deutsche Literatur und in den Kreis von jungen Dichtern und Dichterfreunden eingeführt, der sich um Denis und Mastalier gebildet hatte und von einem mächtigen Aufschwung der heimischen Literatur träumte. Denn die Hoffnung auf eine großartige Förderung der Wissenschaften und der Dichtkunst durch den kaiserlichen Hof war noch nicht völlig geschwunden und die öffentliche Meinung Deutschlands für Wien darum auf das günstigste gestimmt.

Alle diese jungen Talente, die sich zunächst in Riedel's Zeitschrift Literarische Monate und dann in dem von Blumauer und Ratschky herausgegebenen Wiener Musenalmanach vernehmen ließen, folgten in der Lyrik, die sie ausschließlich pflegten, theils Klopstock und den Barden, theils der Richtung der Anakreontiker und Horazianer, die in der lebensfrohen Großstadt mit ihrer idyllischen Umgebung einen günstigen Boden fand. Die meisten wendeten sich mit Vorliebe einer besonderen Gattung der von Hagedorn, Gleim, Ramler, Uz u. A. gepflegten Dichtung zu. Vielfach unsicher in der Form und ungeläutert im Geschmack, entwickelten sie sich allmälig zu literarischen Gestalten, die, ohne ihre Vorbilder zu übertreffen,

doch die Sprache, die poetischen Formen in ihre Gewalt bekamen, ihre Empfindungen mit Geschick und Anmuth, ihre Gedanken mit Kraft und Begeisterung vorzutragen wußten und diese zunehmende Selbstständigkeit sowohl in der starken localen Färbung ihrer Poesie, als auch in dem stolzen Bewußtsein ihrer literarischen Bedeutung für die Heimat bekundeten.

Unter ihren Versuchen tragen diejenigen Alxinger's frühzeitig das Gepräge einer kraftvollen Persönlichkeit, die über den engen Kreis der nachhorazianischen Kunstübung und Lebensweisheit hinausstrebt. Mit geringerer Einseitigkeit wurde er von den empfangenen Anregungen bestimmt als Ratschky, Leon u. A. Mag ihn der Eine an Leichtigkeit des Ausdruckes, der Andere an Anmuth der Empfindung und Form zuweilen übertreffen, so kennzeichnet ihn dagegen Entschiedenheit des Temperaments, größere Fülle und Kühnheit des Gemüths- und Gedankenlebens. An die Lyrik Lessings gemahnend tritt bei ihm oft an die Stelle weichlicher Stimmungsmalerei ein scharf geprägter Gedanke, an die Stelle lüsterner Anmuth oder moralisirender Wendungen der franke Ausdruck einer kräftigen Sinnlichkeit oder ein entschieden didaktischer Ton; stärker als die meisten betont er auch die Weihe poetischer Kraft.

Diese Hingebung an den poetischen Beruf drängte bei Alxinger zu voller, rückhaltsloser Bethätigung. Während die meisten seiner Collegen nach Ablauf der Universitätsjahre ein Amt antraten und die Beschäftigung mit der Poesie »auf die Nebenstunden« beschränkten, ging er seinen eigenen Weg. Von Haus aus wohlhabend, vollendete er seine juristischen Studien, erwarb den Doctorgrad und das Amt eines k. k. Hofagenten, übte dieses aber nicht zur Vermehrung seiner Einkünfte, sondern nur zum Besten unbemittelter Clienten aus und widmete die beste Kraft dem dichterischen Berufe.

Alxinger hatte kaum die erste Sammlung seiner Gedichte veröffentlicht, als im protestantischen Deutschland der Rück-

schlag in der Beurtheilung der österreichischen Verhältnisse eintrat. Bereits während der letzten Jahre der Mitregentschaft hatte Kaiser Josef seine Abneigung gegen große, auf die Begünstigung der Wissenschaft und Literatur abzielende Pläne erkennen lassen. Als er nun zur Alleinherrschaft kam, beschränkte sich seine Theilnahme für Literatur auf Duldung. Die Fluth von Broschüren jedoch, die nach Ertheilung des neuen Preßgesetzes in Wien zum Vorschein kam, enthüllte einen Zustand der allgemeinen Bildung, der bei ähnlicher Preßfreiheit sich in manchen anderen deutschen Ländern kaum als ein wesentlich besserer erwiesen hätte, aber dennoch der deutschen Kritik den Anlaß zu gänzlich schonungsloser und geringschätziger Beurtheilung der literarischen Bestrebungen in Oesterreich bot.

Sachliche Begründung fand dieselbe durch Friedrich Nicolai in Berlin, der den österreichischen Verhältnissen von jeher skeptisch gegenüber stand. Er war es, der in der Zeit, als die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf Wien gerichtet war, selbst einen Lessing vor der Ueberschätzung der dortigen Zustände warnte. Der günstigen Meinung, die man sich in Deutschland nach vereinzelten Beispielen von der regen Theilnahme der Wiener für Wissenschaft und Literatur gebildet hatte, stellte er, nicht ohne Spott, die Armseligkeit der allgemeinen Volksbildung gegenüber. Er zeigte sie als nothwendige Folge der Verkümmerung alles geistigen Lebens, zu welcher die jahrhundertelange clericale Vormundschaft in Oesterreich geführt hatte. Bei aller Anerkennung der Fortschritte zum Bessern endlich, die während der letzten zwanzig Jahre der Regierung Maria Theresias geschehen waren, ließ er es jetzt nicht an eindringlichen Ermahnungen an die Oesterreicher fehlen, das Erreichte nicht zu überschätzen. Er rieth ihnen ihr Heil nicht im Wetteifer mit dem protestantischen Deutschland, wozu ihnen die wesentlichsten Bedingungen zur Zeit noch fehlten, sondern im Nachholen, in beharrlichem Einsetzen an jener Stelle zu suchen, wo das

Werk der allgemeinen Bildung und Aufklärung durch die Gegenreformation unterbrochen worden war.

Im Jahre 1784 unternahm Alxinger eine Reise nach Deutschland. Sein erster Besuch dürfte Wieland gegolten haben, bei dem indessen der aus Oesterreich flüchtige mit Alxinger von Jugend auf befreundete Reinhold Aufnahme gefunden hatte. Im Sommer desselben Jahres hielt er sich eine Zeit lang in Berlin bei Nicolai auf, der ihn in den Kreis der Mitarbeiter an der Deutschen Bibliothek und der eben begründeten Berliner Monatschrift einführte und fortan in freundschaftlichem und vertraulichem Briefwechsel mit ihm blieb.

Als Alxinger in die Heimat zurückkehrte, waren die ersten Bände von Nicolai's »Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781« bereits erschienen und hatten unter den Patrioten Wiens einen Sturm der Entrüstung erregt. Die rücksichtslose Schärfe seines Urtheils, die nicht immer wohl angebracht war, wurde fast allgemein als Unrecht, als Ausfluß neidischer Gehässigkeit empfunden und führte darum bald zur völligen Verachtung aller reichsdeutschen Kritik und zu jener trotzigen Ueberschätzung des eigenen Werthes, die in dem Ausspruch Blumauer's gipfelt: Wenn die deutsche Literatur noch weiter rücken soll, so müsse sie von Wien aus weitergeführt werden! Wirklich gehörte Muth dazu, sich in Wien zu den Anschauungen Nicolai's zu bekennen und nicht viele fanden es gerathen, dies öffentlich zu thun. Zu diesen aber gehörte Alxinger. Er war voll rückhaltsloser Anerkennung der geistigen Fortschritte im protestantischen Deutschland, ein Verehrer seiner Schriftsteller, ein Kenner und Bewunderer seiner Dichter, und ist erst in späteren Jahren in dem Glauben an die Lauterkeit und Bedeutung jedes aus dem Reiche kommenden literarischen Urtheils irre geworden. Im Einzelnen fand er allerdings an Nicolai's Darstellung Manches zu tadeln und verhehlte ihm das auch nicht. Sein beständiges Hervorheben der Protestanten,

die als solche nach Alxinger »bei weitem nicht das non plus ultra, das Modell« waren, nach dem sich die Katholiken zu bilden hätten, seine Angriffe auf Personen und Verwaltungsbehörden »denen unter zehn Verkehrtheiten und Thorheiten welche geschehen, kaum eine zur Last gelegt werden könne«, endlich Nicolai's unbedingter Jesuitenhaß fanden seine Zustimmung nicht; umsomehr war er im Wesentlichen mit ihm einverstanden.

»Wenn das Patriotismus ist«, schrieb er ihm 1785, »fremde Verdienste muthwillig verkennen und mit dummer Selbstgenügsamkeit seine Vaterstadt, in der es kaum dämmert, anderen Städten, denen man allein dies schwache Licht zu verdanken hat und die selbst seit vierzig Jahren im hellsten Lichte sitzen, vorzuziehen oder gar sie zu beschimpfen und herunter zu machen, so muß ich gestehen, daß ich höchst unpatriotisch bin.« Er scheute sich nicht, von dieser Anschauung einige Jahre später, in der Vorrede zu seinem Doolin, öffentlich Zeugnis zu geben und dadurch seinen Standpunkt unter den österreichischen Literaten scharf zu kennzeichnen. Bereits vollzog sich unter diesen eine Scheidung in Bezug auf die Mittel und Wege, »dem Vaterlande Ehre zu machen«. An der Spitze der einen Gruppe stand Alois Blumauer, an der der anderen Alxinger. Jener suchte sein Heil in völliger Geringschätzung der deutschen Kritik, in völlig zwang- und rücksichtsloser Bethätigung seines Talentes, dieser in peinlicher Zucht, in unablässiger Betrachtung der großen Vorbilder der Dichtkunst, in dem unermüdlichen Bestreben, durch tadellose Leistungen sich die Achtung der deutschen Kritik zu erwerben. Doch blieben zunächst beide einig in dem Kampfe für die Aufklärung, deren Fortschritte immer größeres Interesse erweckten.

In der That hatte sich in der Residenz die Aufmerksamkeit in steigendem Maße den öffentlichen Angelegenheiten zugewendet, was in nicht geringem Grade ein Verdienst jenes verachteten Broschürenwesens war. Auch die Gelehrten und Lite-

raten, deren Verkehr bisher auf Privatkreise beschränkt war, suchten sich, im Gebrauche der zunehmenden persönlichen Freiheit, zu gemeinsamen Wirken zu vereinigen. Sie wählten hiezu die Form des Freimaurerordens. Im Jahre 1780 begann ein reger Zufluß von Anhängern der Aufklärung aus allen Kreisen und Ständen der Bevölkerung zu den einzelnen Logen. Neben zahlreichen Vertretern des Adels, der hohen Beamtenschaft und des Gelehrtenstandes, fanden sich fast vollzählig auch die jungen Dichter ein, mit ihnen allerdings auch eine Reihe von Literaten, die nach dem Tode des Kaisers zur Partei der Reaction übergingen und zu den fanatischesten Anklägern des von ihnen verlassenen Bundes wurden. Alxinger war bereits 1781 Meister der Loge zum heiligen Josef, 1783 und 1784 Redner daselbst, dann deputirter Meister vom Stuhl und trat 1785, als sich eine durchgreifende Reform des Ordens vollzog, in die Loge zur wahren Eintracht über, die damals von Ignaz von Born, ohne sonderliche Rücksicht auf die Formalitäten und mystischen Ceremonien des Bundes, mehr im Sinne einer freien Vereinigung gleichgesinnter Männer, als einer geheimen Gesellschaft geleitet wurde und gleichsam als Ersatz für die unter Maria Theresia geplant gewesene staatliche Akademie, eine maurerische Akademie der Wissenschaften vorstellte.

Die wichtigsten Verhandlungen der Gesellschaft galten der Sache der allgemeinen Aufklärung und den exacten Wissenschaften. Die Poesie und die Poeten gewannen demnach nicht viel dabei. Mochte auch die rege Theilnahme an der Thätigkeit der Loge der Entwicklung ihrer Persönlichkeit, der Erweiterung ihres Gesichtskreises zugute kommen, in ihrem eigensten Berufe sahen sie sich wenig gefördert. Am meisten mag dies Alxinger empfunden haben, der sich in erster Linie zu dichterischem Schaffen berufen fühlte. Die beste Förderung in seinem poetischen Bestreben bot ihm der Briefwechsel, den er mit Gleim, Ramler, Goecking, Wieland u. A. unterhielt. Dabei mochte sich ihm die Ueberzeugung aufdrängen,

die später Herder aussprach, daß die Politik nicht der Boden sei, auf welchem dauernde Werke der Dichtkunst entstehen könnten. Diese war es aber, welche die poetische Production in Oesterreich während der Josefinischen Epoche immer mehr beeinflußte und es ist bezeichnend für die Macht der äußeren Lebensbedingungen über die Persönlichkeit, daß auch Alxinger seinen literarischen Ruf gerade mit Dichtungen begründete, die unmittelbar in die Kämpfe seiner Zeit eingriffen.

Gegen Ende des Jahres 1784 waren seine »Sämmtlichen poetischen Schriften« erschienen, die er in einem Bande — um das Gewissen der Nachdrucker herauszuzufordern — zum Vortheil des Wienerischen Armeninstitutes drucken ließ. Sie sind durch Verse »An mein Buch« eingeleitet, die in liebenswürdiger und geistreicher Weise den wenigen Gönnern huldigen, auf welche ernste Bestrebungen der Literatur und Kunst in dem damals von socialpolitischen Kämpfen bereits tief erregten Wien rechnen konnten.

Der Band enthält neben einer strengen Auswahl der Oden, Lieder und Sinngedichte aus früherer Zeit, eine Anzahl Freimaurergedichte, eine Abtheilung Lehrgedichte und Briefe und eine Uebersetzung von Gresset's Drama Eduard III. in Alexandrinern. In dem ganzen Buche sind wenige Stücke zu finden, die nicht der Ausdruck einer selbstständig wirkenden Individualität wären und zugleich Zeugnis von dem beträchtlichen Fortschritt gäben, der in Oesterreich innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit in Bezug auf poetisches Können geschehen war. Ist hiemit das Verdienst von Alxinger's Oden und Liedern im Wesentlichen begrenzt, so ist es nicht auch das seiner Freimaurerlieder und der Briefe und Lehrgedichte, oder wie er sie später zutreffender bezeichnet hat: Lehr- und Strafgedichte. Allerdings gewähren diese Freimaurerlieder in Alxinger's Thätigkeit in der Loge nicht in gleichem Maße Einsicht wie die spätere zweibändige Sammlung seiner Gedichte, wo z. B. die versificierte Rede anläßlich seiner und Prandstätter's Aufnahme in die Loge zur Eintracht ein

schönes Zeugnis von dem Freimuth und der Entschiedenheit gibt, mit welcher er, selbst auf die Gefahr hin, die Freunde zu treffen, seine Ueberzeugung auszusprechen pflegte. Sie sind Fest- und Gelegenheitslieder, durch ihren wahrhaft lyrischen Gehalt über die durch ihre Einförmigkeit und Trockenheit berüchtigte Gattung hervorragend, und zum Theile tief empfundene Kundgebungen eines auf erhabene Dinge, auf eine freie und edle Bethätigung des Daseins gerichteten Geistes. Wie die That zur Gesinnung, verhalten sich zu ihnen die Lehr- und Strafgedichte, insbesondere die Stücke Antiplatonismus, der gute Bramin, die Priester Gottes, der Cölibat, die Duldung, die Alxinger's Namen alsbald nicht nur durch alle Gaue seiner Heimat, sondern über ganz Deutschland verbreiteten. Ueber die formellen Vorzüge dieser Gedichte sagte Reinhold im Teutschen Merkur (1785), daß sie »Stärke, Neuheit und Präcision in den einander drängenden Gedanken, ein ungewöhnlicher Reichthum an scharfsinnigen Bemerkungen mit witzigen Einfällen durch die feinsten Wendungen verwebt, eine blühende, nervige, männlichschöne Sprache, die oft mit wahrer juvenalischer Beredsamkeit daherströmt«, vornehmlich auszeichnen. Eine ungleich größere Wirkung aber übten sie durch den Geist der sie belebt und dem entsprach auch das Schicksal dieser Dichtungen. Die Duldung, der gute Bramin, die Priester Gottes, der Cölibat passirten die österreichische Censur im Zeitalter Kaiser Josef II. nicht. Van Swieten theilte das dem Autor persönlich mit, und um die Unterdrückung des ganzen Bandes zu verhindern sah er sich genöthigt, die beanständeten Gedichte zu entfernen: sie wurden blos den für Deutschland bestimmten Exemplaren als Anhang beigefügt.

»Wir haben«, sagte Reinhold, »bei dieser Gelegenheit (a. a. O.) schon viel derbere Wahrheiten mitten in Wien unter Begünstigung der Censur zu Gesicht bekommen, allein — sie waren einstweilen nur im Spaß gesagt. Alxinger's Meisterstücke müssen also so lange außerhalb ihrer Vaterstadt

Contumaz halten, bis innerhalb derselben aus Spaß Ernst wird.« Als es in Oesterreich dazu gekommen war, hatte man Alxinger's flammende Strafgedichte längst vergessen. Born's Monachologia und Blumauers Aeneis wurden länger belacht als die wuchtigen Verse gelesen, mit welchen Alxinger gegen Fürstenwillkür und Mönchsgeist zu Felde zog, und doch war die Ursache nur die, daß er die Sache der Aufklärung und der Menschenrechte von einem weit höheren Gesichtspunkte aus und mit weit größerem sittlichen Ernst vertrat, als irgend ein österreichischer Schriftsteller jener Epoche der Aufklärung.

Die erwähnte Entscheidung der Censur mochte viel zu Alxinger's Entschluß beigetragen haben, ein Gebiet zu verlassen, das ohnehin seinen Neigungen weniger entsprach als seiner Begabung. Er that es nicht zu seinem Vortheil, aber im Vertrauen auf sein Können und mit der ihm eigenen Begeisterung für große Formen und Gestalten der Poesie.

Wie einseitig er oft seine rein poetische oder schöngeistige Mission empfand, geht aus seinem Verhalten hervor, als ihn Reinhold für das Studium der Kantischen Philosophie gewinnen wollte. »Nimmermehr«, schrieb er ihm, »werde ich mich entschließen, ener System zu studiren« und versichert, daß er bei aller Anerkennung der Philosophie und ihrer Bedeutung für die Cultur sich bei den schönen Wissenschaften nicht blos glücklicher fühle, sondern ihnen auch mehr innere Vortrefflichkeit zutraue als der Philosophie; denn Kant beweise nicht nur die Richtigkeit so vieler Gründe, sondern auch die Unmöglichkeit geltende zu finden, er stürze die Tempel ein, die ein Leibnitz, Wolf u. A. für die Unsterblichkeit gebaut zu haben meinten, Homer jedoch sei durch Jahrtausende groß geblieben.

Uebrigens war das Gebiet der Poesie in Oesterreich zur Zeit eng begrenzt. Während in Deutschland die verschiedensten Dichtungsarten gepflegt wurden, fehlte es hier an bedeutenderen Arbeiten auf dem Gebiete des ernsten Dramas, des Romans, des Epos, ja bei den meisten jüngeren Dichtern

selbst an Versuchen, über die lyrischen Formen hinauszugehen. Einen solchen Versuch aber zu machen, glaubte sich Alxinger berufen, umsomehr, als sich Blumauer bereits mit großem Erfolg einer Richtung zugewendet hatte, die Alxinger's Begriffen von der Bestimmung der Poesie durchaus widersprach.

Unter den Dichtungsarten großen Styls hat auch ihn vor Allem das Drama angezogen, für das in seiner Vaterstadt von jeher die größte Empfänglichkeit vorhanden war. Die Schauspiele, welche die Zöglinge der Jesuitengymnasien in der Fastenzeit aufzuführen pflegten, mochte ihm die Form frühzeitig nahegelegt haben; zur Aufmunterung konnte ihm aber die Fürsorge dienen, welche der Kaiser, so gleichgiltig er im Allgemeinen der Literatur gegenüberstand, doch dem Theater angedeihen ließ. Zunächst versuchte Alxinger mit einer Bearbeitung von Guillard's Iphigenie für Gluck, dann mit der Uebersetzung von Gresset's Eduard III. mit der Bühne Fühlung zu bekommen. In der Vorrede zu dem letzteren Stücke berief er sich ausdrücklich auf den Wunsch des Kaisers, gereimte Uebersetzungen französischer Trauerspiele zu sehen, betonte aber auch, daß er das Stück hauptsächlich deshalb gewählt habe, weil ihn »die edle Offenherzigkeit entzückte, womit der weise Voreestre dem raschen Eduard so nützliche Wahrheiten sagt«. Das nicht eben glücklich gewählte und bearbeitete Stück wurde jedoch von dem Ausschuß des Nationaltheaters zurückgewiesen. Alxinger ließ sich zu einer öffentlichen Vertheidigung seiner Arbeit bestimmen, die nicht unerwidert blieb; es wurde für und wider Partei genommen und nach einem gereimten Pasquill zu schließen, das unter dem Titel: »Auf die Fehde des Herrn von Alxinger mit dem Ausschuß des k. Nationaltheaters von Veith Rosenbaum« erschien, dürfte der Streit alsbald in einer Weise geführt worden sein, die sehr dazu angethan war, dem leicht erregbaren Dichter das Theater zu verleiden und ihn auf andere Wege zu führen; er wendete sich dem romantischen Epos zu, der Gattung, in welcher Wieland sein Meisterwerk geschaffen hat.

Wie Klopstock und Lessing in den Tagen der Kaiserin Maria Theresia, beherrschte Wieland in der Josefinischen Epoche und noch lange nach dieser den literarischen Geschmack in Oesterreich fast ausschließlich. Zwar ist die Sturm- und Drangzeit der nationalen Literatur in Wien ebenso wenig unbeachtet geblieben, wie die fernere Entwicklung der hervorragenden Talente, die mit ihr emporgekommen waren; Goethe's und Bürger's Schriften gehörten in den Achtzigerjahren sogar zur Lieblingslectüre der jungen Dichter und literarischen Feinschmecker und selbst dem kühnen Genie des jungen Schiller zollten sie volle Anerkennung. Allein um ihre Bedeutung im tieferen Sinne zu erfassen, fehlte es in Oesterreich an den culturgeschichtlichen Voraussetzungen und bekanntlich selbst in der deutschen Kritik vielfach an der nöthigen Vorurtheilslosigkeit. Noch war das Urtheil über sie nicht geklärt und immer noch galt Wieland als »die Sonne am literarischen Himmel Deutschlands«.

In Oesterreich insbesondere kam er dem großen Publicum, das, in unruhigen äußeren Verhältnissen lebend, den besten Theil seiner Aufmerksamkeit diesen zuwendete und in der Literatur leichte Anregung und Erheiterung suchte, ebensosehr durch den belletristischen Charakter seiner Werke entgegen, wie den producirenden Geistern durch seine literarische Persönlichkeit. Mit seinem wenig in sich selbst vertieften, wenig aus dem eigenen persönlichen Lebensinhalt schöpfenden Geiste, der rationalistischen Oberflächlichkeit, mit welcher er über jene tieferen Gründe hinwegging, aus welchen Herder, Goethe, Schiller emporstrebten, begegnete er einer verwandten Veranlagung in Oesterreich; seine poetischen Schöpfungen entsprachen der Grundlage, auf welcher alle höhere Bildung zu jener Zeit in Oesterreich beruhte. Dennoch wurde Wieland's Einfluß, in Folge der Ablenkung, welche die Geister von dem humanistisch-schöngeistigen Ideenkreis ihrer Jugend zu dem realen politischen Leben der Zeit erfuhren, ein überwiegend einseitiger. Es war nicht die auf »das Schöne«

hinzielende Richtung seiner Phantasie, die Nachahmung fand, sondern der ironisch-parodistische Geist, der in vielen seiner Erzählungen, in Vers und Prosa, namentlich aber in der vielgelesenen Geschichte der Abderiten wirkte. Durch diesen belebte er die in Wien durch ältere Ueberlieferungen des Theaters bereits vorhandene Neigung zur Parodie und Persiflage; die widerspruchsvollen Erscheinungen des öffentlichen Lebens gaben reichlich Anregung und so entstand jene cynische, von politischem Geiste beeinflußte Richtung der Poesie, die in dem Josefinischen Oesterreich die herrschende war und ihren hervorragendsten Vertreter in Alois Blumauer fand.

Alxinger und Blumauer, die gewöhnlich zusammen genannt werden, waren in ihren literarischen Anfängen nicht wesentlich von einander verschieden. Gleichen Vorbildern nachstrebend, war ihr poetisches Empfinden und Denken gleichmäßig von dem Kunst- und Lebensideal der Anakreontiker und Horazianer bestimmt. Erst zu Anfang der Josefinischen Epoche, unter dem Einfluß der im protestantischen Deutschland immer häufiger auftretenden Urtheile über »Oesterreichs Literatur und Aufklärung«, begann der Gegensatz, der von jeher in ihrem innersten Wesen lag, sich auch in ihrem literarischen Schaffen zu zeigen.

Blumauer wird von seinen Zeitgenossen fast übereinstimmend als ein stiller, verschlossener Mensch geschildert, dessen Umgang wenig Anziehendes hatte. Sein Cynismus soll so weit gegangen sein, daß er, seinem Aeußeren nach, in guter Gesellschaft lange Zeit »kaum präsentabel« war. Als er mit seinen ersten »humoristischen« Gedichten das große Publicum in Oesterreich und Deutschland für sich eingenommen hatte, wurde es sein vornehmster Zweck, seine Leser zum Lachen anzuregen, und selbst dann diente ihm dies zur Richtschnur, wenn er die wichtigsten Fragen der Zeit und des Lebens behandelte. Daß er mit diesem Bestreben einen bedenklichen Mangel an Geschmack verband, ist ebenso bekannt, wie die große Vernachlässigung der Form, die er sich in seinen Arbeiten er-

laubte. Der Beifall, den er trotzdem bei seinen Zeitgenossen fand, steigerte aber sein Selbstbewußtsein so sehr, daß er sich den ersten Rang unter den österreichischen Dichtern zuschrieb.

Alxinger dagegen verrieth in seiner äußeren Erscheinung und in seinen Lebensformen den Mann von Welt. Er war von freimüthigem Wesen, leidenschaftlich und leicht erregbar, aber auch schnell wieder begütigt, zum Frohsinn, zu heiterem, geselligen Genuß des Lebens geneigt. Den größten Ernst und die größte Gewissenhaftigkeit bethätigte er dagegen in der Ausübung seines literarischen Berufes und dies darf ihm umso höher angerechnet werden, als es dem wohlhabenden, unabhängigen und großmüthigen Manne an überaus nachsichtigen Freunden und schmeichelhaftem Urtheil nicht gefehlt haben wird. Auch ihm wird ein stark ausgeprägtes Selbstgefühl nachgesagt, doch entstammte es weniger der Ueberschätzung des eigenen Könnens, als dem sicheren Bewußtsein auf dem rechten, für das literarische Ansehen seiner Heimat allein angemessenen Wege zu wandeln. Den größten Werth legte er, wie auf Adel der Gesinnung, auf formale Vollendung seiner poetischen Dichtung, insbesondere auf tadellose Reinheit der Sprache. Verstöße gegen diese pflegte er in öffentlichen Kritiken, in freundschaftlichen Urtheilen über literarische Leistungen beharrlich zu verfolgen. »Was wäre«, schrieb er bei einer solchen Gelegenheit an Reinhold, »aus unserer Muttersprache, die ich, hol mich der Teufel, nicht um zwei lebende Sprachen vertauschen wollte, geworden, wenn unsere Väter so sorglos gewesen wären!« Er ging so weit, daß er ein angelegentliches Gespräch unterbrechen konnte, um auf einen falschen Ausdruck aufmerksam zu machen. Dieselbe Strenge wandte er auf sich selbst an, und zwar nicht aus philologischer Pedanterie, sondern in dem Bewußtsein, damit in seiner Heimat, wo der Dialect bis in die allerhöchsten Kreise der Gesellschaft vorherrschte, eine der wesentlichsten Pflichten als Schriftsteller zu erfüllen. Sie ward ihm nicht leicht. In der Vor-

rede zu seinem Doolin klagt er, daß wenige seiner Landsleute sich eine Vorstellung machten, wie schwer es in ihrer Heimat sei, den Ruhm eines reinen Schriftstellers zu erwerben und ähnlich, wie das auch Wieland als gebürtiger Schwabe gethan hat, bekennt er, daß er mit eiserner Geduld fast jedes Wort in einem Wörterbuche nachschlage, ehe er es niederzuschreiben wage. All dies hatte aber noch einen tieferen persönlichen Grund, der zugleich das Maß seiner Selbstkritik bezeichnet: er wußte, daß sein Talent an das der hervorragenden Deutschen Dichter nicht hinanreiche und er daher sein Augenmerk umsomehr auf jene literarischen Vorzüge zu richten habe, die dem Fleiße erreichbar sind.

Bei solchen Anschauungen mußte Alxinger die Richtung Blumauer's — von dem er hiewieder wußte, daß er kein Gönner seiner Muße war — für falsch und schädlich ansehen. »Was seine Schriften anbelangt«, schrieb er 1787 an Nicolai, »so weiß ich außer seinem Glaubensbekenntnis, das vortrefflich ist, nur wenige Gedichte die ich schätze. Unter diese wenigen gehört die Aeneide nicht. Wenn man die Recensionen liest, so meint man, weiß Gott welch ein wichtiges Werk er damit der gelehrten Welt geschenkt und dennoch sind zwei Drittel seines Witzes unecht, ja sogar falsch und fad.« Und bei einer anderen Gelegenheit: »Ich frage jeden Kunstverständigen, ob man bei ihm nicht einen guten Gedanken mit 10000 Albernheiten erkaufen muß? Auch ist Sprache, Versification und Reim so vernachlässigt, das Ganze so viel mit französischen Worten durchspickt, daß ich eher einen Rosenkranz beten, als einen Gesang daraus lesen will.«

Aehnlich hat sich später Goethe über Blumauer geäußert. Wie selten aber damals ein derartiges Urtheil war, geht aus einem Briefe Leons an Reinhold hervor (1787), wo er nach einer absprechenden Bemerkung über Blumauer und seine Lobredner nicht verhehlt, daß er jene auf die Gefahr hin niederschreibe, sich bei Reinhold und selbst bei Wieland »eines literarischen Ketzerthums schuldig zu machen«.

Alxinger's Doolin von Mainz erschien im Jahre 1787. In der Vorrede sagt der Verfasser: »Der Beifall, den meine poetischen Schriften gefunden haben, macht mich — nicht stolz; ich weiß sehr gut, wie viel ihnen zur Vollkommenheit fehlt — aber geneigt zu versuchen, ob meine poetischen Schwingen auch einen längeren Flug aushalten würden. Ich durchblätterte manche Bücher, um Stoff zu einem größeren Gedichte zu finden, endlich traf ich auf die Rittergeschichte Doolin von Mainz, die im vierten Theile der Bibliothek der Romane steht.«

Als Alxinger die Bearbeitung dieses Stoffes begann, befand er sich in bewußtem Gegensatze zu jener satyrisch-parodistischen Richtung, die in der Literatur seiner Heimat herrschend geworden war. Ohne Zweifel wollte er der Poesie, der Carricatur und der Persiflage in einem Gedichte großen Styls des Pathos edler Empfindungen und Thaten entgegenstellen. In solchem Bestreben vermied er es auch, dem Beispiel Wieland's unbedingt zu folgen. Unverkennbar ist die Absicht, seiner Dichtung einen weniger märchenhaften als historischen Charakter zu geben. Von strengem Ernst und hohem Schwung im Vortrage, beschränkt er sich auf die Darstellung ritterlicher Tugenden, erhabener Gesinnungen und sittlicher Bethätigung des Lebens und hat es überall vermieden, die moralische Grundlage seiner Begebenheiten und Charaktere nach dem von Wieland im Idris und selbst im Oberon reichlich und anmuthig gegebenen Beispiel zu untergraben. Dieselbe Strenge übt er auch an der Form, indem er sich die Freiheiten Wieland's in der Behandlung der italienischen Octave nicht gestattet, sondern ihre gleichförmige Gliederung beibehalten hat. Endlich verzichtet er zu seinem Nachtheil auch auf all die Mittel, durch welche Wieland die abenteuerlichen Situationen, den ritterlichen Apparat in seinen Dichtungen des an sich Abgeschmackten zu entkleiden und seiner Zeit näher zu bringen wußte. Alxinger mochte darin durch den zunehmenden Erfolg der Ritterromane bestärkt

worden sein, die allerdings in ihrem Bestreben nach historischer Glaubwürdigkeit in der Schilderung des Ritterthums das anspruchslosere Publicum der Zeit entzückten. Ohne irgendwelche Ansätze zur Ironie behandelt Alxinger die ritterlichen Sitten, Abenteuer und Kämpfe vollständig ernst. Geschieht dies auch zuweilen mit einer naiven Innigkeit, die leise an die spätere Romantik unserer Literatur gemahnt, so reichte doch seine Kraft nicht hin, diese Formen einer abgestorbenen Cultur durch spannende Handlung, durch bedeutende Begebenheiten und Conflicte, durch glaubwürdige Charaktere zu beleben. Es fehlt seiner Dichtung keineswegs an Pracht und Anschaulichkeit der Schilderungen, an poetischer Kraft im Vortrag von Empfindungen und Gedanken, wohl aber an lebendiger Entwicklung der inneren Motive menschlicher Handlungen, an der Kunst des Erzählens.

»Der Gang des Gedichtes«, hieß es in Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek u. a., »ist fast ganz von Episoden, die Abwechslung und Unterhaltung hervorbringen könnten, entblößt. Eine wesentliche Ursache verminderten Interesses liegt auch darin, daß der Dichter uns in seinem Helden immer nur den Helden und fast nirgends den Menschen sehen läßt, der auch andere Empfindungen und Leidenschaften als das Verlangen nach Streit, Kampf und Ruhm kennt. Doolin und die meisten anderen Ritter unterscheiden sich durch wenig mehr als durch ihre Namen von einander. Aber nicht allein in den Charakteren, auch in den Situationen herrscht eine gewisse Einförmigkeit; man bekommt fast nichts zu sehen, als lauter Schlachten und Zweikämpfe.«

Alxinger anerkannte die Berechtigung dieses Urtheils, das zu den maßvolleren gehörte, die sein Gedicht fand und suchte, die erwähnten Mängel in seinem 1791 erschienenen Bliomberis zu vermeiden. Den Stoff dazu entnahm er einer Novelle Florians, und es ist in jedem Gesange des Bliomberis wahrzunehmen, mit welcher Gewissenhaftigkeit sich Alxinger bestrebte den Anforderungen gerecht zu werden, welche die

Kritik an Doolin gestellt hatte. Thatsächlich ist dieses Gedicht, was die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der Handlung, die Zeichnung und den Gegensatz der Charaktere, die Behandlung des ritterlichen Wesens anbelangt, ein wesentlicher Fortschritt gegen Doolin. Ja, was die ritterlichen Kämpfe und Abenteuer betrifft, so scheinen sie häufig mit absichtlicher Uebertreibung geschildert, um sie jenen Welten zu nähern

»Worin die Phantasie als Königin befiehlt,
Und alle Dinge nur soviel wir wollen gelten«

häufig aber auch ebenso absichtlich vernachlässigt zu sein. Oft sinkt hier die Darstellung beträchtlich, um sich freilich zu desto bedeutenderer Höhe zu erheben, wo es sich um Gesinnungen und Gedanken, um den Ausdruck und die Bethätigung von Ideen handelt. Der Dichter verfolgt deutlich ein Ziel, das über die bloße Schilderung von Kämpfen und Schlachten hinausgeht und in der Widergabe rein menschlicher Erlebnisse besteht. Allein die wesentlichen Mängel Doolin's völlig zu vermeiden, glückte ihm auch in diesem Werke nicht.

Als das Gedicht erschienen war, schrieb ihm Reinhold: Bliomberis sollte weniger physische und mehr moralische Abenteuer haben. »Unter moralischem Abenteuer«, versetzte Alxinger hierauf, »verstehst du wohl ein solches, welches man mit der Seele besteht. Nun hat er auch solche«, fährt er fort und weist auf verschiedene Episoden im 6., 8, 9., 10., 11. Gesange hin. Doch bezeugt er damit nur, wie wenig er den Sinn jener Bemerkung erfaßte. In jenen Episoden werden verschiedene Ideen, deren Zusammenhang mit der österreichischen Aufklärung nicht zu verkennen ist, rhetorisch durch den Helden des Gedichtes vertreten, aber so wenig wie im Doolin individuelle, in den innersten Motiven der Charaktere begründete Erlebnisse geschildert. Gewiß lag dies zunächst an Alxinger's Person. Er vermochte auf seine Gestalten nicht mehr als seinen eigenen Lebensinhalt zu übertragen, und es war vielleicht eine edle Verwegenheit

von einem österreichischen Dichter jener Zeit, sich an Werke zu wagen, die eine weit größere Beweglichkeit des Geistes und eine weit größere Fülle innerer Erfahrung bedurften, als sie ihm — von poetischer Gestaltungskraft zu schweigen — in Folge seines Bildungsganges und seiner persönlichen Entwicklung zu Gebote standen. Aber selbst bei viel größerer epischer Begabung als sie Alxinger besaß, war damals ein ganzer Erfolg in der poetischen Behandlung rein menschlicher Interessen und innerer Conflicte in Oesterreich nicht zu erwarten, wo die Kritik menschlicher Zustände und daher die Entwicklung der Persönlichkeit kaum begonnen hatte, wo die Bevölkerung seit Jahrhunderten dem Glauben knechtisch unterworfen war und es dem Einzelnen darum an bedeutenden inneren Schicksalen und Erlebnissen fehlen mußte.

So geschah es, daß Alxinger, in dem Versuche den größten Werken der Dichtkunst nachzueifern, hinter den Dichtern des protestantischen Deutschland weit zurückblieb.

Trotzdem hatte er vor Allem und mit Recht das unerschütterliche Bewußtsein, daß seiner Absicht, unter allen österreichischen Dichtern seiner Zeit das Größte gewollt, es mit Anspannung aller seiner Kräfte und mit edelster Begeisterung angestrebt zu haben, unter allen Umständen Anerkennung gebühre. Doch die deutsche Kritik legte hierauf wenig Werth und spielte ihm zum Theile übel mit. Im Anfang wehrte sich Alxinger mit Entschiedenheit gegen ihre Angriffe. Eine in der Bibliothek der schönen Wissenschaften erschienene, sachlich schonungslose und im Ton überaus geringschätzige Besprechung seines Doolin, suchte er mit umso größerer Entrüstung zu widerlegen, als er meinte, sie rühre von einem Manne her, der ihn brieflich wiederholt seiner Freundschaft und Bewunderung versichert hatte. Als sich aber die Sache nach dem Erscheinen des Bliomberis wiederholte, die hämischen Urtheile sich mehrten und die Freunde selbst — darunter Wieland, der eine ausführliche Besprechung des Werkes, die er nach einer

kurzen lobenden Anzeige zugesagt hatte, nicht erscheinen ließ — mit ihrem Beifall zurückhielten, verstummte er.

»Dieses Gedicht«, schrieb Alxinger ein Jahr nach dem Erscheinen der Bliomberis, am 6. Mai 1792, an Reinhold, »welches, was es immer sein mag, doch das Beste ist, was ich geliefert habe oder zu liefern im Stande bin, ist überall grob mißhandelt worden. Man kann nichts Bittereres lesen, als die Recension davon in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und in den Göttinger Anzeigen. Anstatt mein Aergerniß darüber laut werden zu lassen und die Recensenten zu widerlegen, was ich größtentheils mit Grund hätte thun können, stellte ich eine genaue Gewissenserforschung an. Meine Feinde hätten also das Ihrige gethan, und zwar weit mehr als meine Freunde, was mir lieb ist; denn die Feinde sind noch bessere Richter, und wenngleich unsere Eigenliebe darunter leidet, so gewinnt doch unser Werk.«

Aber es schmerzte ihn doch tief, daß er, der in der Freundschaft grenzenlos aufopferungsfähig war, einen Freund nicht fand, der seine Sache geführt hätte. Es war nicht der Tadel, der ihn verletzte, denn diesen ertrug er allzeit willig wenn er der Sache galt, sondern der geringschätzige, höhnische Ton, den man sich ihm gegenüber erlaubte und selbst gegen diesen öffentlich Einspruch zu erheben, entschloß sich keiner von Alxinger's Freunden. Daß er aber endlich gerade in Deutschland, an dessen Anerkennung ihm am meisten lag, zu dessen Bewunderern er gehörte, ebenso einseitig getadelt und verhöhnt, als Blumauer, trotz seiner Geringschätzung des protestantischen Deutschland, gelobt wurde, das erschütterte sein Vertrauen sowohl in die Urtheilsfähigkeit und Bedeutung als auch in die Ehrlichkeit jener Kritik und lähmte seine Schaffensfreude.

Als ein nicht unwesentlicher Bestandtheil der literarischen Thätigkeit Alxinger's müssen seine zahlreichen Uebersetzungen und Nachbildungen poetischer Werke der alten und lebenden Sprachen angesehen werden, durch deren Uebertragung da-

mals in Deutschland so viel für die allgemeine Bildung geschah. In Oesterreich wirkte er auf diesem Gebiete fast ohne Nebenbuhler, wenigstens in Bezug auf Umfang und Mannigfaltigkeit der von ihm übersetzten Werke. Alxinger hat die ihm bereits in der Schule eingeflößte Liebe zur classischen Literatur unablässig gepflegt. Seine Belesenheit in der letzteren war außerordentlich groß. Es wird erzählt, daß man ihm nur einen Vers oder den Anfang einer Periode aus irgend einem classischen Autor zu nennen brauchte, worauf er im Stande war, nicht nur diesen, sondern auch das Werk und die Seite, auf welcher die Stelle in seiner Handausgabe stand, zu bezeichnen. Er hatte sich in lateinischen Gedichten versucht, bevor er noch einen deutschen Vers geschrieben; seine Gedichte weisen neben einer Uebersetzung aus dem vierten Gesang von Klopstocks Messias eine Anzahl eigener Dichtungen in lateinischer Sprache auf. Mehr als einen Band seiner gesammelten Schriften füllen aber seine Uebersetzungen ins Deutsche; sie zeigen eine große Beherrschung der Sprache und eine Gewandtheit des Ausdrucks, die in einzelnen Stücken, z. B. in der Nachbildung der »Küsse« von Joannes Secundus, meisterhaft genannt werden darf.

Unter Alxinger's Uebersetzungen aus den lebenden Sprachen ist die umfangreichste und bedeutendste die versificirte Uebersetzung des Numa von Florian, zu dessen Bewunderern Alxinger gehörte. Als er das Buch im December 1791 Nicolai zusandte, bezeichnete er es als sein »neuestes und letztes Product wenigstens im Fache der Poesie«, und dies ist es auch geblieben. Außer einigen kleinen Gelegenheitsgedichten hat er nichts poetisches mehr geschrieben.

Als Bliomberis erschien, stand Alxinger im 36. Lebensjahre. Er hatte an vielen Stellen dieses Gedichtes den Ideen, die er als Mensch und Bürger vertrat, Ausdruck gegeben, nicht so leidenschaftlich wie in seinen Gedichten, aber aus gereifter Ueberzeugung. Der Sieg dieser Ideen mochte ihm trotz der Hast und Ungleichmäßigkeit, mit welcher sich die

öffentlichen Verhältnisse seiner Heimat entwickelten, nicht zweifelhaft gewesen sein und dies ihm die ruhige Ausarbeitung seiner großen Gedichte wesentlich erleichtert haben. Schwerlich hatte er zur Zeit der Abfassung des Bliomberis eine Ahnung davon, daß die Tage solcher Zuversicht für ihn und seine Landsleute gezählt waren. Im Gegentheil. Alxinger gehörte nicht zu den Bewunderern des thatenfrohen Kaisers und hat sich mit dessen geringer Achtung vor Literatur und Schriftsteller niemals abfinden können. Er gehörte eben einer Zeit an, die das Heil der nationalen Literatur von der Theilnahme und Förderung der Fürsten erwartete. »Wir würden anders dastehen«, sagte er darum, »wenn der mächtigste, reichste Theil der Nation deutsch gefühlt, deutsch gedacht, sich deutsch betragen hätte. Man klage daher nicht, wenn deutsche Schriftsteller die deutschen Großen nicht lieben.« Leopold dem II. war dagegen der Ruf feiner Bildung und einer ausgesprochenen Vorliebe für die Wissenschaften und Künste vorausgegangen.

»Man verspricht sich«, schrieb daher Alxinger im September 1790 an Nicolai, »viel von dem König. Man erwartet, daß er ebensoviel für die Wissenschaften thun werde, als vorher dagegen geschehen ist.«

Kaum ein Jahr später erhielt aber der Dichter für seine Person nicht eben eine Bestätigung dieser Hoffnungen. Im Jahre 1791 verließ Mastalier die Lehrkanzel für Aesthetik, die er durch eine lange Reihe von Jahren an der Universität inne gehabt. Alxinger kam um die Professur ein, sah aber bald, daß er wenig Aussicht habe, ernannt zu werden. Er hatte eine Reihe wohl angeschriebener Candidaten, wie Liebel, Meyer und den Exjesuiten Hofstätter, dem er später als literarischer Gegner gegenüberstehen sollte, zu Nebenbuhlern. »Auch dadurch«, schrieb er an Nicolai, »daß ich öffentlich behauptete, man solle unsere Universität nach den protestantischen modelliren und die Professoren anhalten, sich in ihrem Fache durch gute Schriften Ehre zu machen, habe

ich es gewiß mit vielen Leuten verdorben.« Es mochte Alxinger's Absicht gewesen sein, jene ästhetischen Anschauungen, die er als Dichter nicht zum Siege zu führen gewußt hatte, als Lehrer in seiner Heimat zu verbreiten. Er erhielt jedoch die erledigte Lehrkanzel nicht; sie wurde Ignaz Liebel zugesprochen, der von rechtswegen nicht dazu berufen war, Alxinger den Rang streitig zu machen. Diese neuerliche Enttäuschung, die er bitter empfand, veranlaßte ihn, sich fortan von den literarischen Kreisen der Residenz zurückzuziehen.

Wie weit er sich aber in seinen Erwartungen über die Zeiten getäuscht hatte, die nach Kaiser Josefs Tod für Oesterreich kommen sollten, erwies sich nun in rascher Folge. Aller Orten erhoben sich die durch den verstorbenen Kaiser gebannten Geister, um, begünstigt durch die politischen Ereignisse in Frankreich, den zum Argwohn geneigten Monarchen für sich zu gewinnen. Zu ihnen gesellten sich bald jene Literaten, die ihr Heil im Dienste der jeweiligen Machthaber suchten. Der Typus derselben war Leopold Alois Hoffmann. Der Politik seiner Gönner gemäß begann er alsbald seine Thätigkeit in der von ihm begründeten Wiener Zeitschrift in großem Maßstabe aufzunehmen. Hier machte er seine berüchtigten Anspielungen auf die bedrohlichen Folgen der Josefinischen Regierung, entwarf er jene Bilder von den geistigen und politischen Zuständen in Oesterreich und Deutschland, unternahm er jene kritischen Feldzüge gegen die hervorragendsten literarischen Vertreter der Aufklärung, welche das Reich in voller Vorbereitung zu einer großen Revolution nach dem Beispiele Frankreichs zeigen sollten. Hauptsächlich richtete er seine dreisten Verdächtigungen gegen die Freimaurer und die übrigen geheimen Verbindungen, die allerdings theils durch ihre geheimnisvollen, an sich unschuldigen Formen, theils aber durch ihre Ziele eine willkommene Blöße boten.

Wohl gab es bei Hof noch eine kleine Partei, die diesem Streben zeitweilig mit einigem Erfolg entgegenarbeitete, so daß unter Kaiser Leopold das System der Verdächtigungen,

durch welches das Volk der Vormundschaft der Geistlichkeit und des Adels neuerdings unterworfen werden sollte, noch nicht zu vollem Siege gelangte, obgleich es zu einer Reihe reactionärer Maßregeln führte und vor Allem verderblich auf den Charakter der Bevölkerung einwirkte. Insbesondere die Thätigkeit der wiedereingesetzten geheimen Polizei wurde in immer größerem Maße fühlbar und erweckte Beunruhigung und Mißtrauen, was zu massenhaftem Abfall von der Sache der Aufklärung, selbst in Kreisen der gebildeten Stände, führte. Das kaum errungene Maß von Freiheit des Glaubens, Denkens und des Wortes, die unerläßliche Grundlage jeder gedeihlichen geistigen Entwicklung war im ganzen Reiche bedroht und so schwach noch das Gefühl persönlicher Freiheit und Sicherheit in Oesterreich entwickelt und begründet, daß Hofmann die öffentliche Meinung ausschließlich beherrschen konnte und Niemand den Muth fand, ihm mit Entschiedenheit die Stirn zu bieten.

Dies bestimmte Alxinger aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten und den Kampf aufzunehmen, während man doch kaum mehr auf ihn rechnete. Man wußte, daß er sich allmälig der Gesellschaft des Adels zugewendet hatte und sprach in einer Weise davon, die seinen Charakter verdächtigte. Welche Kreise des Adels dies aber waren, kann bei Alxinger's Geistesrichtung nicht zweifelhaft sein und geht überdies aus seinen zahlreichen Episteln und Widmungsgedichten hervor. Es waren jene, auf die in den ruhelosen Zeitläuften der Josefinischen und der ihr folgenden Epoche die Pflege edlerer, geistiger Genüsse fast ausschließlich beschränkt blieb.

Alxinger's großes Verdienst ist es, daß er den Kampf gegen Hoffmann (zu dem sich, unabhängig von ihm, auch F. X. Huber anschickte, wenn auch nicht ohne sich vorher der Zustimmung an maßgebender Stelle zu versichern) auf eigene Verantwortung und durchaus im Dienste derselben Sache aufnahm, die er in seinen poetischen Schriften mit ernster

Begeisterung vertreten hatte. Mit Recht schrieb daher Leon an Reinhold, »ich wünschte, daß man ihm vor ganz Deutschland hierüber ein patriotisches Belobungsdecret ausfertigte«. In seinem Anti-Hoffmann unterzog Alxinger den Geist der Wiener Zeitschrift und die Gesinnungen und Fähigkeiten des Herausgebers, sowie seiner Mitarbeiter einer ebenso scharfen als unerschrockenen Kritik. Ist die Schrift ein Zeugnis für das, was man unter Kaiser Leopold II. in Oesterreich in Bezug auf politische Anschauung und religiöse Ueberzeugung immer noch öffentlich sagen durfte, so ist sie andererseits ein Beweis für Alxinger's hervorragende dialectische Begabung. Das Buch erinnert an den Geist seiner Lehr- und Strafgedichte, nur daß hier das hohe Pathos und der poetische Schwung der größten Besonnenheit einer logischen Taktik und stilistischen Gewandtheit gewichen sind, die das wohlbeobachtete Vorbild Lessings nicht verkennen lassen.

Der Erfolg war in Wien ein außerordentlicher. Um 6 Uhr wurde die Schrift ausgegeben und »der Lärm nahm mit jeder Viertelstunde zu; man raufte sich beinahe um ein Exemplar«, wie Alxinger berichtet. Ein zufälliges Ereignis (Huber erschien am Abend vorher beim Kaiser, um diesem seine Schrift gegen Hoffmann vorzulegen und wurde, in Folge einer geschickten Maßregel Hoffmann's, mit den Worten abgewiesen: »Der Kaiser empfange keine Pasquillanten«) steigerte die Neugierde und Theilnahme des Publicums, und wenn auch auf die bald darauf erfolgte Entfernung Hoffmann's verschiedene Umstände Einfluß nahmen, wurde das Verdienst doch fast ausschließlich Alxinger zugeschrieben.

Obgleich nun der Gegner, auf den der Streich gezielt war, zu Boden gestreckt lag, die Sache, der er gedient hatte, bestand dennoch und fand neue Streiter, die ihr zum Siege verhalfen. Nach dem Tode des Kaisers Leopold schritt die Reaction von Erfolg zu Erfolg.

»Sie wissen«, schrieb Alxinger 1793 an Nicolai, »daß ich über Jesuitismus manchmal freundschaftlich mit ihnen

zankte. Wo ich keine Beweise sehe, glaube ich nicht. Nun bin ich weniger ungläubig und liefere das corpus delicti in der neuen Zeitschrift, Magazin für Kunst und Literatur. Der Herausgeber ist der Exjesuit Hofstätter. Die Mitarbeiter fast lauter Jesuiten und leider auch Haschka. Ihre Unverschämtheit geht so weit, daß sie selbst die Inquisition einigermaßen vertheidigen. Kurz Hofstätter erscheint als ein Hoffmann elevatus ad secundam potentiam. Das Uebelste daran ist, daß, wie ich aus Gründen fürchte, ein großer Staatsmann sie (die Zeitschrift) liebt und fördert. Diese Protectionen würden mich nicht abgehalten haben, gegen die Herren aufzutreten. Aber ich sehe wohl, daß sie es wünschen, indem sie von einem solchen Gefecht sich mehr Publicität versprechen und deshalb unterließ ich es.«

Dennoch legte Alxinger nach dem Anti-Hoffmann die Feder nicht zur Seite, denn der Erfolg der Schrift hatte seinen Namen in Wien neuerdings populär gemacht und das Bewußtsein seiner literarischen Aufgabe in ihm abermals erweckt. War auch von einem noch so muthigen Kampf gegen die Reaction auf politischem Gebiete nichts mehr zu hoffen, so glaubte er doch der Sache der Poesie und Kunst umso erfolgreicher dienen zu können, als er der Ueberzeugung war, daß sie mit den politischen Tageskämpfen nichts zu thun haben sollten.

Bereits im letzten Stücke des Anti-Hoffmann hatte er das Erscheinen einer Zeitschrift »Der Bemerker« angekündigt. Nun begann er im Januar 1793 mit der Herausgabe seiner »Oesterreichischen Monatsschrift«. Ohne Zweifel hatte er die Absicht, seine Zeitschrift über den politischen Parteien zu führen und der Sache der Kunst und Literatur durch möglichst geringe Beachtung politischer und religiöser Fragen der Zeit, wo solche aber nicht zu vermeiden war, durch streng akademische Behandlung derselben zu dienen. Insbesondere räumte er deshalb in seiner Zeitschrift der Theaterkritik eine hervorragende Stelle ein. Es war die Zeit gekommen, in der die

Bevölkerung, von allem Antheil an dem öffentlichen Leben des Staates immer mehr ausgeschlossen, durch solchen Antheil in ihrer persönlichen Sicherheit gefährdet, in ihrer Lectüre durch die Censur beschränkt, sich mit jenem Interesse der Schaubühne zuzuwenden anfing, das sich einige Jahrzehnte später zu beispielloser Stärke entwickelte.

Allein noch war es zu früh, ein Journal auf diese letzte Zuflucht der Geister zu stützen. Alxinger unterschätzte in seiner eigenen Begeisterung für die Interessen der Kunst die Leidenschaftlichkeit, mit welcher man die Wendung der öffentlichen Angelegenheiten noch immer verfolgte. Die Zahl derjenigen, die in dieser Zeit an einem Journal Gefallen fanden, das nicht Partei nahm, war zu gering. Namentlich die nachstrebenden jüngeren Geister wünschten wenigstens nicht ohne Kampf vom Felde gedrängt zu werden. Alxinger suchte darum dem geringen Abgang seiner Zeitschrift, die er aus eigenen Mitteln erhielt, bald durch eine Erweiterung des Programmes abzuhelfen und verband sich deshalb mit Joh. v. Ehrenberg, Jos. v. Schwandner, Gottlieb Leon und dem jungen Josef Schreyvogel in der Weise, daß jeder der Herausgeber je ein Stück der Zeitschrift mit seinem Namen deckte und unter eigener Verantwortung besorgte. Damit war aber das Schicksal der Zeuschrift besiegelt. Was Alxinger von Anfang an vermeiden wollte, traf nun ein. Schreyvogel war es, der in den von ihm herausgegebenen Stücken die bedrohte Sache der Aufklärung zu behaupten suchte. Anfänglich durch feingezogene historische Parallelen die Umtriebe der reactionären Parteien kennzeichnend, sah er sich bald von Hofstätter im Magazin für Kunst und Literatur herausgefordert und meinte nun, seinen Gegner unmittelbar angreifen zu sollen. Er that es ohne Erfolg. Die Regierung glaubte, durch solche öffentliche Polemik nichts gewinnen zu können und unterdrückte beide Zeitschriften zur selben Zeit, als die reactionäre Partei durch die Inscenirung des denkwürdigen Jacobinerprocesses in Wien die unbeschränkte Macht über den Staat an sich riß. Schrey-

vogel verließ das Land, Alxinger aber, der um Vieles älter, sich nur mehr auf rein künstlerische Ziele beschränkte, nahm unter dem Freiherrn von Braun, der das Nationaltheater gepachtet hatte, die Stelle eines Theatersecretärs an.

Er that es unter der Bedingung, daß er in seiner Stellung vom kaiserlichen Hofe bestätigt werde und in der Hoffnung, daß er auf das Theater in seinem Sinne werde Einfluß nehmen können. Die bedungene Bestätigung erhielt er jedoch erst zwei Jahre später, kurz vor seinem Tode, und in seinen literarischen Hoffnungen erlebte er abermals eine Enttäuschung; seine Stimme blieb in Angelegenheiten des Theaters ohne Einfluß.

Nun verlebte er den Rest seines Lebens freudlos. »Ich sehne mich«, schrieb er bereits 1795 an Nicolai, »nach Ruhe. Ich habe durch zu große Freimüthigkeit manches Glück verscherzt und bin müde, mich ferner aufzuopfern. Jeder in Wien weiß, daß ich beim Anti-Hoffmann alle Aussichten, vielleicht noch mehr aufs Spiel gesetzt habe. Ich fühle noch die Folgen davon, und zum Lohne dafür hat man den Anti-Hoffmann nirgends angezeigt und erst nach zwei Jahren in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek auf das bitterste heruntergemacht.« (Es geschah, weil sich Alxinger an einer Stelle seiner Schrift auf seine poetischen Leistungen berufen hatte.) »Doch bin ich dieses Betragen der Protestanten gegen Katholiken und insbesondere gegen Wiener längst gewöhnt. Sie haben ja auch schon bewiesen, daß ich ein höchst mittelmäßiger Poet bin und besser gethan hätte, meinen Doolin und Bliomberis nicht zu schreiben. Nichtsdestoweniger will ich diese Gedichte, so gut ich kann, verbessern.«

Hierauf beschränkte sich Alxinger's Thätigkeit auch fortan, aber wie es scheint, bei zunehmender Verdüsterung des Gemüthes, in der ihn eine der Goethe-Schiller'schen Xenien, die auf ihn gedeutet werden durfte, vollends schmerzlich getroffen haben muß.

Zu Ende des Jahres 1796 äußerte er sich über den Zustand der Aufklärung in Wien: »Ihr Thermometer ist dem Gefrierpunkt nahe. Bücherverbote und Pfaffenthum sind unsere einzigen Dämme, die wir einer befürchteten, wiewohl ohne Grund befürchteten Revolution entgegenstellen. Ich habe mir nach diesen inneren Kämpfen endlich vorgenommen, nicht mehr Oesterreicher, sondern blos Deutscher zu sein. Wie soll auch ein Gelehrter bei dieser förmlichen Fehde gegen die Wissenschaften noch an seinem Lande hängen. Es hält ihn ja für einen Feind, für einen Jacobiner! — Die alles verderbende Censur beherrscht mit bleiernem Scepter auch unser Theater. Es ist nichts mehr daran zu retten oder gut zu machen.«

Nicht wenig haben zu dieser gänzlichen Verstimmung des einst so frohgemuthen Mannes auch persönliche Verhältnisse beigetragen. Er war mit einer Freiin von Wetzlar, der Tochter des unter Maria Theresia vom Judenthum zum Katholicismus übergetretenen, und bald darauf in den Adelsstand und in die niederösterreichische Landmannschaft erhobenen Karl Abraham Wetzlar, vermählt. Die Ehe war nicht glücklich und die Gatten trennten sich bald. Um aber der Frau das Erbrecht nach ihrem Vater zu sichern, war Alxinger im Jahre 1794 genöthigt, um den Reichsritterstand einzuschreiten. Sein hierauf bezügliches Gesuch zeigt unverkennbar, daß die günstige Erledigung desselben nicht ihm auf dem Herzen lag — und vielleicht eben deshalb in aller Form erfolgte. Dennoch dürfte dieser Schritt die wesentlichste Veranlassung zu mancher schimpflichen Nachrede gewesen sein, die Alxinger nach seinem Tode in Bezug auf die Lauterkeit seines Charakters und seiner politischen Gesinnung erfuhr.

Ein Zeitgenosse berichtet: »Alxinger wohnte im Neustätter Hof in der Preßgasse. Er hatte dort seit Jahren eine Wohnung inne, bestehend aus zwei nicht eben sehr großen Zimmern und einer Küche, wo er mit einem alten Diener hauste. Das Meublement war alt und unfreundlich. Im ersten Zimmer sah man einen eichenen Schreibkasten, dann zwei monströse

Schränke, welche die Garderobe einschlossen. Sessel und Ruhebett waren mit blau und weißem Gradel überzogen. An den Wänden hingen einige unscheinbare Kupferstiche. Im Schlafzimmer stand das Bett; ein Spiegel mit vergoldetem Rahmen schmückte die eine Wand . . . und in zwei Verschlägen waren verschiedene Gläser und Schmelztiegel aufgestellt.«

Hier starb der Dichter nach kurzer Krankheit im Alter von kaum dreiundvierzig Jahren, während der Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe seines Bliomberis. Seine Grabstätte ist unbekannt. Sein Schädel wurde in der Gall'schen Sammlung in Paris gesehen. Sein Porträt, das männlich schöne, offene Züge zeigt, findet sich im 86. Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und in der zweiten Ausgabe seines Doolin von Mainz aus dem Jahre 1797. Sowohl im Geymüller'schen Garten zu Pötzleinsdorf, als auch im Parke von Schönau bei Baden wurde ihm bald nach seinem Tode ein Denkmal errichtet; die Inschrift des letzteren rührt von August von Kotzebue, dem Nachfolger Alxinger's im Secretariate des Nationaltheaters, her.

Ein Recensent sagte von Alxinger's epischen Gedichten, daß sie für Deutschland um zwanzig Jahre zu spät, für Oesterreich um zwanzig Jahre zu früh gekommen seien. Was das erstere anbelangt, so dürfte Wieland's Aeußerung über Doolin, »daß die Erschaffung eines solchen Gedichtes, aus einer edlen Gesinnung und Begeisterung für die Kunst, schon an und für sich ein Verdienst, daß ein solches Werk so selten auf dem deutschen Parnaß sei, daß es allgemeine Aufmerksamkeit verdiene«, den Thatsachen mehr entsprechen. Wirklich sind Alxinger's Epen zu ihrer Zeit, trotz mancher abfälligen Recensionen, viel gelesen worden. Bliomberis ist noch im Jahre 1802 in prächtiger Ausstattung, und eine Ausgabe der sämmtlichen Werke in 12 Bänden sogar im Jahre 1812 erschienen. Was aber die letztere Behauptung anbelangt, so war sie gewiß zutreffend. In den österreichischen Landen hatten

Alxinger's Schriften eine Mission zu erfüllen und erfüllten sie auch, trotz ihrer Mängel. Sie bethätigte sich in dem Bestreben nach einer reinen Sprache, in der Pflege edler Formen und des großen Styls in der Poesie, in dem muthigen Ausdruck erhabener Anschauungen und Gesinnungen. Alxinger lebte und wirkte in dem Sinne seiner eigenen Worte:

»Daß die Werkstatt großer Lieder
Nur in einer großen Seele sei.«

Verzeichnet ihn die deutsche Literaturgeschichte auch nur als einen Nachahmer Wieland's, so kommt ihm für Oesterreich und so mittelbar für die Literaturgeschichte der Nation eine unzweifelhaft höhere Bedeutung zu. Sie liegt allerdings weniger in dem poetischen Gehalt seiner Werke, als in der geistigen Richtung, die er vertreten hat. Er war es, der in den politisch bewegten Zeiten der Josefinischen Epoche die Würde der Poesie, in den Tagen der Reaction die Interessen der Kunst am ausdauernsten zu wahren suchte und unablässig für die Verbreitung jener Gesinnung und Geistesrichtung thätig war, welche es den Deutschen Oesterreichs späterhin ermöglicht hat, an der gemeinsamen nationalen Literatur nicht nur empfangend, sondern auch beitragend Theil zu nehmen.

Zwei Briefe von Zedlitz an Joseph von Hammer-Purgstall.

Mitgetheilt von

Anton Schlossar.

Vor wenigen Jahren, 1893, erschienen in der Universalbibliothek von Philipp Reclam jun. zu Leipzig die Gedichte des Freiherrn Joseph Christian von Zedlitz, herausgegeben von Dr. Adolf Kohut. Die Ausgabe, welche unmittelbar nach Ablauf des Verlagsrechtes Cotta's veranstaltet wurde, wies nach, daß dem österreichischen Dichter, dem Freunde und Zeitgenossen Grillparzer's, in literarischen Kreisen noch immer rege Aufmerksamkeit zugewendet wird und sein Andenken nicht vergessen ist. Wurzbach hat im 59. Bande seines »Biographischen Lexikons« (1890) mitgetheilt, was ihm über Zedlitz bekannt geworden, leider enthält aber der biographische Theil noch immerhin manche Lücke, welche auszufüllen Späteren vorbehalten bleibt, insbesondere aus der Zeit von 1811 an, da der 21jährige Offizier Baron Zedlitz seinen Abschied nahm, bis 1837, als er der Staatskanzlei zugetheilt wurde; aber auch über seine diplomatische und publicistische Thätigkeit und sein Leben von jenen Jahren bis in die Fünfzigerjahre ist noch viel zu wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Sein Name begegnet uns neben jenem Grillparzer's etwa von 1820 an öfter in dem schönen Wiener Taschenbuche »Aglaja«, jedoch erst von 1828 an, in welchem Jahre dieses Taschenbuch die »Todtenkränze« brachte, ist hiedurch dieser Name ein berühmter geworden, zumal nachdem die »Todtenkränze« auch in einer Sonderausgabe erschienen waren.

Zedlitz lebte zu jener Zeit auf seinem Gute tief in Ungarn, woran auch das Gedicht »Toast an Goethe's achtzigstem Geburtstage an der türkischen Grenze ausgebracht« erinnert, er verbrachte aber manche längere Periode in Wien und gehörte daselbst zu den Gästen des für das literarische Leben jener Tage in Oesterreich so bedeutend gewordenen Neuner'schen »silbernen Kaffeehauses« in der Plankengasse. Unter den Dichtern und Schriftstellern, welche in jenem Kaffeehause verkehrten, seien namentlich auch Grillparzer und Joseph von Hammer genannt, der nachmalige Freiherr von Hammer-Purgstall, an welchem die folgenden zwei Briefe gerichtet erscheinen. Sie zeigen uns, daß Zedlitz 1830 eine Reise über München nach Stuttgart unternommen, hauptsächlich um mit Cotta wegen des Verlages seiner Poesien zu unterhandeln. Die Ausgabe der »Gedichte« ist dann auch bald darauf in dem erwähnten berühmten Verlage erschienen.

Die mitgetheilten Schreiben an Hammer-Purgstall, mit dem Zedlitz freundschaftlich verkehrte und in Correspondenz stand, dürften für den Biographen des Dichters von Werth sein, da bisnun überhaupt wenig von dessen Briefen veröffentlicht worden ist. Nur das Stuttgarter »Morgenblatt« brachte 1864 und 1865 eine allerdings reiche Zahl solcher Briefe, welche an die geistvolle Schriftstellerin und wahre selbstlose Freundin des Dichters Emilie von Binzer (1801 bis 1891) von 1850 an gerichtet erscheinen. Frau von Binzer war es ja auch, welche den schwerkranken Dichter hingebungsvoll in seiner letzten Krankheit pflegte. Diese Schreiben enthalten zwar reiches Material zur Lebensgeschichte des Dichters in den betreffenden Jahren, sind aber leider vielfach gekürzt und wegen der Rücksichtnahme auf zahlreiche darin vorkommende Persönlichkeiten, welche zur Zeit der Veröffentlichung noch lebten, die Namen derselben ausgelassen oder nur durch einen Anfangsbuchstaben angedeutet. So manches jedoch über den Verkehr zwischen Zedlitz und Grillparzer ist in diesen Schreiben enthalten, letzterer war öfter als Gast bei dem

als besonderer Feinschmecker bekannten Zedlitz. Von Interesse dürfte auch die in einem der Schreiben vom 15. Jänner 1855 ausgesprochene Vermuthung sein, welche Zedlitz anläßlich der Aufführung des Fechters von Ravenna aufstellt: Grillparzer sei der Autor des bekanntlich anonym aufgeführten Schauspieles. Auch über die diplomatisch-publicistische Thätigkeit des Freiherrn, über seinen Verkehr bei Hofe, mit der Familie Metternich und zahlreichen hohen Würdenträgern, ferner über seinen Landaufenthalt in Aussee, seine Reisen und sein übriges Leben enthalten diese zahlreichen Briefstücke viele gleichsam in Tagebuchform gebotenen Angaben.

Aus der früheren Zeit aber sind mir keine brieflichen Mittheilungen von Zedlitz bekannt und die folgenden zwei ausführlichen Briefe an Hammer schon darum von hohem Interesse, weil sie die scharfe Beobachtung der Verhältnisse in München und Stuttgart bekunden und von dem ersten Zusammentreffen des Dichters mit König Ludwig I. von Baiern genauere Kunde geben. Zedlitz hatte in den Folgejahren noch öfter Gelegenheit, mit dem von ihm hochverehrten Regenten, den er auch in mehreren Gedichten begeistert apostrophirt hat, zusammenzutreffen. Auch manche falsche Ansicht über den Charakter des Freiherrn wird wohl durch die freimüthigen Aeußerungen in diesen Briefen ihre Berichtigung erfahren. Kurze Notizen über die vorkommenden Persönlichkeiten wurden am Schlusse beigefügt, soweit dies möglich erschien. Bezüglich der Lebensgeschichte des Dichters Zedlitz kann auf die erwähnte Biographie Wurzbach's, welche wenigstens das Bekanntgewordene zusammenfaßt, und auf die Einleitung zu der ebenfalls angeführten Ausgabe der Gedichte von Dr. Adolf Kohut hingewiesen werden.

Lieber Freund!

München, 14. Jänner 1830.

Du erhälst, meinem Versprechen gemäß, somit mein erstes Sendschreiben, von meiner großen Reise von Stolpe

nach Danzig; doch darfst du, so lieb und werth du mir auch bist, doch keinesweges die eitle Hoffnung nähren, als sey dieses Blatt deinen schönen Augen allein zu Liebe geschrieben, vielmehr trage ich dir hiermit auf, deiner Familie und der Baronin Pereira [1]), denen ich den besten Theil dieses Briefes feierlich dedicire, alles das mitzutheilen, was für sie darin von einigem Interesse seyn kann. Ich möchte Ihnen allen dadurch so gerne einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit für alles Liebe und Freundliche geben, das diese vortrefflichen Menschen mir so vielfach bethätigt haben. Ich begreife freilich nicht, wie ich so viele Güte verdiene, da sie aber mit Dir eben so gütig sind, was ich ebenso wenig begreife, so muss ich annehmen, dass ihr Wohlwollen sich, wie die Gaben des Himmels, über Würdige und Unwürdige verbreite, ich will daher nicht viel untersuchen, wie ich dazukomme, sondern nur froh seyn, meinen Antheil daran zu haben. — Ich fange in meinem Briefe, wie jeder sistematische Schriftsteller, beim A, nehmlich bei meiner Abreise an, doch will ich trachten den Gegenstand minder ausführlich zu behandeln als Görres [2]) seine geschichtlichen Collegien an der hiesigen Universität, der im ersten Semester bis zur Erschaffung der Welt, im zweiten bis zur Sündfluth gelangte, und seinen Zuhörern auf das bündigste bewies, dass die Thiere in der Arche keinesweges von Noah zusammengefangen worden, sondern auf dem bloßen Ruf seiner Stimme erschienen seyen, auch dass in der Arche weder Heu noch Stroh noch sonstiges Futter vorhanden gewesen, sondern die Bestien sammt und sonders, zahm und wild, in einer Art Winterschlaf gelegen seyen. Meine Beschreibung soll minder lang ausfallen, ob aber minder langweilig, — dafür kann ich eben nicht gutstehen. Wo sich das Publicum ennuirt, mag es überschlagen, oder auch wie die Bewohner der Arche seine Siesta halten. — Es hat mich wahrhaft gefreut, und ich habe es für ein gutes Omen gehalten, dass ein Paar unserer Freunde mich noch ganz unvermuthet im Momente der Abfahrt besuchten; noch itzt danke ich

ihnen diesen schönen Zug mit Rührung. Meine Reisegesellschaft bestand aus einem Franzosen, früher Officier in der See-Artillerie unter Napoleon, nun zu Strassburg Chef eines chemisch-mechanischen Fabrications-Geschäftes. Es war ein recht unterrichteter, liebenswürdiger Mann. Zwei andere Individuen waren Esel der k. k. Erblande, von der bodenlosersten Dummheit und Langweiligkeit. Ihre sonstigen gesellschaftlichen Cathegorien konnte ich nicht erfahren, doch schienen sie sich für Gelehrte geben zu wollen, und waren ein Paar merkwürdige Beyspiele, was Piaristen und andere gute Schulen in 12 Jahren aus dem Menschen herauszubilden vermögen. Zum Glücke setzten sie ihre Reise nur bis Amstätten mit uns fort, wo sie eine andere Straße einschlugen. In Linz gesellte sich ein etwa 18jähriges Fräulein zu uns, gar nicht übel, die zu einer Tante im Münchner Damenstifte gebracht werden sollte. Ihre Eltern begleiteten sie bis zum Eilwagen und empfahlen sie unserer Obsorge, nachdem sie die Kleine reichlich mit Aepfeln, Kuchen und Gott weiß was noch für Victualien, für den Fall einer unvorhergesehenen Hungersnoth befrachteten. — So naiv ich die Anempfehlung auch fand, da doch weder der Franzose noch ich ehrwürdig genug für die Mentorstelle bey Fräulein Netti aussahen, so kann ich doch behaupten, dass ich meine Vaterpflichten mit aller Würde und Gewissenhaftigkeit erfüllt habe. Vater Smittmer hätte es nicht besser gemacht. — Durch sokratische Methode, das heißt durch Fragen und Antworten, erfuhr ich indessen doch so viel, dass zu Linz ein Herr Louis wohne, fast so aimable wie Louis Piczina, ein junger Beamter bei der dortigen Regierung, der ein gar lieber Mensch sey. Wie viel oder wie wenig Einfluss Herr Louis auf das Schicksal unserer hübschen Reisegefährtin genommen habe, überlasse ich dem Münchner Damenstifte, wo sich vermuthlich geprüfte Kennerinnen in Herzensangelegenheiten befinden, zu entscheiden. In Altöttingen kam noch ein viertes Glied zu unserer Gesellschaft, ein baierscher Cavallerie-Officier, von

dem ich nur so viel zu sagen weiß, daſs er den schlechtesten Tabak zu rauchen anfing, den ich je auf den vielen Wachtstuben gerochen, in denen ich dem Vaterlande gedient habe. Nach einigen von meiner Seite eingestreuter kritischer Bemerkungen, wie weit dieses Fabrikat doch in Bayern noch zurück sein müsse, ließ er es, artig genug, bey der ersten Pfeife bewenden. In München angekommen, beurlaubten wir uns wechselseitig; der Officier fuhr weiter nach Dillingen, der Franzose nach Stuttgart, ein Abgesandter erwartete die kleine Linzerin schon auf der Post, um sie in Empfang zu nehmen. Ich gab ihr noch einige salbungsreiche Lehren auf den Weg, und ermahnte sie Herrn Louis zu vergessen, was sie mit einem Händedruck versprach, und so schlug ich endlich mein Hauptquartier in Nr. 15 des goldenen Hirschen auf, von wo ich meine weiteren denkwürdigen Begebenheiten berichten will. — Ich fange nun nolens volens an Gegenstände zu berühren, die einigermaßen nicht für das Forum der Damen gehören, als da sind: politische und statistische Verhältnisse des Landes; ich avisire das im Voraus, damit sie dir die Trockenheit dieser Bemerkungen, beliebigen Falls, allein zu genießen überlassen. Was ich in dieser Hinsicht hier mittheile, ist einzig das Ergebnis jener Notizen, die ich im Umgange mit Personen von allen Ständen und allen Farben eingesammelt habe. Ich kann an ihnen nichts verbürgen, als daſs ich sie ganz so wiedergebe, wie ich sie empfangen habe, und daſs ich, weit entfernt, hier irgend Parthei zu nehmen, mit der Wahrhaftigkeit historischer Treue berichte. Ich beginne natürlich mit dem Könige[3]) selbst, dem Grund- und Schluſsstein alles politischen und literarischen Lebens in Baiern, und es gereicht mir zur wahren Herzensfreude, daſs alles was ich zu hören und zu bemerken Gelegenheit gefunden, weit von dem karikirten Bilde entfernt ist, was man über den König als Mensch und Herrscher, in Wien so oft aufgestellt zu finden Gelegenheit hatte. Wenn einem Hohen der Erde die schönen, edlen Formen des Kaisers Alexander, oder

unseres Fürsten Staatskanzlers zu Gebothe stehen, so kommt solchen, von der Natur begünstigten Sonntagskindern bei allem was sie Würdiges, Gutes und Schönes zu Tage fördern, die Anerkennung gerne und freudig auf selbem Wege entgegen, die Empfindung der Liebe für solche Männer hat etwas von dem Willenlosen des Verliebtseyns an sich, man ist eben so leicht von dem Adel und der gefälligen Erscheinung, als von den glänzenden Eigenschaften des Geistes und des Herzens unterjocht. — Auf ein solches Verliebtseyn wird König Ludwig nun wohl verzichten müssen! Er hört schwer, spricht schwer, leidet an Nervenzuständen, die ihn zu beständiger Muskelbewegung nöthigen, — kurz alles Physische seiner Erscheinung soll allerdings für Fremde beim ersten Anblick etwas Störendes haben. Aber so wie irgend ein Franzose, dessen Namen ich vergessen habe, irgendwo sagt: »si une laide se fait aimer, ce ne peut étre qu'éperdument« weil man für eine solche Leidenschaft viel tiefere Motive voraussetzen muss, als die Zufälligkeiten der äußeren Erscheinung, so möchte man sich versucht fühlen, etwas Aehnliches in Bezug auf König Ludwig gelten zu lassen. Ich habe in Wien unzähligemale gehört, der König sey eine Art regierender Don Quichotte, er sey nicht geliebt in seinem Lande, namentlich gehaßt von der Armee ein tollköpfiger Neuerer, der in Anwandlungen genialer Verrücktheit die widersinnigsten und eigenmächtigsten Dinge mache; dabey andererseits ein Knecht der Pfaffen, und nur von Schriftstellern und Künstlern gelobt und gepriesen, weil sie seines besonderen Schutzes genießen. Diese letzte Behauptung, wenn sie wahr und erwiesen, hätte gegen die Glaubwürdigkeit der vorhergegangenen gegründete Zweifel erregen sollen. Ich kann auf meine Ehre versichern, eine Sache, die mir weder um Geld noch um Protection, weder um süße noch um saure Gesichter feil ist, mit der ich weder schachere noch accordire noch sie als Einsatz auf irgend einen Haupt- oder Nebentreffer einer Glückslotterie setze — ich habe von allen dem

hier im Lande auch nicht eine Spur gefunden. Der König ist geliebt von seinem Volke, er ist geliebt von seiner Armee und von zwanzig Officieren aller Grade, die ich sprach, war keiner, der nicht zu seinem Lobe gesprochen hätte. — Soldaten nehmen in der Regel wenig Rücksichten ihre Gefühle auszusprechen, sie sind weder Schranzen noch Polizeiknechte, sondern reden wie ihnen ums Herz ist, wie soll man also an der Wahrheit solcher Aussagen zweifeln? Ich habe von ihnen einstimmig gehört, die Armee, die unter König Max acht Millionen gekostet habe, koste itzt fünf Millionen, und sey in allem Materiellen bey weitem besser daran als früher. Alle lobten die gegenwärtige Verwaltung, und doch klagte jeder über das unerhört schlechte Avancement. Der Mann, der die Armee dem Könige entfremdet, und die üble Stimmung erhielt, Fürst Wrede[4]), ist nun ohne allen Einfluss und genißt blos die Beneficien und Honorifica früher geleisteter Dienste. Seit seiner Entfernung ist der Geist in der Armee nicht mehr derselbe, sowie überhaupt die Oposition sich auf Wrede, Bassenheim, einige Glieder der Familie Rechberg, den Gr. Taufkirchen[5]) und einen kleinen Theil der Aristokratie, und jene Angestellten reducirt, denen unter der vorigen Regierung enorme Gehalte und geringe Arbeit, bei der gegenwärtigen hingegen enorme Arbeit und geringe Gehalte zu Theil wurden. Als der beste und gutherzigste aller Menschen, Max Joseph[6]) ein Roi debonnaire, wenn es je einen gegeben, zu seinen Vätern versammelt wurde, war niemand, der nicht den Eigenschaften seines Herzens hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber auch Niemand der daran gezweifelt hat, dass er den Ruin des Landes, und den Banquerotte des Staates herbeiführe. Aemter waren nicht mehr im Verhältnisse mit den Bedürfnissen des Staates, sondern fast ausschließend dem Einflusse der Günstlinge zum Vortheile des Nepotismus überlassen. Eben war im Werke einen Reichskanzler mit 10000 fl. Gehalt und eine erkleckliche Anzahl neuer Präsidenten mit ihrem Anhange zu ernennen,

und das Actenstück fand sich zur Signatur im Kabinete des Königs, als er vom Schlage gerührt wurde. Ein König, der damit anfing, ein richtigeres Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten herzustellen, der alle Sinecuren einzog, der den Gehalt der dirigirenden Minister auf 12000 fl. reducirte, alle unnützen Tagediebe hinausschaffte, und für die faullenzenden Brodesser fleißige und tüchtige Beamten in die Stellen und Aemter setzte, konnte leicht unter denen, die in einer dieser Beziehungen sich verletzt fühlten, Verläumder und Widersacher finden, was zählt aber eine Hand voll Leute gegen vier Millionen Menschen, die ihn segnen und lieben. Eben itzt sind die Protocolle der neu errichteten Landräthe, die in der letzten Ständeversammlung, vorzüglich in der oberen Kammer lebhaften Wiederspruch fanden, aus allen Kreisen beym Ministerium des Innern eingegangen, und enthalten die allerbefriedigendsten Resultate. Die Regierung hat fast überall eben ihre Antagonisten zu Präsidenten der Landräthe ernannt, die beste, weiseste und lojalste Art, die Opposition durch eigene Ueberzeugung zum Schweigen zu bringen. Alle diese Protocolle selbst aus den am meisten gegen die Maſsregel gestimmt gewesenen Kreisen, als den Würzburger, den Rezatkreis, enthalten nach einer freimüthigen Äußerung ihrer Wünsche, und was ihnen Noth zu seyn scheint, eine feurige Danksagung an den König, amende honorable, und das Bekenntnis, der König habe nur im Wohl seines Volkes gehandelt, und man habe dabei die vollkommenste, verfassungsmäßige Freiheit der Unterthanen, bey dem ganzen Laufe der Verhandlung auf das offenste gewähren lassen. So gewinnt der König nach und nach alle Herzen, und muſs sie gewinnen, bis auf ein Paar verknöcherte Ultra Herzen, die er allenfalls entbehren kann. Nach dem Tage wo König Max zur Erde bestattet wurde, ließ der neue Thronfolger den dermaligen Minister Schenk [7]) rufen und sagte zu ihm: »Es ist schwer den Thron nach einem solchen Fürsten, wie mein Vater war, zu besteigen. Er ist ge-

liebt, und alles, was ihm diese Liebe erworben hat, muſs ich vermeiden. Von allem, was ihm die Herzen der Menschen erworben, muſs ich das Gegentheil thun. Mich werden die Menschen hassen und verläumden, und ich muſs es geschehen lassen, da es mir doch so leicht wäre ihre Liebe zu erwerben, wenn mein Gewissen mir erlaubte in meines Vaters Weise zu regieren. Ich muſs die gegewärtige Generation aufgeben, aber die kommende hoffe ich wird mich erkennen. Ich habe viel über meine Bestimmung gedacht, aber ich kann nicht anders.« Ich habe diese Worte aus des Ministers eigenem Munde. Sind sie nicht groß und königlich? Wahrhaftig, wer so von seinem königlichen Berufe durchdrungen ist, wer mit so großartiger Selbstverleugnung nach einem so edlen Ziele ringt, dem kann man der schönen Seele willen, wohl allenfalls hingehen lassen, wenn seine sonstigen Eigenthümlichkeiten nicht nach den fünf Positionen königlicher Tanzmeister abgemessen sind. In der Geschichte und vor den Augen der Nachwelt nützt alle Würde äußerer Repreſentation wenig, da sprechen die Thaten, und die König Ludwigs, werden *schön* sprechen, wiewohl der König stammelt. Was der König in Bezug auf Kunst und Wissenschaft gethan hat, wie er Lehrfreiheit, Denkfreiheit gegen alle äußeren und inneren Anfechtungen aufrecht gehalten hat, dafür wird ihm einst noch eine Glorie ganz eigener Art um die Stirne gewunden werden. Die Kunstschätze Münchens sind, wenn nicht die reichsten in der Welt, doch nur durch die in Rom und Florenz übertroffen! Wer hat sie gesammelt, wer sie seinem Volke zum ewigen Andenken, zum ewigen Beispiele überlassen? Welch ein mediceischer Geist spricht aus allem was der König in dieser Beziehung unternommen hat, und wo ist irgend ein lebender Prinz aus der ganzen großen europäischen Regentenfamilie, ja wo ist einer aus einer früheren Zeit, so möchte man fragen, von dem sich ähnliche Schöpfungen erhalten haben? Als der König die unberechenbaren Kunstschätze der Glyptothek als Kronprinz zusammenbrachte, hatte

er 100000 fl. Apanage. Man kann daher nicht sagen, daſs hier das Mark des Landes auf Spielwerke einer nichtigen und fruchtlosen Liebhaberei vergeudet wurde, aber der König verstand zu sammeln, zu rechter Zeit zu sparen, zu rechter Zeit zu kaufen, verbrauchte sein Geld nicht auf Maitressen, Hunde, Pferde und ähnliche fürstliche Vergnügungen, und hatte Sinn genug zu begreifen, daſs der barbarinische Faun in jedem Falle ein besserer, nützlicherer und bleibenderer Erwerb für München sey, als alle alten Hof-Faunen zusammengenommen, die sich an so vielen anderen Höfen herumtreiben und in Sinecuren aller Art größere Summen in jedem Jahre verschlingen, als die für dieses Meisterstück ein für allemal ausgegebenen. Wenn man in diesen Ring eintritt, in dem die Götter und Heroenbilder der schönsten Zeit griechischer Kunst in ebenso großartigen als glücklich ausgeführten Räumen uns entgegentreten; wenn man den 100 Fuß hohen Obelisken, der itzt eben aus Bronze gegossen wird, die herrlichen Ornamente, die dazu gehören, betrachtet, und dann bedenkt, daſs von der rohesten Steinmetz- und Gußarbeit an, alles durch den König geschaffen und ins Leben gerufen worden, daß vor ihm Niemand in München war, der nur irgend einen Säulenknauf meißeln, oder auch nur einen Knopf auf der Uniform zu gießen im Stande war, wie muſs man den Geist anstaunen, der schon so unglaubliches ausgeführt und noch größeres vorbereitet. Wird eine so grandiose wahrhaft königliche Bemühung für die Cultur und Volkserziehung in Bayern ohne Nutzen bleiben? Und verdient ein Streben solcher Art nicht einen schöneren Lohn als die feilen Schmeicheleien verknöcherter Schranzen, das Lob jedes freigesinnten, für Großes und Edles noch nicht ausgebrannten Herzens? — Wie männlich und mit welcher, aus der innersten Ueberzeugung von der Größe seines hohen Berufes hervorgegangenen Selbstverläugnung, macht der König jeden Rückschritt, sobald er die Ueberzeugung gewinnt, die Bahn, die er eingeschlagen führe nicht zu dem Ziele das er sich vorge-

steckt! — Der König ist im tiefsten Innern religiös, katholisch sogar. Auch wäre es eine traurige Bürgschaft für das Glück eines Volkes, zumal für die erst heranzubildende Generation, wenn das Grundwesen des Herrschers nicht von Religion getragen und emporgehalten würde. Als aber die Pfaffen, die nach und nach überall anfangen, die wahrhaft frommen und berufenen Geistlichen zu verdrängen, ihre Kunst zumal in Rom selbst allzu grob anfingen und glaubten, daſs immer die Religion dem König Licht gemacht hätte, wäre durch ihre Bonzenkniffe nicht finster genug geworden, als sie nun in That und Wort mit ihren eigentlichen Farben heranrückten, und der König sah, in wessen Hände er gefallen war, daſs die Comitée directeur der Congregationisten etwas reelleres sey und ganz andere Basis und Breite habe; als er einsah, daſs die kirchliche Despotie, und die Milch der Religion zwey sehr verschiedene Dinge seyen, war auch das Netz eben so schnell gebrochen, als erkannt. Indem der König fortfuhr, wahrhaft edle Priester auf alle Weise zu ehren und auszuzeichnen, hat er seinen Widerwillen gegen Jesuitismus, Congregationismus und gegen die wüthenden Verfechter dieser Parthei, wie Görres &c., unumwunden ausgesprochen. Einer der wüthendsten Hunde dieser Koppel, der Professor Theologiae Döllinger [8]), bekam einen Ruf zur Universität nach Breslau, und als machinirt wurde, ihn in München zu behalten, schrieb der König auf die ihm gemachte Vorstellung: Je eher Prof. Döllinger meine Dienste verläſst, desto lieber wird es mir seyn, — bald darauf ernannte er den Prof. Maurer [9]), den freisinnigsten Oponenten dieses Pietistenklubs, einen trefflichen geistvollen Mann, ohne vorhergegangener Einwirkung irgend eines Menschen, auf das allerunerwartetste zum Staatsrath und alles war über diese Wahl höchst entzückt, weil kein Wohldenkender, zu welcher Partei er auch gehörte, die Würdigkeit des Mannes in Zweifel setzen konnte. Ist das nicht schön, nicht fürstlich? — Schön wohl! Fürstlich? leider nein! — Eine andere Ange-

legenheit in der der König nicht minder bereit war, einen vielleicht zu schnell gefaßten Entschluß zu modificiren, ist die Einführung des neuen Schulplans, von Thiersch[10]) und Schenk vorzüglich ins Leben gerufen. Obwohl bereits angeordnet, hat der König, da er vielfachen Wiederspruch findet, und, insofern er alles Wissen zuletzt auf Philologie reducirt, auch wohl verdient, bereits befohlen, ihn nochmals von allen Seiten zu prüfen, hat eine Commission dazu wieder gesetzt und es läßt sich vermuthen, daß er wesentliche Änderungen erfahren wird. Die Finanzen, die bey dem Tode Max Josephs von der Art waren, daß der Staatsbankrout jeden Augenblick auszubrechen drohte, sind in dem blühendsten Zustande, und die Besteuerung, gegen alle nachbarlichen Länder gefallen, gering. Alle diese Dinge sind und lassen sich nicht wegleugnen. Ich frage nun, ob ein König, von solchem Geiste beseelt, wohl der Fratze ähnlich sieht, die Bosheit und Dummheit von ihm entwerfen. Es ist eine leichte Sache, irgend ein Factum aus dem Zusammenhange zu reißen, oder irgend eine mißlungene Unternehmung, einen Irrthum oder eine Lächerlichkeit aufzufinden, und cum notis variorum dem Publicum zur Beschau zu geben, um die Lacher auf seine Seite zu bringen; aber alle diese elenden Kunstgriffe werden nicht hinreichen zu widerlegen, daß König Ludwig, wenn er jetzt stürbe, nicht schon mehr Großes und Wichtiges und Segenbringendes für sein Volk gethan hat, als der guten zwey Drittheile seiner Vorfahren zusammengenommen. Ich habe den König, da er krank ist, noch nicht sehen können, bin daher keineswegs von dem Glanze der königlichen Person, oder von mir wiederfahrener allerhöchster Huld und Gnade geblendet, ich spreche, was ich sehe und höre, und meine Augen und Ohren sind ebenso verläßlich als ungleich höhere und längere, die nur sehen und hören wollen was sie eben wünschen, aber nicht das, was ist, und geschieht. — So viel mag einstweilen über die Person des Königs genügen; und um die Damen nicht gar zu lange bey Gegenständen aufzuhalten, die

sie vielleicht nicht hinlänglich interessiren, will ich in der Eile von einem Pole zum anderen übergehen, und ein kleines Bild der Gesellschaft entwerfen, wie ich sie flüchtig kennen lernte, denn eine eigentliche, tiefere Untersuchung habe ich in dieser Beziehung nicht angestellt. — Wenn man nach dem Scheine urtheilen wollte, so müsste man in der hiesigen Créme verkehren, wie man den Fuß in den Salon gesetzt hat, so eine Collection garstiger Gesichter starren einem im ersten Augenblicke entgegen. Sieht man sich nicht etwas näher um, so findet man ein schönes Fr. v. Krüdener, und etwa noch 6 bis 8 paßable. Bey längerem Verweilen kann man aber doch nicht umhin zu bemerken, dass auch unter den nicht schönen doch viele recht angenehm und geistreich reden. Übrigens scheint die Schönheit hier in einem umgekehrten proportionalen Verhältnisse zum Range zu stehen. Die zweite Gesellschaft ist bey weitem hübscher, und die dritte, in einer Art Linzerhäubchen, eigentlich die allerhübscheste, und beinahe schön zu nennen. Ich habe mich, wie natürlich in allen diesen Cathegorien umgesehen. Wie aber an Rang so steht auch in Anmuth der Erscheinung der weibliche Theil der königlichen Familie weit über den Frauen, in deren Mitte er erscheint. Vorzüglich hat mich die Königin [11]), der ich die Ehre hatte vorgestellt zu werden, ganz entzückt. Es ist eine noch immer sehr schöne Frau, die einen ebenso angenehmen, als ehrfurchteinflößenden Eindruck macht. Vorzüglich ist der Ton ihrer Stimme wahre Musik, und ich erinnere mich selten einen so lieblichen Klang der Stimme gehört zu haben. — Sie spricht gewählt, ohne Affektation, und mit Kenntnis und Bildung über die Gegenstände, die sie berührt. — Auf den Hofbällen konnte ich wegen unserer Hoftrauer nicht erscheinen, doch auf einem bey der Gräfin Mean [12]), wo sich auch ein Theil der königlichen Personen eingefunden hatte, fand ich schon früher Gelegenheit, die höchsten Cathegorien der hiesigen Gesellschaft zusammen zu finden. Von Männern ist hier viel Ausgezeichnetes zu finden. Ich nenne

zuerst die beiden Minister Armansperg[13]) und Schenk. Mit letzterem, schon seit drey Jahren schriftlich befreundet, lebe ich in einem sehr herzlichen Verhältnisse. Er ist ein sanfter etwas formeller aber dabey äußerst liebenswürdiger und geistreicher Mensch, dem die Poesie, als Delassement von seinen vielfachen Dienstgeschäften, noch nicht so durch und durch zum Minister verknöchern ließ, dass der Mensch nicht noch vielfach und recht angenehm durchblickt. Außerdem ist Klenze[14]) mir in Bezug auf seine ausgebreitete und umfassende Kunstkenntnis ein ebenso willkommener als lehrreicher Umgang, zumal bey seiner sehr beredten Art des Vortrages. Als Cicerone in der Glypthotek ist er vorzüglich interessant. Schelling[15]), Thiersch, Ocken[16]), Ringseis[17]), Schubert[18]) sind von der Universität die Mitglieder, die nebst dem Staatsrath Maurer es am meisten verlohnt, kennen zu lernen. Ringseis führte mich und Schenk jüngst zu einer Somnambule. Es wäre zu weitläufig den ganzen Kreis der Erscheinungen durchzulaufen, die der Magnetismus bey ihr entwickelte; mir fehlt indess zu solchen Dingen der wahre Glaube; ich nehme nicht als Praemisse weder in Religion, Wissenschaft noch Politik an, was der Verstand nicht wenigstens als erstes Glied der Kette, ohne sich einem blinden Köhlerglauben gefangen zu geben, annehmen kann. Dabey leidet weder die Göttlichkeit Jesu, noch die Weisheit Platos, noch die Legitimität der Könige der Welt, wenn ich auch, so lange ein Athem in mir ist, weder Pfaffen, noch Censur und geheime Polizei, wie sie eben gehandhabt wird, noch D. Miguel zu Gegenständen meiner Verehrung machen werde! Eine sehr liebenswürdige Familie ist Br. Freyberg[19]), der Sekretär der Akademie der Wissenschaften, und Archiv-Director. Seine Frau, die Tochter des ehemaligen Ministers Montgelas[20]) ist mir bey weitem das Interessanteste an den hiesigen Damen, obgleich sie nichtsweniger als schön ist. Ich habe schon mehrere Abende ganz en famille mit dem alten Minister dort zugebracht, von denen ich sehr befriedigt

wurde. — Was Wissenschaft und Kunst anlangt, so ist nicht zu leugnen, dass hier ein Leben und eine Thätigkeit rege geworden, von der wir in Wien nicht einmal eine Ahnung haben. Die allerausgedehnteste Denk- und Lehrfreiheit erleichtert und befördert jede Forschung, und obwohl das Volk minder als irgend ein anderes Volk vorbereitet ist, von solchen Institutionen Nutzen zu ziehen, der alte Holzapfelstamm mit dem aufgepfropften Zweige zwar noch nicht recht verwachsen ist, und daher etwas Disparates zwischen dem Herrscher und seinen von ihm ausgehenden großartigen Einrichtungen und dem etwas schwerfälligen und unbildsamen Stoffe zu bemerken ist, obwohl er und seine Meinung mannshoch über alles hervorragt, was ihn umgibt, so wird doch die Wirkung nicht ausbleiben und schon jetzt hat die Kunst die herrlichste Frucht getragen. Minder glänzend scheint bis itzt noch die Universität trotz vieler ausgezeichneter Männer gewirkt zu haben, und in dieser Hinsicht noch immer älteren Anstalten wie z. B. Göttingen den Rang lassen zu müssen. Aber gebt nur zuerst Freiheit der Wissenschaft und ihr wird Gedeihn nicht fehlen. Diese hat sie hier in vollem Maße, dessen ungeachtet tanzt weder der König und seine Familie, noch die Universität um die rothe Mütze, wie man wohl in Wien glaubt, und außer einigen Polissonerien der hiesigen mitunter freilich spottschlechten Journale, habe ich nicht wahrnehmen können, dass durch diese Freiheit irgend Ordnung und Sittlichkeit gefährdert worden sey. Dagegen lernt die Jugend, ja sogar das Alter, noch etwas Tüchtiges und Nachhaltiges, während bei uns die Pfaffen und die Polizei alles im Keime ersticken, was nur irgend wie Wissenschaft aussieht. Die Mediciner ausgenommen, sind unsere Professoren selbst, bis auf blutwenige Ausnahmen, die größten Ochsen des Landes, und je dümmer sie sind, je mehr gefallen sie hohen Ortes. Was soll da herauskommen? Was soll ohne Geschichte, ohne Philosophie und ohne Religion die Ausbeute menschlicher Erkenntnis werden? Und doch sieht

man von allen dem bey uns keine Spur, denn die Pfaffenlehre unseres Redemptoristenanhanges kann doch nur ein Heuchler oder ein Stockfisch für Religion in würdigem Sinne ausgeben! Alles das sind leider unleugbare Thatsachen, und wir haben es damit glücklich dahin gebracht, die souverainste Verachtung für alles, was österreichisch ist, durch ganz Europa zu verbreiten. Daraus machen sich nun freilich diejenigen sehr wenig, denen Notionalehre nichts anderes als eine lächerliche Phrase der Liberalen ist; mir aber schneidet es durch die Seele, wenn ich sehe, wie absichtlich man dergleichen Dinge zu ignoriren scheint, die man jede Minute erfahren kann, sobald man nur nicht bezahlte Spione darum fragen will. Du kannst dir wohl vorstellen, dass ich in meiner Gegenwart nicht dulden werde, was dem Land zur Unehre gesprochen wurde, dem ich angehöre, und ich habe deshalb unlängst sogar einen ziemlichen Auftritt mit einem Würtemberger an der table d'hôte gehabt. Indess wenn man den Leuten auch allenfalls das Sprechen einstellen kann, so kann man ihnen doch das Denken nicht verwehren, zumal wenn man in seinem Innern eingestehen muss, dass was sie denken wahr ist. Gott besser's! — Von nichts spricht man aber im Auslande aller Orten mit größerer Verachtung als von der geheimen Polizei, von der man die allersonderbarsten Vorstellungen hat, und allerdings den Teufel wohl noch schwärzer malt, als er ohnehin ist. Ich widerspreche solchen Uebertreibungen immer auf das Lebhafteste, und obgleich ich nicht in Abrede stellen mag, dass sie die unwürdigste, unmoralischeste und noch obendrein die nutzloseste aller gesellschaftlichen Einrichtungen ist, so zeige ich doch einem jeden durch mein eigenes Beispiel, dass Niemand, der ein gutes Gewissen hat, genöthigt ist, Rücksichten vor ihr zu nehmen, und dass sobald man nur der öffentlichen nicht verfallen ist, die geheime eigentlich nur als ein Hund zu betrachten ist, der wohl bellt aber nicht beißt. Freilich bin ich nichts, und verlange nichts zu werden. Dies sind ein

Paar Cathegorien, die die Sache sehr zum Vortheile ändern. Am Ende wird eine geläutetere Ansicht wohl ohnehin damit enden, die Abgaben der Contribualen zu gescheuteren Dingen zu verwenden, als zu diesen nichtigen Klätschereien; denn Dinge von eigentlicher Wichtigkeit hat sie ohnehin fast nie, oder doch nur höchst selten erfahren. — Von bedeutenden und merkwürdigen wissenschaftlichen Werken habe ich nur von zwey Schriften gehört, die von hier aus zu erwarten stehen: Schellings philosophische Vorlesungen, und Schuberts Werk »über die Nachtseite der Natur«[21]. Beide scheinen in der letzten Zeit eine bedeutend mystisch-pietistische Tendenz genommen zu haben. Vorzüglich der letztere hat viel mit dem Lamme zu thun, und hat auch in seinem Äußeren etwas an sich, das mir unwillkürlich diejenigen Gläubigen in Erinnerung bringt, denen es weniger um das Fleisch und Blut des Lammes, als um seine jährliche Wolle zu thun ist. Ich mag nun einmal das Pietisten-Volk nicht; unter 100 Heuchlern und Schleichern findet man kaum einen ehrlichen Mann aus ihnen heraus. Der wahre Gott ist im Herzen derer, die am wenigsten von ihm sprechen. — In der Kunst ist wohl, außer Rom, kein Ort der Welt, wo sich dermalen eine größere Schwungkraft, und bedeutendere Talente entwickelten. Obenan steht Cornelius[22], dessen Cartons aus der Iliade wahrhaft riesenmäßig sind. Ich kenne keinen Zeichner alter und neuer Zeit, der Cornelius an Phantasie, Kühnheit und Großartigkeit des Entwurfes überträfe. In den Cartons von Schnorr[23], aus dem Nibelungenliede, ist die ganze Innigkeit und Poesie dieser Perle des Mittelalters, ohne den geraden ungelenken Conturen der altdeutschen Schule. Man kann nichts Schöneres sehen, als Siegfried und Brunhilde mit dem Falken auf der Schulter. Es gibt kein liebreicheres und zugleich kräftigeres Bild, als diese beiden Heroengestalten. Wunderbar poetisch aufgefaßt ist Hagen, dem, als er den Berg hinansteigt, die Meerweiber den Untergang der Burgunder prophezeien. Professor

Zimmermann[24]) ist ohne Wiederspruch der erste Fresco-Maler der neueren Zeit. In der Glypthotek sind herrliche Deckengemälde von ihm, zum Theil nach Entwürfen von Cornelius. In der Ausführung übertrifft Zimmermann die andern Maler alle, wenn auch Schnorr und Cornelius in der Composition den Rang vor ihm behaupten. Heinrich und Peter Heß[25]) sind beide höchst ausgezeichnet, und namentlich hat letzterer ein großes Schlachtenbild aus dem Tyrolerkriege in die Ausstellung gebracht, das herrlich zu nennen ist. Neben diesen Matadoren sind noch eine Anzahl junger Künstler hier, die mitunter allerliebste Bilder gemacht haben. — Von einem jungen Menschen, Namens Schwanthaler[26]), ist die Mythe des Bachos in Basrelief modeïrt, und zwar so wunderschön, daß sich Thorwaldsen nicht schämen durfte es erfunden und ausgeführt zu haben. — Das Theater ist schlecht von Anfang bis zum Ende und nur die Schechner[27]) in der Oper macht eine, aber freilich eine grandiose Ausnahme. Sie hat seit Wien ungeheuer gewonnen, und ist itzt in der That eine seltene Sängerin und vielleicht die seltenste Stimme, die lebt. Man geht damit um, die Intendanz zu ändern, und es hätte nur von mir abgehangen, Intendant zu werden, wenigstens sind mir zu Abschließung der Prälimina verschiedentliche Anträge gemacht worden; ich habe mich eben einstweilen dafür bedankt. Über Hormayr[28]) werde ich mündlich ausführlich sprechen, doch habe ich mich überzeugt, daſs der Haſs, den man ihm bei seiner Ankunft gezeigt hat, ziemlich allgemein verschwunden ist, ja er hat offenbar nun eine, und zwar zahlreiche Parthei für sich. Es wird nur von seiner Klugheit abhängen sich auf die Dauer zu erhalten. Er wäre alt genug und hat hinlänglich Erfahrung gemacht, um klug geworden zu seyn. — Die Sagen, mit denen man sich in Wien über ihn herumgetragen, sind nur Lügen, vorzüglich sein Eintritt in russische Dienste. Weder er noch sonst jemand denkt daran. — Ich wollte Dir diesen Brief anfänglich durch die Baronin Gey-

müller[29]) schicken, da sie aber erst in ein Paar Tagen abgeht, so ziehe ich es vor, ihn trotz seiner Dicke der Post zu übergeben. Ich reise den 23. nach Stuttgart, um mit Cotta[30]), den ich hier nicht antraf, mein Geschäft ins Reine zu bringen. Ich erhielt einen Brief von ihm, der mich ganz zufrieden stellt. Da mir die Sache höchst wichtig ist, so kannst du denken, daſs es mir lieb ist, sie auf so gutem Wege zu wissen. Lebe wohl lieber Freund! Sage deiner Gemahlin und ihrer Schwester, so wie der Baronin Pereira alles erdenkliche Schöne. Ein Gleiches allen unseren Freunden, ohne Ausnahme. Bis 10.—12. Febr. hoffe ich wieder in Wien zu sein, und freue mich wieder in dem Kreise so vieler trefflicher Menschen zu leben, denen ich eine eben so innige und aufrichtige, als unveränderliche Verehrung widme, und von denen ich hoffen darf, daſs auch sie mir mit gewohnter Theilnahme und Wohlwollen zugethan bleiben!

Zedlitz.

Stuttgart, den 30. Januar 1830.

Lieber theurer Freund! Von München aus sandte ich dir meinen ersten Brief, im Umfange von etwa 30 Seiten und wenn mein zweiter, hiemit begonnener auch nicht ganz so ausgiebig wird, so sollst du doch wenigstens daraus sehen, daß ich meine Correspondenz mit dir nicht zu den Convenienz-Briefen zähle, die man schnell abmacht, sondern zu einem wahrhaften Bedürfniße für mein Herz, bey dem man so lange als wie immer möglich verweilt. Daß dir mein Schreiben aus München zugekommen ist, will ich nicht bezweifeln, obgleich ich darüber von dir noch keine Beſtättigung habe. Es war weder so interessant, noch wie ich glaube so demagogisch, daß die Chambre noir mehr als einen flüchtigen Blick sollte hineingeworfen haben. — So viel ich dir auch von dem Wirken und dem eigenthümlichen Gange König Ludwigs schrieb, so habe ich dieses Capitel doch bey weitem noch nicht erschöpft und bin dir in dieser Beziehung noch

manche intereßante Berichte schuldig. Vorzüglich habe ich dir über meine persönliche Audienz beim Könige, so wie über die bey der verwittweten Königin und der Prinzeßin Marie[31]) noch manches nachzutragen, wovon indeß der größte Theil unseren mündlichen Erörterungen überlaßen bleiben muß. So viel denn einstweilen zum Imbiß: — Der König hatte mir schon gleich bey meiner Ankunft sagen laßen, daß er mich ganz zuverläßig kommen laßen werde, sobald er nur irgend im Stande seyn würde Leute zu empfangen. Da indeß seine Kränklichkeit ihn fortwährend im Bette hielt, und ich meine Reise hierher nicht füglich länger aufschieben konnte, schrieb ich ihm, beklagend, daß mir die Gunst nicht zu Theil werden konnte, die eigentlich das Ziel meiner Reise gewesen sey, und die Hoffnung aussprechend vielleicht bey meiner Rückkunft aus Stuttgart ihn so hergestellt zu finden, daß ich meine Bitte ihn zu sehen dann ohne unbescheiden erscheinen zu müßen, wiederholen könnte. Hierauf ließ mich der König noch am selben Tage fragen, wann ich abzureisen gedächte, und als ich die nächste Woche als den längsten Termin meines Münchner Aufenthaltes bestimmte, ließ er mich gleich für den andern Tag zu sich bestellen. Ich fand ihn in einem Kabinette in dem kaum Raum war sich umzukehren, auf einer Art von Feldbette, mit einer Decke zugedeckt, da er noch nicht im Stande ist sich anzukleiden. Er empfing mich überaus freundlich, und sagte mir wiederholt: ich sehe Niemanden, gar Niemanden, ohne Ausnahme, gar keinen Fremden! Ihr Minister wollte Sie mir vorstellen, aber ihn und den Kammerherrn konnte ich natürlich in meinem Zustande nicht kommen laßen. Der Dichter aber wird das nicht übel nehmen; den Verfaßer der Todtenkränze wollte ich nicht von hier gehen laßen, ohne ihn persönlich kennen zu lernen! Als er mir vielfach seine Zufriedenheit über meine Arbeit, und vorzüglich über die Gesinnung geäußert hatte, die er darin wahrnahm, frug er auch ob es wahr sey, daß meine Arbeiten Schwierigkeiten bey der Censur fänden. Ich versicherte ihm, daß allerdings

ich nur mit vieler Mühe für einen großen Theil meiner Versuche den Weg zum Drucke oder auf das Theater hätte finden können. Es schien ihm nicht recht glaublich, und er frug mich mehreremale sehr lebhaft: aber warum, warum? Das warum konnte ich ihm eben so wenig sagen als vielleicht die Censur selbst. Er fuhr hierauf fort mir zu sagen, daß er eine vollkommene Freiheit im Austausch der Ideen für unerläßlich auf dem Standpunkte halte, auf den die Welt durch so viele transitorische Krisen gediehen sey; daß hierin das Gegengift für alles Schädliche enthalten sey, und daß in jedem Falle der Schaden nur gering und vorübergehend, das Gute aber groß und bleibend erscheine. »Man legt so viel Wichtigkeit auf die Skurilitäten der Tageblätter — ich nicht! Sehen sie, hier sind Ausfälle über meine Person, und über meine Handlungsweise! Was liegt daran? werden diese oder meine Thaten mich zur Nachwelt begleiten? Indeßen habe ich soeben sämmtlichen Redaktionen nicht politischer Blätter, die verfaßungsmäßig keiner Censur unterliegen, anraten laßen, sich gegen fremde Monarchen und Regierungen keine Ausfälle zu gestatten, dagegen hätten sie in Bezug auf mich und meine Regierung völlig freie Hand. Anderwärts ist das oft umgekehrt. Ich lege keine Wichtigkeit auf Tageblättergeschwäze. In meinem Lande ist Ruhe, und sie wird bleiben, dafür stehe ich, aber jeder mag seine Meinung über alle Dinge frei sagen. Wer dadurch verletzt wird soll klagen, dafür sind die Gesetze; und sehen Sie Herr Baron, die Oposition gegen mich war sehr heftig, unglaublich leidenschaftlich, und sie verstummt ohne daß ich Zwangsmaßregeln dagegen gebrauche, weil die Menschen sich überzeugen, daß ich ihr bestes will und fördere, und ich es frei gestehe wenn ich irre! Wenn ich noch lange lebe, hoffe ich wird mich mein Volk noch lieben!« — Ich kann dir nicht sagen, wie mich diese schöne, würdige, so reinmenschliche Gesinnung im Innersten erschütterte. Man kann doch in der That keine großartigere Ansicht seiner Bestimmung haben! Ich konnte

nicht umhin zu bemerken, wie es auch mir unbegreiflich sey, wie man auf seichtes Geschwätz hungriger Tagblattschreiber eine solche Wichtigkeit legen könne, als nun zu häufig geschieht. Wir sprachen viel über Östreich, und ich freute mich, über innere Verwaltung, Rechtspflege, über das schöne und zeitgemäße Streben in dem sich Graf Kolowrath, Revitzky[32]) und so viele andere ausgezeichnete Männer unseres Vaterlandes begegnen, mit Wahrheit und Ueberzeugung das beste sagen zu können. Ich muß bedauern, daß ich in Bezug auf Volkserziehung, Studienwesen, Censur, Denk- und Schreibe-Freiheit nicht das Gleiche sagen konnte. — Ich schwieg weislich über den Geist des Argwohns der alles verfolgt was nur eine Feder anrührt, und etwas anderes als Gebet- und Kochbücher schreibt und der in jedem Anhänger geistiger Freiheit einen Jakobiner und Septembrisirer sieht. Man wirft mir vergebens ein: was geschieht ihnen denn? Es ist nicht hinlänglich, daß mir nichts geschieht; der ehrliche und in seinem Gewißen vorwurfsfreie Mann will auch nicht beargwohnt und bespitzelt (sit venia verbo!) seyn! — Und am Ende ist an dem genug des Wesentlichen, daß schriftstellerische Arbeiten, die in der übrigen gebildeten Welt mit Achtung genannt werden, im eigenen Vaterlande, dem sie zunächst angehören, wie contrabante Waare eingeschmuggelt, oder mühsam durch ewige Kämpfe gegen eselhafte Censoren freigefochten werden müßen. Wäre die Censur auf einer nur irgend vernünftigen Basis, wie z. B. in Preußen, so würden nicht alle ehrlichen und talentvollen Männer sich davon losgesagt, und das Amt der Censoren nicht in die Hände der ignorantesten, und oft der schuftigsten Leute gerathen seyn. Schon dies allein hätte den Chefs dieser Stellen ein Licht aufstecken sollen! — Über Hormayr sprach mir der König gleichfalls ziemlich viel, so wie über unzählige Gegenstände aller Art. Lange unterhielt er sich mit mir über die Schlacht von Aspern und über den E. H. Carl, bey welcher Gelegenheit er es sehr lobte, daß

ich in meinen neuen Zusätzen zu den Todtenkränzen, dem Tage und seinem Helden ein kleines Denkmal gesetzt habe.[33]) Nachdem er mich fast eine Stunde bey sich behalten hatte, entließ er mich endlich auf das Liebenswürdigste. Ich kann dir nicht sagen in welchem Grade ich von ihm entzückt war. An Ihm ist gar nichts, das nur irgend zu seinem Vortheile spräche, oder für ihn einnehmen könnte, in Ihm aber ist gewiß eine der herrlichsten, großartigsten, und humansten Naturen, (in Herders Sinne) die je auf einem Throne gesessen. Gotte gebe nur seinem schönen Streben Gedeihen, daß es für sein, und anderer Länder fruchtbar werde! Meine frommsten Wünsche werden ihn begleiten! —

Unsere Politiker werden zwar die Nase rümpfen über einen König der Verse macht, und werden es sehr begreiflich finden, daß ein anderer Versemacher (ich glaube bey der Censur-Hofstelle sagt man Schmierer) von einem solchen Könige entzückt seyn kann. Indeßen muß ich gestehen, daß ceteris paribus es immer nicht ärger ist, wenn ein König Verse macht, als wenn ein Minister nicht ortografische Worte schreiben kann, wie ich einmal in einem derley Briefe zu bemerken Gelegenheit fand. Ich habe hier Witt Dörings[34]) neuesten Band seiner Fragmente in die Hände bekommen, und in ihm das unerhörteste aller unerhörten Dinge gefunden. In einer seyn sollenden Abfertigung des bekannten Sendschreibers äußert er die Behauptung, ich sey von der Polizey und schreibe in ihrem Sinne und Auftrage. Das ist doch von allen möglichen Dingen dasjenige, was ich am wenigsten vermuthet hätte, daß es irgend Jemand auf meine Rechnung setzen werde! Ich ehre die uniformirte Polizei, und da sie bey uns vortrefflich ist, so ehre ich sie doppelt; aber ich hoffe zu Gott, daß meine Berührung mit ihr so entfernt bleiben werde, als es bisher der Fall war. — Was die geheime, die Polizei in Frack anlangt, so haße und verachte ich sie aus der ganzen Fülle meines Herzens, wie alle Spionerinen, Verstellung, Unwahrheit, Lüge, kurz wie ein Institut der

unmoralischsten Art; ich glaube davon ist die geheime Polizei selbst schon lange überzeugt, und doch kann man im Jahre 1830 gedruckt lesen, daß ich ein Intimus von ihr sey!!! — Meine Reise von München hierher machte ich in Gesellschaft von ein Paar Engländern und einem Edelmanne aus der Gegend von Heidelberg. Die Leute waren keineswegs unterhaltend, und ich entschädigte mich dafür zu Augsburg, wo ich bey dem Fürsten Oettingen-Wallerstein[35]) einige recht angenehme Stunden verlebte. Ich lernte bey ihm den dortigen sehr würdigen chatolischen Bischof Riege, und den Professor Lebretta einen der Redactoren der allgemeinen Zeitung kennen, an den ich einen Brief von Heilbronner mit hatte. — Hier angekommen, besuchte ich vorerst Cotta, der mir wegen dem Verlage meiner noch ungedruckten Sachen schon nach München geschrieben hatte, und mit dem ich, wie ich hoffe, auch ohne große Schwierigkeiten übereinkommen werde. Du weißt, daß mir diese Sache sehr am Herzen liegt, und mich hauptsächlich zu dieser Reise bestimmt hat, da mit unsern Buchhändlern, wie du aus eigener Erfahrung weißt, doch eigentlich gar nichts anzufangen ist. Außer Wallishauser ist keiner der etwas verlegt, und da er im Lande selbst keinen Rivalen hat, ist man durchaus in seine Willkühr gegeben. Ich habe daher einmal eine andere Firma suchen wollen, und denke mit dem Verleger Schiller's und Göthe's sey doch immer am honnettesten zu tractiren. Ich kann mich seiner Procedies bisher nur rühmen, damit ist aber noch nicht alles abgethan; ich muß Geld sehen, und schreibe nicht wie Du, für die schönen Augen meiner Verleger und auf eigene Kosten! Es ist nur Schade, daß unsere deutschen Buchhändler nicht wie die Verleger Chateaubriand's, Byron's, Scott's erkleckliche Summen an unseren Ruhm und ihr Glück wagen wollen, und das ganze pecuniaire Verhältniß unserer Schriftstellerei doch eigentlich nur immer eine Misère bleiben wird! — Bey Cotta lernte ich, bey einem Diné das er mir zu Ehren gab, Uhland, Wolfgang Menzel, und Schwab[36]) kennen.

Hiemit sind die literarischen Notabilitäten Stuttgarts genannt. Uhland gefiel mir erstaunlich wohl. Er ist ganz so, wie ich mir den Dichter verlange, wann er mir auch als Mensch behagen soll, offen verständig, innig, leichtbewegt, ohne alle Affectation, ohne alle Prätension und Effektmacherei. Zwischen ihm und Barthélemy ist ungefähr derselbe Unterschied wie zwischen seinen Gedichten und der Versemacherei im Napoléon en Egipte und dem fils de l'homme. Es ist eine schöne innere Begeisterung für alles Großartige in Uhland, die sehr seltsam und angenehm, mit einem gewißen äußeren Phlegma und einer großen Einfachheit contrastirt. — W. Menzel ist gleichfalls dem Eindruck ziemlich entsprechend, den seine Schriften auf uns machen. Er hat etwas Feines und Gewandtes im Gespräche, das, wenn man auch nicht immer von dem was er sagt, überzeugt ist, doch recht angenehm und geistreich anregt. Schwab ist ein pausbackiger gesunder Schwabe, den man gleichfalls an der äußern Erscheinung seinen inneren Gehalt ansieht. Man begreift, wenn man ihn in seiner Behaglichkeit betrachtet, daß der Stoff seiner Balladen nicht oft bis zur Poesie verflüchtigt worden, und die Materie den Dichter, und er die Materie gar oft am Boden gehalten habe. — So viel von hiesigen Literatoren. Kommt mir noch etwas in dieser Beziehung vor, so werde ich meine Bemerkungen nachtragen. — Ich hatte mir vorgenommen am 3ten wieder von hier nach München abzugehen, doch zweifle ich an der Möglichkeit und ich werde vermuthlich bis 6ten hier bleiben da meine Verhandlungen mit Cotta vermuthlich ein Paar Tage Stillstand erleiden werden. Seinem Sohn ist nehmlich heute Nacht unvermuthet ein Kind von 5 Jahren an der Bräune gestorben. Es ist daher wohl schicklich, daß, so sehr mir auch meine Abreise am Herzen liegt, ich mein Geschäft doch erst dann wieder aufnehme, wann der Großvatter erst wieder ein wenig getröstet erscheint. Ich besuche die Deputierten-Kammer jeden Tag wenn Sitzung ist und finde viel Interesse an diesen öffentlichen Verhandlungen. — Der Geist

der die Versammlung beseelt, ist im ganzen gewiß ein guter zu nennen. Man wahrt die Interessen des Landes und der Committenten nach Möglichkeit, und es herrscht ein schöner Einklang zwischen Regierung und Deputierten, zwischen König und Ständen. Die Oposition ist durchaus wie sie seyn soll; nehmlich auf einzelne Fälle gerichtet, wo die Meinungen divergiren, aber durchaus an keiner Parthei haftend, obwohl sie, wie natürlich, sich immer individuell heftiger oder gelaßener ausspricht. Die Hauptredner sind: der Deputirte Schleyer von Tübingen, Rummel, Hoffacker, Feuerlein, Gmelin — auch unser Cotta als Vicepräsident[37]) sprach einigemal und zwar mit recht jugendlicher Lebhaftigkeit, und vollkommen ad rem. Daß nicht manche Anomalie mit unterlaufen sollte, ist wohl begreiflich, im Ganzen aber wird gut gesprochen, aber ohne Unterschied in dermaßen schwäbischem Accent, daß man die zwey Schwaben in den beiden Füchsen zu hören glaubt. Selbst im Vorlesen wird durchaus schwäbisch accentuirt. Wir Oestreicher sprechen doch nur im gewöhnlichen Umgange östreichisch, aber auf der Rednerbühne, oder im Lesen reden wir doch recht sauber. Das Theater ist zwar nicht mit außerordentlichen Talenten versehen, aber doch ohne allen Vergleich beßer als das Münchner. Es ist wenigstens mehr Zusammenspiel, und vor allem andern mehr Natur und nicht diese unerträgliche Komödiantenmanier der Münchner Schauspieler. Seidelmann[38]) ist ein sehr braver Schauspieler, und mag wohl in seinen komischen Rollen und in Bezug auf seine Vielseitigkeit unter die besten deutschen Bühnenkünstler zu zählen seyn. Er ist mir wenigstens viel genialer als Wilhelmi[39]) vorgekommen, dessen Fach er spielt. Mlle. Peche[40]) ist ein hübsches Mädchen, A. W. Schlegel hat sie besungen und hier sowohl als früher zu Naumburg hat sie viel Beifall. Ich habe sie nur einmal gesehen, wo sie mir ganz gut vorkam, wenn auch nicht so gut, als Hrn. August Wilhelm. Ich schließe diesen Brief den ich lange liegen ließ um ihn mit meinen

ferneren Wahrnehmungen auszustatten, aber die Kälte die seither eingetreten und alles Maß übersteigt (in Nürnberg und Tuttlingen war sie sogar 28 Grad, hier aber doch nur 25) macht allen Verkehr stocken. — Menzel hat eine Recension deiner osmanischen Geschichte[41]) geschrieben, die wie ich glaube, dir Freude machen wird. Ich habe hier auch einen D. Spazier[42]) aus Dresden gefunden, Schwiegersohn oder sonstiger Verwandter Jean Paul's — ein unausstehlicher Bursch, voller Anmaßungen und wiederwärtigen Manieren. Er spuckt in allerhand Zeitschriften mit kritischer Salbaderei herum. Ich reise den 10ten von hier ab, werde mich in München nur ein Paar Tage aufhalten, es müßte denn seyn, daß der König mich noch einmal kommen ließe, und werde aller Wahrscheinlichkeit nach viel später als dieser Brief in Wien seyn. Habe die Güte mich den Damen und Herren unserer Bekanntschaft freundlichst zu empfehlen. Wo ich auch noch immer sey, und wie sehr ich mich mancher Bekanntschaft zu erfreuen habe, so werde ich doch nie wieder ein Ort noch Menschen finden, die mir Wien und meine dortigen Freunde auch nur für Augenblicke in den Hintergrund drängen könnten. Das bin ich ihnen ja doch wohl auch schuldig für so sehr vieles herzliches und freundliches Entgegenkommen; wäre ich auch minder dankbar als ich es in der That bin! — Nächstens hoffe ich wieder in dem Kreise meiner Lieben zu sitzen, in dem wie ich hoffe, wünsche und glaube, mein Stuhl leer steht, und mir aufbewahrt blieb. Ich werde dann nachholen können, waß ich schriftlich überging oder doch nur flüchtig berührte. Vale et fave!

Zedlitz.

Anmerkungen.

1. Henriette Freiin v. Pereira (1780—1859) war die Tochter der Freiin Franziska v. Arnstein, jener durch Schönheit und Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichneten Dame in der Residenz, welche als die »Staël Wiens« bezeichnet wurde und in deren Salons zur Zeit des Congresses die hervorragendsten Diplomaten, Künstler und andere berühmte Personen verkehrten. Aber auch im Hause der Tochter wurde nach dem Tode der Baronin Arnstein (1818) Kunst, namentlich Musik und Poesie gepflegt und es fanden sich die erlesensten Geister daselbst zusammen. Zedlitz und Hammer gehörten ebenfalls zu den geistbegabten Freunden des Hauses Pereira. Ein Aquarellporträt der Baronin Pereira, von Baronin Brevillier gemalt, zierte die Schubert-Ausstellung im Jänner 1897.

2. Jakob Josef v. Görres (1776—1848), der bekannte Gelehrte, Mystiker und Vorkämpfer für die Interessen der katholischen Kirche, dessen Hauptwerk: »Die christliche Mystik« 1836—1842 in 4 Bänden zu Regensburg erschien, wurde 1826 als Professor der Geschichte an die Universität München berufen.

3. Es ist König Ludwig I. von Bayern gemeint, welcher (geb. 1786, † 1868) nach dem Tode Max Josephs 1825 die Regierung antrat und dessen reger Förderung künstlerischer und wissenschaftlicher Interessen die Stadt München ihre heutige auf den bezüglichen Gebieten so hervorragende Stellung verdankt. Bis zu seinem Lebensende brachte Zedlitz dem kunstbegeisterten Könige die größte Verehrung entgegen, ihm waren auch die »Todtenkränze« zugeeignet. Man vergleiche das Gedicht: »An König Ludwig von Baiern, bei Zueignung der Todtenkränze« und das Poem aus dem Nachlasse von Zedlitz: »An König Ludwig«, welches 1862 die Augsburger Allgemeine Zeitung (Beilage zu Nr. 86) veröffentlichte, das in der Reclam'schen Ausgabe der »Gedichte« nicht enthalten ist.

4. Carl Philipp Fürst Wrede (1767—1838), dessen Erzstandbild von Schwanthaler in der Feldherrnhalle zu München steht, ist der bekannte bayerische Feldmarschall, welcher auch diplomatisch thätig war, so schon 1814 auf dem Wiener Congreß, jedoch auch seit 1818 als Präsident der Kammer des Reichsrathes in Bayern. Er wurde 1822 von König Max Joseph zum Generalissimus ernannt.

5. Von dem alten Geschlechte der Grafen v. Rechberg und Rothenlöwen lebten damals namentlich noch der königlich bayerische Minister Graf Alois v. Rechberg (geb. 1766) und mehrere von dessen Geschwistern und Kindern.

Ueber die Grafen Taufkirchen gibt das »Genealogische Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser auf 1831« (Gotha, Perthes) S. 341 ff. nähere Auskunft.

6. Max Joseph König von Bayern 1756—1825.

7. Eduard v. Schenk (1788—1841), begabter Jurist, wurde 1818, nachdem er ein Jahr zuvor vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergetreten, Secretär im bayerischen Justizministerium. Er trat auch als schöngeistiger, namentlich dramatischer Schriftsteller auf. Seine Schauspiele sind 1829—1835 bei Cotta in Stuttgart in 3 Bänden erschienen. Schon 1825 war Schenk Ministerialrath und Vorstand der Schul- und Kirchensection, erst König Ludwig ernannte ihn 1828 zum Minister des Innern; obwohl ihn der König 1831 wieder aus politischen Gründen entlassen mußte, blieb er ihm stets gnädig gesinnt.

8. Johann Josef Ignaz Döllinger (1799—1890) war seit 1826 Professor der Kirchengeschichte an der Universität München, hat aber diese Universität nicht verlassen. In viel späterer Zeit, seit 1870, war er gegen die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgetreten und wurde 1872 sogar excommunicirt, was aber seine Ernennung zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften 1873 nicht hinderte. Auf literarischem Gebiete war er zuerst 1836 mit dem »Lehrbuch der Kirchengeschichte« aufgetreten, dem eine reiche Zahl gelehrter theologischer Arbeiten folgte, von denen die späteren sich zumeist mit dem Papstthum beschäftigten.

9. Georg Ludwig R. v. Maurer (1790—1872), ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, wurde 1826 Professor an der Universität in München. Später, 1832—1834, war er Mitglied der Regentschaft in Griechenland, nachdem König Otto den griechischen Thron bestiegen hatte; er wurde 1847 zum bayerischen Minister des Aeußern und der Justiz ernannt. Maurer's Hauptwerke, die »Geschichte der Markenverfassung« (1856), dann die Geschichten der Fronhöfe, der Dorf-

verfassung, der Städteverfassung, zählen zu den hervorragendsten gelehrten Arbeiten ihrer Art.

10. Der gelehrte Philologe Friedrich Wilhelm Thiersch (1784—1860) wurde 1826 Universitätsprofessor in München, auch er war 1831—1832 Mitglied der Regentschaft in Griechenland. 1848 wurde er Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Ihm ist die Wiederbelebung der philologischen Studien in Bayern zu verdanken.

11. König Ludwig war seit 1810 mit der Prinzessin Therese v. Hildburghausen (1792—1854) vermählt.

12. Welche von den damals lebenden Gräfinnen Mean v. Beaurieux gemeint ist, konnte ich leider nicht ermitteln.

13. Josef Ludwig Graf v. Armansperg (1787—1853) wurde 1826 bayerischer Staatsminister des Innern und der Finanzen, aber schon 1831 enthoben. Seiner staatsmännischen Begabung wegen war er 1833 zum Präsidenten der Regentschaft in Griechenland bei Antritt der Regierung König Ottos designirt; er verließ Griechenland erst im Jahre 1837, nachdem er noch vorher daselbst den Posten des Staatskanzlers bekleidet hatte.

14. Leo v. Klenze (1784—1864), der berühmte Architekt, welchem München so viele bedeutende Bauwerke verdankt, die er unter König Ludwigs I. Regierung und früher geschaffen, so die Glyptothek, die Pinakothek, die Propyläen, die Ruhmeshalle; auch die Walhalla bei Regensburg erbaute Klenze, welcher 1815 schon zum Hofbauinspector in München ernannt und nachher Chef der obersten Baubehörde wurde. Später ward Klenze auch nach St. Petersburg berufen, wo Kaiser Nicolaus durch ihn die berühmte Eremitage errichten ließ.

15. Der Schöpfer des berühmten philosophischen Systems Friedrich W. J. v. Schelling (1775—1854) wirkte seit 1827 als Professor an der Universität in München und war später Vorstand der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften.

16. Lorenz Oken (1779—1851), hervorragender Naturforscher und Begründer der modernen Naturphilosophie, war auch der Gründer der seit 1822 abgehaltenen Jahresversammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. Oken wurde 1827 zum ordentlichen Professor der Physiologie an der Universität München ernannt, verschiedener Mißhelligkeiten wegen gab er schon 1832 seine Entlassung und nahm einen

Ruf an die Universität in Zürich an. Oken's bekanntestes großes gelehrtes Werk ist die »Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände« (Stuttgart 1833—1841), 13 Bde.

17. Der Reformator des bayerischen Medicinalwesens Johann N. Ringseis (1785—1880) wurde 1825 zum Ober-Medicinalrath und später zum Professor der Medicin an der Münchener Hochschule ernannt, woselbst er mehrfach die Ehrenstelle des Rectors bekleidete. Er trat erst 1872 in den Ruhestand.

18. Gotthilf Heinr. v. Schubert (1780—1860) hatte Theologie und Medicin studirt. Er wurde 1827 nach München zur Universitätsprofessur für Naturwissenschaften berufen und hatte auch auf dem Gebiete des Mysticismus insbesondere durch seine schon 1808 erschienenen »Ansichten von dem Nachtseiten der Natur« Aufmerksamkeit erweckt. Sein Hauptwerk, die »Geschichte der Seele«, erschien 1830 in zwei Bänden. Schubert's ganze Richtung wurde durch Schelling's Naturphilosophie bestimmt.

19. Max Procop v. Freyberg (1789—1851), historischer, auch kunstgeschichtlicher und belletristischer Schriftsteller, wurde 1825 Vorstand des Reichsarchivs in München, nachdem er ein Jahr zuvor von der Akademie für seine Abhandlung über das altdeutsche Gerichtsverfahren mit dem Preise ausgezeichnet wurde. Seit 1835 war Freyberg Vorsitzender derselben Akademie, seit 1838 auch ordentliches Mitglied des Staatsrathes. Im Jahre 1822 erschien aus seiner Feder eine »Geschichte von Tegernsee«.

20. Der berühmte bayerische Minister Max Josef Graf v. Montgelas (1759—1838) bekleidete von 1799—1817 die Ministerposten der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen und des Innern in Bayern, 1817 erhielt er seine Entlassung und 1819 wurde er zum erblichen Reichsrath ernannt. Seine Memoiren erschienen 1886.

21. Es sind wohl Schelling's 1830 in 3. Auflage erschienenen »Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums« gemeint, Schubert's Werk wurde vorhin in Anmerkung 18 erwähnt.

22. Peter v. Cornelius (1783—1867), ausgezeichneter Historienmaler, war seit 1825 Director der Akademie der bildenden Künste in Wien. Eines seiner bekanntesten Werke ist das »Jüngste Gericht« in der Ludwigskirche.

23. Julius Schnorr v. Carolsfeld (1794—1872), ebenfalls als Historienmaler hervorragend, namentlich Vertreter der romantischen Richtung, wurde 1827 Professor an der Münchener Malerakademie,

1846 kam er als Galeriedirector nach Dresden. Er hat die großen Wandgemälde im Saalbau und im Königsbau zu München gemalt. Seine Cartons sind von ausgezeichneter Kraft und Schönheit. Sehr bedeutend ist auch die 1852—1862 erschienene Bibel in Bildern.

24. Clemens v. Zimmermann (1788—1869), ein Schüler der Münchener Akademie, wurde 1825 Professor an derselben und 1846 Director der Gemäldegalerie in der bayerischen Residenz. Auch er war im Historienfache, namentlich an der Wandmalerei der Glyptothek, Pinakothek &c. betheiligt.

25. Heinrich Heß (1798—1863) und dessen Bruder Peter Heß (1792—1871) leisteten ersterer als Historienmaler überhaupt, letzterer insbesondere als Schlachtenmaler Hervorragendes. Von letzterem rühren auch die bedeutenden Gemälde: »Das österreichische Lager«, und »Einzug König Ottos in Griechenland« her.

26. L. v. Schwanthaler (1802—1848) hat sich später, wie bekannt, als Bildhauer einen Weltruf erworben. Auch er war 1835 Professor an der Münchener Akademie.

27. Nanette Schechner-Waagen (1806—1860; sie heiratete 1831 den Maler Waagen), bedeutende Sängerin, war schon 1821 bei der italienischen, später bei der deutschen Oper in München engagirt. Die Künstlerin war auch einige Zeit im Wiener Kärntnerthortheater, im Jahre 1827 wieder in München.

28. Josef Freiherr Hormayr v. Hortenburg (1782—1848), welcher im Jahre 1809 als Hofcommissär in Tirol in bekannter Weise für Oesterreich patriotisch thätig und schon 1809 zum Hofrath in Wien ernannt worden war, wurde vom König Ludwig nach München berufen und wirkte von 1828 an daselbst, nachdem der König ihn zum wirklichen geheimen Rath ernannt hatte. 1846 übernahm Hormayr die Direction des Reichsarchivs in München.

29. Wohl Baronin Clara von Geymüller, die geistvolle Dame, deren Haus in Wien den Künstlerkreisen geöffnet war.

30. Ueber Cotta vgl. die bezügliche Stelle in den einleitenden Worten zu diesem Briefe.

31. Es ist wohl die Witwe des Königs Max Joseph Königin Friederike Wilhelmine Caroline, Tochter des Erbprinzen Ludwig von Baden (geb. 1776, † 1841), gemeint und deren Tochter Prinzessin Marie Anna Leopoldine (geb. 1805).

32. Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky (1778—1861) wurde 1825 Staats- und Conferenzminister in Wien. Er bildete gewissermaßen ein freisinnigeres Gegengewicht zu Metternich's Principien, war der Vertreter des Fortschritts und beschränkte namentlich die Ausgaben für die geheime Polizei. Auch war er ein Förderer des künstlerischen und literarischen Lebens. — Adam Graf Reviczky v. Revisnyn (1786—1862), früher Kammerherr des Vicekönigs der Lombardei Erzherzogs Rainer, später oberster Hofkanzler des Königreiches Ungarn, trat den Bestrebungen des Fürsten Metternich ebenfalls entgegen und genoß das besondere Vertrauen des Kaisers Franz, auch er war vielseitig gebildet und ein Freund der Künste und Wissenschaften.

33. Vgl. Todtenkränze (Neuausgabe Reclam's), IX, 106—108.

34. Welche Schrift Döring's hier gemeint sei, konnte ich nicht erforschen.

35. Es lebte damals Fürst Friedrich Kraft Heinrich Oettingen-Wallenstein (geb. 1793), Fürst Ludwig Kraft Ernst (geb. 1791) und Prinz Karl Anselm Kraft (geb. 1796).

36. Anläßlich der Erwähnung der genannten berühmten literarischen Persönlichkeiten Stuttgarts sei nur erwähnt, daß der Kritiker und Literarhistoriker Wolfgang Menzel (1798—1873) damals das einflußreiche Literaturblatt zu Cotta's Morgenblatte redigirte. Uhland starb im gleichen Jahre wie Zedlitz 1862.

37. Von den genannten Deputirten verdient der württembergische Staatsrath Friedrich Ludwig Gmelin (1784—1847), welcher später ordentliches Mitglied des geheimen Raths wurde, besondere Beachtung. — Johann Friedrich Freiherr von Cotta war von 1824—1831 Vicepräsident der Kammer, der berühmte Verlagsbuchhändler starb schon 1832.

38. Karl Seydelmann (1793—1843), der hervorragende Tragöde, kam 1829 an die Stuttgarter Hofbühne.

39. Friedrich Wilhelmi (1788—1852), ausgezeichneter Charakterdarsteller, war von 1822 an auch Hofburgtheatermitglied in Wien.

40. Therese Peche (1806—1882), tragische Liebhaberin, kam ebenfalls bald darnach an das Wiener Burgtheater, wo sie 1867 pensionirt wurde.

41. Hammer-Purgstall's Geschichte des osmanischen Reiches, ein wahres Riesenwerk, erschien von 1827—1833 in 10 Bänden bei Hartleben in Pest.

42. Zweifellos ist der Schriftsteller Richard Otto Spazier (1803—1854) gemeint, welcher seine Sympathie für die polnische Erhebung in dem Werke »Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830—1831« (3 Bände, 1832) Ausdruck gab und schon 1826 die Schrift: »Jean Paul in seinen letzten Tagen und im Tode« sowie eine Biographie Jean Paul's in 5 Theilen 1833 veröffentlichte.

Zur Geschichte der Wiener Theatercensur.

Von

Carl Glossy.

I.

Zu wiederholten Malen ist der Versuch unternommen worden, einen der wichtigsten Zweige der Culturgeschichte — die Censur — in ihrer Entwicklung darzustellen, den Einfluß zu schildern, den sie auf die geistige Bewegung genommen, und die Frage zu untersuchen, inwieweit diese Einrichtung im modernen Staatsleben berechtigt sei. Es fehlt uns aber noch immer eine pragmatische Geschichte der Censur in Oesterreich, ja es sind, einige wesentliche Beiträge abgerechnet, nicht einmal die wichtigsten Vorarbeiten hiezu abgeschlossen. Zwar sind die vielen Pamphlete schon an und für sich eine historische Quelle, aus der wir wenigstens das Eine schöpfen können, daß je mehr sich die Censur als eine der drückendsten Fesseln fühlbar machte, desto lauter der Kampfruf gegen sie wurde. Fast jeder Oesterreicher, der den Weg ins Revisionsamt machen mußte, hat seinem Ingrimm über diese geistige Knebelung Ausdruck gegeben. Gelehrte, Dichter und Schriftsteller, von den Großen an, deren Namen durch ihre Werke späteren Geschlechtern übermittelt wurden, bis zu den zwitschernden Zeisigen in den Almanachen und Taschenkalendern herab, kurz jeder, dessen Geisteswerk durch die zwei Worte: »Non admittitur« von der Drucklegung ausgeschlossen wurde, hat schwere Anklagen gegen die Censur erhoben, die erst in dem Jahr=

hundert der Aufklärung in Oesterreich ihre feste Organisation erhielt. Denn eine Geschichte der Censur würde uns nicht verhehlen dürfen, daß Kaiser Josef und die Aufgeklärten seiner Zeit die Censur für eine nützliche Anstalt im Interesse des Geisteslebens erachteten, und daß dieses Schutzmittel erst in späterer Zeit einen verderblichen Einfluß auf das ideale Culturleben nahm, in einer Zeit, in der Oesterreich berufen gewesen wäre den Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens zu bilden.

Kann man die zahlreichen Gesetze und Verordnungen auf dem Gebiete der Büchercensur nur im Zusammenhang mit der Geschichte der Literatur einer objectiven kritischen Würdigung unterziehen, so muß auch die Censur des lebendigen Wortes auf der Bühne in Verbindung mit derselben gebracht werden. In ihrer historischen Entwicklung kommt zunächst in Betracht, daß während die Büchercensur auf dem gesammten Continent verbreitet, bereits in dem Jahrhundert der Gegenreformation ihre Thätigkeit entfaltet, die Theatercensur erst in dem pädagogischen Zeitalter beginnt, in welchem hervorragende Männer für die Bildung des Volkes mit allen Waffen des Geistes kämpften. Es ist auch nicht ein bloßer Zufall, daß in Wien die Reform der deutschen Bühne und ihrer Censur mit jener der Vorbedingung eines geistig gesunden Volkes — der Schule — fast zu einer und derselben Zeit erfolgte und daß gerade dieselben Männer, welche für die Schulbildung ihre besten Kräfte einsetzten, auch für die Hebung des Geschmackes und der Sitte auf der deutschen Bühne thätig waren. Denn je heftiger und entschiedener sich der Kampf gegen die Roheit auf dem Theater richtete, desto mehr machte sich auch das Bestreben fühlbar, das Volk aus der langen Barbarei geistiger Trägheit zu erlösen und zur Theilnahme an den großen Culturaufgaben fähig zu machen. Durch die Schule sollte es von grober Unwissenheit befreit, durch das Theater in seinen Sitten verfeinert werden.

Unter der Regierung einer edel denkenden und für das Wohl ihrer Unterthanen mit allem Eifer besorgten Frau — der großen Kaiserin Maria Theresia — begann jenes hervorragende Reformwerk auf den beiden Gebieten der Schule und des Theaters, das ihr erlauchter Sohn fortsetzte, unterstützt von Gelehrten und Staatsmännern, die sich durch ihr Wirken ein unauslöschliches Denkmal in der Geschichte der Aufklärung gesetzt haben. [1])

Einer der Thätigsten an der Reform des Schauspieles, Josef von Sonnenfels, schrieb 1763: »Wenn ich vom Theater auf die Wiener schließen müßte, so würde ich wahrhaftig kein vortheilhaftes Urtheil für sie sprechen.« [2]) Würde er einen Blick in die Vergangenheit geworfen haben, so hätte er allerdings auch die Ursachen angeben können, die Volk und Schaubühne in einen solchen Zustand tiefer Verwilderung gebracht hatten. Er hätte uns mittheilen können, daß das Volk in Aberglauben und Roheit versunken, selbst in den geistlichen Spielen nur an Zoten und Unfläthigkeiten Gefallen fand und daß die Staatsverwaltung sich nur darauf beschränkte, durch unzählige Verbote, die aber nie befolgt wurden, das Uebel des Volksverderbens abzuwehren, statt es durch das wichtigste Mittel, die Bildung, zu verhüten. Weder Schule noch Theater hatten bis dahin ihre Aufgabe erfüllt, und wenn auf der Bühne in der Hauptstadt des deutschen Reiches die Hanswurstpritsche länger herrschte als in anderen Ländern, so ist dies eben ein Beweis, wie elend Bildung und Geschmack beschaffen waren. Da drängt sich denn zunächst die Frage auf, wie sich die öffentliche Verwaltung des Staates und der Stadt zu der Schaubühne gestellt hat? Soweit die Antwort aus den noch vorhandenen amtlichen Aufzeichnungen zu erholen ist, hatten Regierung und Stadtrath das Schauspiel keineswegs als ein Mittel der Bildung,

[1]) Arneth, Geschichte Maria Theresias. IX, 9. u. 10. Cap.

[2]) Die Welt (Wochenschrift, herausgegeben von Klemm u. Herrl, 1762—1763). 4. Bd., 5. St.

sondern nur als ein solches der »Ergötzung« angesehen, das man in »fröhlichen Zeiten« dem Volke gleichsam als Entschädigung nach langen Kriegen und Prüfungen gönnte. So heißt es in einem Regierungsberichte aus dem Jahre 1712, »daß bei dermahligen zur Fortführung des kostbaren Kriegs und anderen schwären gemeinwesigen Ausgaben erforderlichen hohen Anlagen dem Volkh einige ergötzlichkeit und ehrbare Underhaltung zu vergönnen wäre«.[3]) In keinem dieser Actenstücke auch nur eine Andeutung von einem höheren Zwecke des Schauspiels, nichts von Belehrung und Erhebung, nichts von der sittlichen Aufgabe des Theaters! Dafür tritt bereits 1741 die nachmals von dem Grafen Sedlnitzky scharf betonte polizeiliche Aufgabe der Schaubühne in den Vordergrund, als einer unschuldigen Sache, »womit die Leute vor denen privat und öffters zu gefährlichen Absichten veranlassenden conventiculis oder Zusammenkünften abgehalten werden«.[4])

Dem Zwecke entsprach auch der Gehalt des Gebotenen, und wir mögen es daher dem Bürgermeister von Wien glauben, wenn er 1659 in einem Berichte an die Regierung klagt: daß man aus den Komödien »nichts fruchtbahrliches schöpffen khann, sondern wie wissendtlich der Müessiggang und allerley scandala erweitert werden«.[5]) Aehnliche Beschwerden wiederholen sich auch in späterer Zeit; noch 1692 berichtet der Stadtrath an die Regierung: daß »solche Zeit Vertreibungen nicht ad viam virtutis, sondern zu allerley eytlen Annuethungen Anlass geben, welche die guete Sitten in böse Gewohnheiten verwexlen und dadurch die Forcht Gottes in Vergessenheit stellen«.[6]) Der Wiener

[3]) Vortrag der Hofkanzlei vom 23. April 1712. Archiv des Ministeriums des Innern, IV, M. 6 ex 1728, Nr. 13.

[4]) Die Theater Wiens (herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst). Das Burgtheater. Von Oskar Teuber. II, 34.

[5]) Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Neue Folge. 1839, S. 327.

[6]) Schlager a. a. O. 341.

Stadtrath brachte also, wie man aus diesen wenigen Beispielen ersehen kann, der dramatischen Kunst wenig Wohlwollen entgegen, und er mochte dazu alle Ursache haben, denn die zunehmende Verrohung der unteren Schichten des Volkes zeigte, daß die dramatische Kunst damals nicht geeignet war, die Verfeinerung der Sitten zu befördern. Und doch gab es zu dieser Zeit und noch früher Männer, welche über die Aufgabe und Bedeutung des Theaters dieselben Ansichten hatten, wie die Aufklärer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Schon die Schulkomödie des Schottenabtes Chelidonius [7]) aus dem Jahre 1515 enthält Andeutungen über den Zweck dieser Spiele, desgleichen findet sich in der Widmung, mit welcher Edelpöck 1568 seine Komödie »von der freudenreichen Geburt Jesu Christi« dem Erzherzog Ferdinand unterbreitete, die Bemerkung, es werde die Jugend »hierin, als in ainem Spiegel ire Mängel und teuflische Neigung zu allem Übel erkhennen. Darneben auch die Alten Iren groben Vnfleiss, die Jugendt und unerzogener zu straffen, vnd zu den guetten zu raizzen, treyben und vermeinen zu betrachten haben«. [8]) Am nachdrücklichsten aber betonte 1671 der Reichshofkanzlist und Bürger von Wien, Peter Hüttler, der zuerst die Idee zur Errichtung eines Nationaltheaters in Wien gefaßt hatte, in einem Ge-

---

[7]) Benedict Chelidonius mit dem Beinamen Musophilos, Abt des Stiftes zu den Schotten von 1518—1521 (Dr. Ernst Hauswirth, Abriß der Geschichte der Benedictiner-Abtei U. l. F. zu den Schotten in Wien. Wien 1851, S. 51). Vgl. die Anrede des Herold vor dem 1. Act der Schulkomödie »Voluptatis cum virtute disceptatio«, aufgeführt am 10. März 1515 in der Schottenschule. (Schlager a. a. O. 226, 228.)

[8]) Ms. 98 Bll. in der k. k. Hofbibliothek. — Benedict Edelpöck, Trabant des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, spricht auch schon von der scenischen Wirkung, »dann gar viel hefftiger in die hertzen und gemueter der einfeltigen Layen sich einbildt das, so man augenscheinlich fürpildet, denn das man allein höret«. (Schlager a. a. O. 303; Theatergeschichtliche Ausstellung der Stadt Wien. 1892, S. 10.)

suche an den Kaiser, die sittliche Bedeutung des Theaters, indem er bemerkt: »Das Theater sei an sich selbst ein löblich und nuzliches Werkh ja eine rechte Schuel ritterlicher Ybung, ein Spiegel Gueten und Bössens, darinnen man sihet, wie das Guete belohnet, das Bösse gestraffet, der Hochmuth erniedrigt, die Demuth erhöhet, und alles was der Welt Nuz auch schädlich als in einem lebendigen Spiegel vorgesstellt wird.«[9]) An Hüttler schließt sich Abraham a Sancta Clara mit dem Ausspruche an: »Die Komödien und Schauspiel hat man aufbracht, damit die Tugenden erlernt und die Laster sollen gemeidet werden.«

Aber diese Stimmen fanden keinen Wiederhall an jenen Stellen, deren Aufgabe es gewesen wäre, durch ihren Einfluß die Ergötzungen des Volkes in die Bahnen der Gesittung zu leiten. Streng abgeschlossen in ihrem Verkehr nahmen Hof und Adel keinen Antheil an den theatralischen Belustigungen des Volkes. Nicht daß man in diesen Kreisen, auch selbst nicht in schweren Zeiten, der dramatischen Kunst abhold gewesen wäre. Aber das Schauspiel am Hofe war kein deutsches, so wenig wie es die Sprache desselben war, und schon frühzeitig konnten sich Italiener rühmen, für die Erheiterung des Hofes zu sorgen. Auch Kaiser Leopold I. wie dessen Nachfolger Josef I. begünstigten die italienische Komödie und erst unter Karl VI., dem Vater der großen Maria Theresia, beginnt der Wiener Hof dem deutschen Schauspiele einige Beachtung zu schenken. Mittelbar aber war diese Begünstigung fremder Nationalität am Hofe insoferne doch von Einfluß, als in Wien italienische Komödianten nicht nur lange Zeit mit deutschen Wandertruppen erfolgreich wetteiferten, sondern auch das erste ständige Theater eröffneten, welches der Stadtrath aus öffentlichen Mitteln im

---

9) Schlager a. a. O. 336. Ueber Hüttlers Gesuch an den Stadtrath, ddo. 6. Januar 1671, um Befürwortung seiner Bitte bei dem Kaiser, Theatergeschichtliche Ausstellung. S. 32.

Jahre 1708 erbaut hatte.[10]) Aber trotz alledem hatte die deutsche Komödie bereits zu dieser Zeit den Sieg über die fremden Truppen errungen, denn bereits 1709 bestätigt die niederösterreichische Regierung, daß die deutschen Komödianten »durch ihre bis dato exhibirten Comödien, verschafften gueten music, saubere Klaidung und taugliche actores von hoch und nider Standts Persohnen einen weit größeren Concurs und zuelauff, als die welschen überkhommen«.[11]) Bis zu dem Zeitpunkte, als das deutsche Schauspiel eine feste Stätte erhalten hatte, bietet auch Wien dasselbe Bild des wandernden Komödiantenthums wie andere deutsche Städte, und selbst nach dem Einzuge des berühmten wienerischen Hanswurst Stranitzky in das neuerbaute Komödienhaus schlugen Wandertruppen in den Vorstädten ihren Thespiskarren in Hütten und Wirthshäusern auf, den Stätten des sogenannten »kleinen Schauspiels«, das zumeist von »Dienstbotten und solchen gemainen leuthen welche weder Zeit noch gelt zur Frequentirung deren ordinari Comödien und Opern haben« besucht wurde.[12])

Ein genauer Einblick in das Verhältnis der öffentlichen Verwaltung zur dramatischen Kunst läßt sich bei dem Mangel urkundlichen Materials bis zum 18. Jahrhundert nicht gewinnen. Nicht einmal die Competenz der Behörden in Theaterangelegenheiten kann mit Sicherheit festgestellt werden. Unzweifelhaft stand die Theaterpolizei ursprünglich der Stadtbehörde zu, in deren Hause wiederholt dramatische Aufführungen stattgefunden hatten.[13]) Allmälig und wahrscheinlich mit

---

[10]) Theatergeschichtliche Ausstellung der Stadt Wien. Nr. 59 und 901.

[11]) Archiv des Ministeriums des Innern. IV, M. 6, 1709, Nr. 17.

[12]) Bericht des Bürgermeisters und Rathes der Stadt Wien an die Regierung vom 11. December 1747 (Wiener Stadtarchiv).

[13]) Schlager a. a. O. 211. Theatergeschichtliche Ausstellung. S. 13.

dem Erlöschen der städtischen Autonomie übte die Regierung nicht nur das Oberaufsichtsrecht aus, sondern ertheilte auch die Bewilligung zu theatralischen Vorstellungen, indeß der Stadtbehörde als Executivorgan die Ueberwachung des Schauspieles oblag. Daß aber auch der Stadtrath unbekümmert um die Staatsbehörde Licenzen ertheilte, ist urkundlich festgestellt, denn Bürgermeister und Rath berufen sich in einem Berichte vom 7. Jänner 1717 darauf, daß die Bewilligung zur Producirung von Komödien von altersher dem Stadtmagistrate zukomme.[14])

Aber auch die kaiserliche Macht griff wiederholt in die Theaterpolizei ein, gewährend und verbietend. So theilt die Regierung dem Stadtrathe am 2. Juni 1663 mit, daß der Kaiser die den tirolischen Komödianten ertheilte Bewilligung, ihre Komödien und Tragödien in Wien darzustellen, »vmb gewisser Ursachen willen« wieder aufgehoben habe.[15]) Außerdem unterstanden die Schauspieler auch dem 1354 errichteten Obersten Spielgrafenamte, das sich aus der Vogtei der Musikanten-Zeche zu einem erblichen Lehen in den Geschlechtern Eberstorff, Eitzing und Breuner entwickelt hatte, bis es 1782 unter Kaiser Josef aufgehoben wurde.[16]) Wie weit sich die Macht dieses Spielgrafen erstreckte, ist nicht nachzuweisen. Aus dem Patente Kaiser Leopolds vom 12. Juni 1665 geht nur hervor, daß auch die Komödianten wie die Musiker und alle Personen, welche Spiel und Kurzweil trieben, bei dem Spielgrafenamt um die Bewilligung anzusuchen und eine Gebühr zu erlegen hatten.[17]) Mehr oder weniger war dieses

---

[14]) Stadtarchiv. Alte Registratur. 1717, Nr. 4.

[15]) Schlager a. a. O. 328.

[16]) Dr. Josef Bacher, Das oberste Spielgrafenamt im Erzherzogthume Oesterreich unter und ob der Enns. (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Classe 35, 200.) Dr. Karl Schalk, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Spielgrafenamtes von Niederösterreich im 15. Jahrhundert. (Blätter des Vereines für Landeskunde in Niederösterreich. XIV. Jahrgang, 312.

[17]) Cod. austr. pars. II, 303—305.

Schutzgeld nur eine Art von Steuer, zu der noch 1671 eine andere kam, indem die Komödianten von dieser Zeit an verhalten wurden, von dem Eintrittsgeld für jede Person einen Groschen zu Gunsten des Zucht- und Arbeitshauses in der Leopoldstadt zu bezahlen.[18])

Auch über die Functionen der Theaterpolizei ist uns so viel wie nichts bekannt; merkwürdigerweise findet sich in den Instructionen der Landesregierung keinerlei auf das Schauspiel Bezug habende Bestimmung. Umsomehr sind für die Zeit vor Maria Theresia die Licenzen, welche das Stadtarchiv bewahrt, eine äußerst wichtige Quelle für die Geschichte der Wiener Theatercensur, wenn auch von einer Censur im heutigen Sinne schon aus dem Grunde nicht gesprochen werden kann, weil der größte Theil der Stücke, besonders was das Zwischenspiel der lustigen Person betrifft, nur extemporirt und daher nicht schriftlich aufgezeichnet wurde. Aber immerhin geht aus den stets wiederkehrenden Formeln, »Ehrbarkeit und Modestie zu beachten«, »ungeziemende oder etwan ungebührliche Vorstellungen zu unterlassen«, »alles scandalose und Unsaubere zu verhüten«, »alle ärgernus bey unausbleiblichen Verbot verrers zu spielen zu vermeiden,« hervor, daß alle diese theaterpolizeilichen Anordnungen nur repressiver Natur waren, da Strafen und Verbote erst n a ch der Aufführung erfolgten.[19]) Nur ein einziges Beispiel eines Verbotes v o r der Darstellung ist urkundlich festgestellt. Als am 16. October 1707 die württembergischen

---

[18]) Resolution vom 24. Juli 1671 (Cod. austr. II, 546).

[19]) In dem Vortrage vom 23. April 1712 über das Ansuchen der deutschen Komödianten, ihre Vorstellungen in dem neuerbauten Stadttheater aufführen zu dürfen, stellte die Hofkanzlei noch die Bedingung, daß die Schauspieler »ein leidentliches Einlaßgeldt fordern und ihre Comoedien ehender nicht als bis in der Stadt alle Gottesdienst-Andachten, sonderlich die tägliche Litaney bei St. Stephan vollendet, zu exhibiren anfangen, auch an verbottenen Zeiten und Tägen solche gänzlich unterlassen sollen« (Archiv des Ministeriums des Innern, IV, M. 6 ex 1728, Nr. 13).

Hofkomödianten die erste Aufführung der Haupt- und Staatsaction: »Die hohe Vermählung zwischen Maria Stuart und Heinrich Darley, König von Schottland und Frankreich« ankündigten, verbot die Regierung im Auftrage des Kaisers die Vorstellung, »da wider solche exhibition gewisse Bedenken sich ereignen«.[20]) Zieht man die Summe aller dieser Verordnungen, so ergibt sich außer der Ohnmacht der Staatsverwaltung gegen die Verwilderung des Geschmackes auch der Mangel jeglicher Initiative zu einer Verbesserung. Zwar über die Wichtigkeit einer stehenden Bühne war sich die niederösterreichische Regierung schon im Anfang des 18. Jahrhunderts klar, als sie 1709 in einem Berichte an die Hofkanzlei das Theater als ein Gemeinwesen erklärte und Klage führte, daß Wien noch immer kein Schauspielhaus besitze, wie andere größere und namhafte Städte[21]); aber bis zur Erkenntnis einer thätigen Mitwirkung und Unterstützung seitens des Staates war man damals in der Kanzleistube noch nicht gekommen.

* * *

In engem Zusammenhange mit der Geschichte des Schauspielhauses am Kärntnerthor — kurzweg das Stadttheater und im Gegensatze zu den Winkelbühnen in der Stadt und in den Vorstädten die »ordinari Comödie« genannt — steht jene des deutschen Schauspieles in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Umgestaltung des alten Hofballhauses in ein Theater, das 1742 eröffnet wurde, war auf die inneren

---

[20]) Stadtarchiv. 1707, Nr. 128. Schlager a. a. O. 351. — Theatergeschichtliche Ausstellung. Nr. 63.

[21]) »Wenn nun diese weltberühmte Haubt- und kays. Residenz-Stadt Wienn derzeit noch mit ainigen Comödi oder Spillhäusern nicht versehen, sondern dieselbe in schlechten Hütten und denen Pallhäusern mit großer Unzürde Gefahr und Ungelegenheit vorgestellet werden müessen.« Regierungsbericht vom 20. Februar 1709 (Archiv des Ministeriums des Innern).

Verhältnisse der deutschen Schaubühne ohne Einfluß geblieben, da das Theater nächst der Burg zumeist nur italienischen und späterhin französischen Schauspielern seine Pforten gastlich öffnete und nur vorübergehend die deutsche Komödie beherbergte. Trotzdem ist dieses zweite Theater, in der unmittelbarsten Nähe des kaiserlichen Hofes, schon damals für Wien insofern von Bedeutung gewesen, als es nicht ausschließlich für den Hof und Adel bestimmt, sondern auch den Bürgern zugänglich war. Es war überdies ein großer Schritt nach Vorwärts, daß der Hof dem öffentlichen Theater mehr Beachtung zu schenken begann als in früheren Zeiten. Ist durch die Anwesenheit desselben dem Theater ein vornehmer Mittelpunkt verliehen worden, so war nun auch, besonders seit 1752 das Burgtheater nur für die französischen Komödien bestimmt wurde, dem gebildeten Mittelstand Gelegenheit gegeben, die Darstellung fremder Schauspieler mit jener auf der deutschen Bühne nächst dem Kärntnerthor zu vergleichen. Es gab also damals ein Theater der Noblesse und ein Theater für das Volk, das sich im Stadttheater, wie ehemals an den Späßen des Hanswurst, in den Tagen Maria Theresias an dem tollen Unsinn seiner Nachfolger: Bernardon, Jackerl, Leopoldel und Burlin erfreute und den Versuchen, dem regelmäßigen Schauspiele durch schlechte Uebersetzungen und Bearbeitungen der Werke eines Voltaire, Corneille, Marivaux &c. festen Boden zu gewinnen, anfänglich nur geringes Interesse entgegenbrachte. Man wollte nun einmal lachen trotz Gottsched und seinem Anhange und lachte nach der Aufführung des ersten regelmäßigen Stückes im Jahre 1747 noch länger als zwanzig Jahre über den Unsinn und die Zoten der extemporirten Komödie. Gegen diese Geschmacksverirrung kämpfte selbst Maria Theresia vergebens. »Die Comödie solle keine andere Compositionen spillen als die aus dem frantzösisch oder wällisch, oder spanisch theatri herkommen, alle hiesigen compositionen von Bernardon und anderen völlig aufzuheben, wann aber einige

gute doch wären von weiskern, sollten sie ehender genau durchlesen werden und keine equivoques noch schmutzige Worte darinnen gestattet werden, auch denen Comoedianten ohne straff nicht erlaubt sein, sich selber zu gebrauchen«, verordnete die Kaiserin bereits am 11. Februar 1752;[22]) aber trotzdem mußten noch viele Jahre verfließen, bis der Kampf gegen die extemporirte Komödie beendet war. Immerhin darf es nicht vergessen werden, daß der erste Stoß gegen die Verwilderung der Wiener Bühne von einer Frau geführt wurde, die das geistige Wohl des Volkes zu fördern zu einer ihrer Hauptaufgaben zählte. Und daß die dramatische Kunst hiezu ein geeignetes Mittel sei, hatte der kluge Verstand der Kaiserin längst erfaßt, wenn sie auch für die Bühne nicht jenes lebhafte Interesse bekundete, wie ihr großer Sohn. Zu wiederholten Malen sprach sie es aus, wie wichtig das Theater für Wien sei, »ohne dem könne man nicht hier in einer solchen großen residenz bleiben«.[23]) Auch daß die Theater in den Städten ordentlich verwaltet werden, lag ihr sehr am Herzen, »einerseits um dem Publico eine erlaubte und lehrreiche Unterhaltung zu vergönnen und andern Theils viele Menschen dadurch von sonstigen Ausschweifungen abzuhalten«. Eine Gönnerin der stehenden Bühnen in den Städten, war die Kaiserin voll Abneigung gegen die wandernden Truppen auf dem flachen Lande. Am 18. October 1771 schreibt sie an den Hofkanzler: »Da hervor kommt, daß sich fast auf den meisten herumliegenden Dörfern Comedianten Banden befinden, durch welche öfters sehr ärgerliche und Sittenverderbliche Stücke vorgestellet werden; So hat die Kanzley auf die Abstellung dieses Unfugs den Sorgfältigsten Bedacht zu nehmen und mir darüber das weitere Gutachten zu erstatten, vielleicht dürfte allenfalls damit zu helfen

---

[22]) Wlassack, Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters. S. 14.
[23]) Teuber a. a. O. II, 95.

sein, daß dergleichen herumreisende Gesellschaften besondere Privilegien anzusuchen hätten, mithin denjenigen so mit solchen nicht versehen, die Aufführung öfentlicher Schauspiele nicht zu gestatten wären.«[24]) Ein Verbot der Komödien in den Vorstädten und auf dem Lande war die nächste Folge. Längst vorher waren bereits die altersher üblichen Volksspiele, wie das: Sommer- und Winterspiel, das Adam- und Evaspiel, die Darstellung der Geburt Christi, und der heiligen drei Könige ꝛc. von der Kaiserin untersagt worden mit der Begründung, daß derlei Spiele »zu keiner Auferbauung sondern lediglich zur Aergerniß des Publicums Anlaß geben«.[25]) Hatte doch schon vor mehr als einem Jahrhundert die Regierung den Stadtrath angewiesen, bei den geistlichen Spielen auf jene Reden acht zu haben, »die auf unrichtige und ungebüerliche weiß khönnen außgelegt werden«.[26]) Aus gleicher Sorgfalt für die Sittlichkeit des Bauernstandes eiferte Maria Theresia auch gegen die Bauernspiele in Tirol, nicht nur wegen der Unanständigkeiten, sondern auch weil sie viel dazu beitrugen, den Aberglauben zu verbreiten.[27]) Das Theater sollte

---

[24]) Archiv des Ministeriums des Innern. Resolutions-Buch 1771.

[25]) Verordnung vom 26. October 1751 (Suppl. cod. austr., 5. Th., 597).

[26]) Regierungs-decret vom 9. Jänner 1647 (Stadtarchiv. 1647, Nr. 4).

[27]) Auf einen Vortrag des Gouverneurs Grafen v. Chotek vom 21. August 1765, in welchem dieser, auf die zahlreichen Bitten der Tiroler Bevölkerung hin, den Antrag stellte, unter Aufsicht des Guberniums solche Schauspiele zuzulassen, so zur Verbesserung der Sitten, Belohnung der Tugend und Bestrafung der Laster aufgeführt werden wollen, resolvirte die Kaiserin: »Ich begnehmige das Einrathen dergestalten, daß jedoch von allen komischen Auftritten, wo von Glaubens-Geheimnissen einige Vorstellung geschieht, sich enthalten werden solle.« Durch das Verbot der Schauspiele auf dem Lande (1772) wurden auch diese Volksspiele wieder eingestellt. Als 1790 am 16. März der Gouverneur Graf Sauran berichtete, daß er bei dem Hang der Tiroler Landleute zu Schauspielern wiederholt mit beständigen Bitten

also nicht mehr wie früher blos »ergötzen«, es sollte auch eine höhere Aufgabe erfüllen, ein Mittel zur Belehrung und Bildung des Volkes sein. In ihrer Sittenstrenge ging die Kaiserin so weit, auch auf den Wandel der Schauspieler und Schauspielerinnen ein scharfes Augenmerk zu lenken. Sie hatte im Großen und Ganzen wenig Achtung vor dem Schauspielerstande, wie ihr Ausspruch beweist: »Die Komödianten sind und bleiben eine Bagage.«[28]) Galanten Abenteuern wurde mit aller Strenge begegnet und sogar bis zum Mittel der Abschaffung geschritten. Die Heirat des Grafen B... mit der Tochter des Schauspielers Kurz (Bernardon) in Prag gab 1762 Anlaß, der »Noblesse« den Umgang mit Komödianten zu verbieten.[29]) Wenn auch dieses Verbot nicht strenge befolgt wurde, da selbst der Staatsminister, freilich nur in Hinsicht der französischen Schauspielerinnen, zu den Uebertretern zählte, so zeigt es doch, wie gering damals die sociale Stellung der deutschen Schauspieler gewesen im Gegensatze zu ihren Collegen aus Frankreich, die das Vorrecht der Salonfähigkeit besaßen. Ein Blick in die Theatergarderobe dieser Zeit macht den Unterschied zwischen französischen und deutschen Schauspielern sofort klar: jene kleiden sich bei Wachslicht an, diese müssen sich mit Unschlitt begnügen. »Dem deutschen Schauspieler — schreibt Sonnenfels — werden zwar in Wien auf seinem Sterbelager die Sacramente nicht versagt; aber es sind auch nur wenig Häuser, die sich über das Vorurtheil wegzusetzen und ihm den Eintritt zu gönnen das

hiezu angegangen werde, gestattete die Hofkanzlei die Aufführung ländlicher Schauspiele unter gewissen Bedingungen. Eine der wichtigsten war, daß das aufzuführende Stück jedesmal vorher der Censur zu unterwerfen sei. (Archiv des Ministeriums des Innern.)

[28]) Wurzbach 35, 321.

[29]) Vortrag der böhmischen Hofkanzlei vom 11. November 1762. (Archiv des Ministeriums des Innern, IV, M. 6, Böhmen.) — Auf Befehl der Kaiserin wurden 1752 die Schwestern Ricci und 1759 die Tänzerin Santini von Wien abgeschoben.

Herz haben«.[30]) Auf der einen Seite fehlte es also den Schauspielern an einer Vorschule des guten Geschmacks, auf der anderen vermochten ihre steifledernen Darstellungen von Personen hohen Standes dem Publicum wenig Interesse abzugewinnen. Immerhin aber hatte die deutsche Schaubühne in Wien zu dieser Zeit einen bemerkenswerthen Fortschritt zu verzeichnen, sowohl durch die Gewinnung tüchtiger Schauspielkräfte als auch durch die Zunahme regelmäßiger Stücke, die, wenn sie auch dem herrschenden Geschmacke entsprechend bearbeitet werden mußten, doch das Publicum mit manchen Werken der Weltliteratur bekannt machten.

In Verbindung mit der Entwicklung des Repertoires stand auch jene der Theatercensur, die damals zu dem Geschäftskreise der Büchercensur schon aus dem Grunde gehörte, weil es gebräuchlich war, die meisten der regelmäßigen, d. i. völlig ausgearbeiteten Stücke schon vor ihrer Aufführung zu drucken und die »Büchl« bei der Theatercasse zu verkaufen. Hatte die Büchercensur das Stück passiren lassen, so konnte es auch aufgeführt werden. Die Bemerkung auf dem Titelblatte dieser Drucke: »Zu finden bey dem Logenmeister« oder »Aufgeführt auf den k. k. Theatern« war besonders für die Provinzstädte von Bedeutung, da jede Aufführung nach einem mit solchem Vermerk versehenen Buche ungehindert stattfinden konnte. Noch unter Kaiser Josef war die Drucklegung der Stücke vor der Aufführung üblich; da aber nach und nach die meisten auswärtigen Schauspieldichter sich vorbehielten, ihre Stücke binnen Jahresfrist auch anderen Bühnen als Manuscript zu veräußern, so entwickelte sich die Regel, daß mit dem Druck eines Stückes, womit eigentlich das Recht zur Aufführung freigegeben wurde, ein Jahr zugewartet werden mußte, falls nicht etwa der Autor sein Stück schon früher im Auslande

---

[30]) Briefe über die wienerische Schaubühne. 16. Schreiben vom 23. März 1768.

hatte drucken lassen. Anders jedoch verhielt es sich mit jenen Stücken, worin die Schauspieler den ganzen Stolz ihres Wirkens in das Extemporiren setzten und damit auch ihre großen Erfolge erzielten. Für diese extemporirte Komödie gab es, wie bereits bemerkt wurde, eine Präventivcensur nicht, und wie im 17. Jahrhundert der Stadtrath, erhielt noch im Beginne der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der mit der Theaterinspection betraute Regierungsbeamte den Auftrag, »auf verdächtige und grobe Redensarten und auch auf ungeziemende Vorstellungen acht zu haben«. Wie gering aber die Macht dieser Theaterpolizei war, geht schon daraus hervor, daß der Possenreißer sogar die Kühnheit hatte, von der Büchercensur zum Druck nicht zugelassene Liederstrophen dennoch auf der Bühne zu singen.

Je toller und ungeberdiger aber die lustige Person wurde, je mehr Unsinn und Zote sich ausbreiteten, desto lebhafter wurde die Opposition des denkenden Theils aus dem Publicum und das Begehren nach einer Reinigung der Bühne durch die Staatsgewalt. Wenn Sonnenfels in seinen Grundsätzen der Polizei bemerkt, daß sich die Politiker noch nie mit der Schaubühne beschäftigten, so scheint er sich nicht erinnert zu haben, daß bereits 1761 Justi den Vorschlag machte, die Regierung möge zum Aufseher über die zu spielenden Stücke einen Mann von guter Einsicht, Geschmack und edlem Herzen setzen, der den Endzweck der Komödie: »die Tugend und guten Sitten zu befördern«, auch bei den lustigsten Stücken nicht außer Augen verliere.[31]) Das Begehren nach einer Censur des Geschmackes hängt so innig mit den Reformbestrebungen des Theresianischen Zeitalters zusammen, und ist so enge mit dessen pädagogischer Rich-

[31]) J. H. G. Justi (1750 Professor der Kameralistik und der deutschen Beredsamkeit am Theresianum zu Wien): Die Grundfesten zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten. Königsberg und Leipzig 1764, 2. Bd., 298. — Auch in seinen deutschen Memoires (Wien 1761) spricht Justi von dem Nutzen der Schauspiele.

tung verbunden, daß wir die verschiedenen öffentlichen Nothrufe, die damals von aufgeklärten Männern erfolgten, als eine Art Nothwehr gegen die Unbildung und Roheit der Massen ansehen müssen, an welchen schlimmen Eigenschaften leider auch die Schaubühne ursächlichen Antheil hatte. Wenn wir uns die Klagen der Behörden vergegenwärtigen, die seit dem 17. Jahrhundert in dürren Amtsberichten gegen die Schaubühne erhoben wurden, so müssen wir billig staunen, daß nicht schon früher Gelehrte und Schriftsteller sich berufen fühlten, den Mißbrauch des Theaters zu bekämpfen. Aber die scholastische Gelehrsamkeit stand so weit von allem Volksthümlichen entfernt, daß es uns nicht wundern darf, wenn sie an der Bildung und Erziehung des Volkes nicht den geringsten Antheil nahm. Zwar draußen im Reiche hatten längst schon vor dieser Zeit gelehrte Männer die Schaubühne zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht. So schreibt in seinem »Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie« Daniel Morhof am Ende des 17. Jahrhunderts: »Die Schauspiele, die an sich selbst löblich und gut sind, haben durch die eingeschlichenen Mißbräuche bey einigen ihren guten Glauben so verlohren, daß man sie gar für sündlich und ärgerlich gehalten.«[32]) Indem Morhof als Vertheidiger der Schauspiele auftritt und der Ansicht ist, daß man sie nicht nur dulden, sondern bisweilen sogar anordnen müsse, schließt er sich dem Autor des Werkes »De la connaissance des bons livres« an, daß mit der Prüfung von Komödien Personen zu bestellen wären, ohne deren Bewilligung kein Stück aufgeführt werden sollte.[33])

---

[32]) Daniel Georg Morhof (geb. 6. Februar 1639 zu Wismar, gest. 1691 Lübeck), Unterricht von der teutschen Sprache vermehrt und verbeßert von den Erben heraußgegeben. Lübeck und Frankfurt 1700, 17. Cap., 662.

[33]) Ch. Sorel (geb. Paris 1599, gest. daselbst 1764), De la connaissance des bons livres. 1671.

In Oesterreich aber begann der literarische Sturm gegen den Feind des guten Geschmacks erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den damals nach englischem Muster entstandenen moralischen Wochenschriften.[34]) Heyden, ein Leipziger Magister, war es, der im Geiste Gottsched's den Krieg eröffnete. Ihm folgte 1760 ein anderer Gottschedianer, Heinrich von Engelschall, mit einer selbstständigen Schrift: »Zufällige Gedanken über die deutsche Schaubühne zu Wien«, worin er, gegen die extemporirte Komödie eifernd, beantragte, darauf zu sehen, »daß kein Wort von einem Schauspieler auf der Bühne gesprochen werde, das nicht in dem vorher gänzlich schriftlich abgefaßten und zur Censur eingereichten Stücke befindlich sei«. Nicht blos was wider Religion, Staat und gute Sitten laufe, sondern das Schlechte an und für sich dürfe nicht auf die Bühne gebracht, der gute Geschmack müsse befördert werden.[35]) Weit mehr Anklang als diese übrigens trockene Schrift erzielten Klemm's Wochenschriften: »Die Welt« und »Der Patriot«.[36]) In letzterer wurde bereits die Aufmerksamkeit des Regenten dem Theater zugelenkt und ausgesprochen, daß die Wiener Schaubühne in der Hauptstadt Deutschlands, vom Hofe privilegirt, allen anderen deutschen Bühnen den Ton angeben sollte, wie die Pariser Bühne den übrigen Provinzen Frankreichs. Es raschelte ziemlich lebhaft in diesen jungen Blättern und manch ein frischer Gedanke verbreitete sich durch sie in den bescheidenen Lesekreis. Der Anfang war nun einmal gemacht; das Werk fortzusetzen und glücklich zu vollenden, dazu war Einer auserlesen, dessen Name mit der

[34]) Den Kampf, der damals in den Wiener Wochenschriften für die Sittlichkeit der Bühne eröffnet wurde, erörtert gründlich Dr. Karl Görner, Der Hans Wurst-Streit in Wien. Wien 1884.

[35]) Josef Heinrich Engelschall, k. k. Rath, Lehrer der Oekonomie an der hohen Schule. (De Luca, Das gelehrte Oesterreich Wien 1776, S. 107.)

[36]) Oesterreichischer Patriot, eine Wochenschrift. Wien 1764—1766.

Geschichte der Aufklärung in Oesterreich für immer verbunden ist: Joseph von Sonnenfels!

Stellt man den menschlichen Schwächen dieses Mannes, deren die Eitelkeit nicht die geringste war, seine Vorzüge entgegen, so wird man ihm das Zeugnis nicht versagen können, daß er, wie ihn Gräffer charakterisirt, ein »Inslebengreifer, Durchslebengreifer« war, ein reformatorischer Geist, der für die Aufklärung in Wort und Schrift mit seltenem Freimuth gekämpft hat. Freilich war damals für Oesterreich eine neue Zeit angebrochen, in der das freie Wort ein williges Gehör auch auf jener Höhe der Macht gefunden, von der herab allein das Heil zu erwarten war. Und was das Wichtigste, Sonnenfels durfte frei und offen sprechen: »Lassen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin versuchen — schreibt Lessing an Nicolai am 25. August 1769 — so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als Dieser sie ihm gesagt hat, . . . und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land in Europa ist.«[37]) In der »Welt«, im »Vertrauten«, im »Mann ohne Vorurtheil« und endlich in den »Briefen über die wienerische Schaubühne«[38]) hatte Sonnenfels den Kampf gegen die Unsittlichkeit auf der Schaubühne und gegen die extemporirte Komödie mit den schärfsten Waffen geführt und dadurch nicht nur den Geschmack des Publicums geläutert, sondern auch das Ehrgefühl der Schauspieler so weit gehoben, daß diese schließlich erklärten, nur mehr in regelmäßigen Stücken aufzutreten. Als nun der Theaterpächter die extemporirte Komödie durch eine fremde Truppe darstellen

[37]) Lessings Werke. Berlin, Hempel, 20. Theil, 1. Abth. Briefe von Lessing. Herausgegeben von Karl Christian Redlich. Nr. 178.

[38]) Der Vertraute (Halbwochenschrift). 1765. — Der Mann ohne Vorurtheil (Wochenschrift). 1765—1767. — Briefe über die wienerische Schaubühne (24. December 1767 bis 25. Februar 1769).

lassen wollte, war es Sonnenfels, der den Muth hatte, selbst vor dem Throne für die Verbesserung der Schaubühne einzustehen. In einer Denkschrift,[39]) welche er dem Kaiser überreichte, verwies er auf den Erfolg seiner kritischen Thätigkeit, nicht ohne zu klagen, daß zu den Freunden des Possenreißers Personen von Rang zählen, welche die Partei der Unsittlichkeit ansehnlich und mächtig machen. Mit Berufung auf sein Lehramt, das ihn berechtige und verpflichte die Sache des gesitteten Schauspieles zu vertreten, erhob er offen Beschwerde, »daß der hohe Adel sich für das französische Schauspiel so viel Mühe gibt, indessen das Nationalschauspiel gleichsam nur als ein zufälliger Theil angesehen und sich selber überlassen wird«. Indem nun Sonnenfels die Gründe bespricht, welche für die Einführung des französischen Schauspieles angeführt wurden, hält er mit dem Vorwurf nicht zurück, »daß man die deutsche Schaubühne bis hieher vernachlässigte, und daß man es verabsäumt habe, sie der Gegenwart des Hofes und des gesitteten Theiles der Nation würdig zu erachten«. Er scheut sich nicht dem Kaiser vorzuhalten, daß Wien »ohnehin an den übrigen Seiten der Verfeinerung des Geschmackes einen so geringen Antheil habe und sich an dem Beitrage zu der Besserung derselben von jeder kleinen deutschen Provinz habe übertreffen lassen«. Mit kräftigen Worten mahnt nun Sonnenfels für eine gesittete Ergötzlichkeit des Bürgers zu sorgen. Voll Eifer ruft er dem Kaiser zu: »Ist der Regent, ist der große Adel der einzige Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit? Verdient der Bürger, welcher zu dem allgemeinen Wohle nicht minder beiträgt, daß man seiner gar nicht gedenke? Gibt es nicht mehrere Classen der unteren Bürger, welchen der Staat nach durchgearbeitetem Tage eine Erholung zu

[39]) Betitelt: »Ueber die Nothwendigkeit, das Extemporiren abzustellen« (Brünner Zeitung, wöchentliches Intelligenzblatt). 1770, Nr. 16. — Kopetzky, Josef und Franz v. Sonnenfels. Wien 1882, S. 99.

verschaffen verpflichtet ist?« Das waren Worte, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten, umsoweniger als sie gewichtigen Nachdruck durch die Fürsprache Gebler's erhielten, eines Staatsmannes, der an dem Reformwerk des deutschen Theaters nächst Sonnenfels den hervorragendsten Antheil hatte.[40])

Staatsrath Tobias Gebler war ein Mann von umfassenden Kenntnissen, vornehmer Gesinnung und scharfer Auffassung, der sich nicht nur im Rathe der Krone um die Aufklärung vielfach verdient gemacht, sondern auch als dramatischer Schriftsteller zur Hebung der Schaubühne wesentlich beigetragen hatte. Seinem Einflusse ist es zu danken, daß Kaiser Josef ein strenges Verbot gegen das Extemporiren erließ und fremden Truppen das Auftreten auf der deutschen Bühne untersagte. Zu Ostern 1769 war bereits die extemporirte Komödie aus dem Repertoire des deutschen Theaters verschwunden; aber die Gefahr, daß sie auf einer Hintertreppe sich wieder einschleichen werde, schien noch immer nicht vorüber, zumal der arg verschuldete Theaterpächter Affligio inzwischen Kurz-Bernardon als Retter aus finanzieller Noth berufen und in einem Gesuche die Aufhebung des Extemporeverbotes erbeten hatte. Trotz der Verweigerung seiner Bitte ließ Affligio den Lustigmacher dennoch auf die Bühne, ohne jedoch den ersehnten Erfolg zu erzielen. Da trat Sonnenfels — inzwischen zum Censor ernannt — abermals an die Stufen des Thrones heran, und zwar mit einem Promemoria folgenden Wortlautes:[41])

»Wenn der Unterzeichnete den Auftrag der Theatercensur als einen schmeichelhaften Beweis anzusehen berechtigt ist, daß seine Grundsätze über die Sittlichkeit der Schaubühne

[40]) Tobias Freiherr von Gebler (Wurzbach 5, 118 f. — Glossy, Tobias Gebler. Neue Freie Presse, Nr. 7950; R. M. Werner, Aus dem Josefinischen Wien. Gebler's und Nicolai's Briefwechsel. Berlin 1888).

[41]) Staatsrathsacten. 1770, Nr. 816 (Staatsarchiv).

Euer Majestät Allerhöchsten Beyfalls gewürdigt worden, so macht ihm dieser Auftrag es zugleich zur Pflicht, sich vor Allerhöchst deroselben diejenige Unterstützung zu erbitten, ohne welche er sich nicht verheißen darf, den Endzweck seines Amtes zu erreichen. Er gelobt seiner Seite den größten möglichen Eifer zu diesem Amte mitzubringen, er schwöret der Sittenlosigkeit und Unanständigkeit denselben unauslöschbaren Haß, durch welchen er sich von jeher in seinen Schriften ausgezeichnet, aber mit dem eifrigsten Vorhaben, gegen diese Schandflecken der Schaubühne und der Nationalsitten unerbittlich zu sein, ist er ganz gewiß unfähig, manche etwa daran gewöhnten Schauspieler in ihren Schranken zu erhalten, da sogar die zwo allerhöchsten Verordnungen gegen das Extemporiren noch fruchtlos waren, und gewisse Leute nicht irre gemacht haben, mit sittenlosem Zeuge aus dem Stegreife die ganze Stadt zu ärgern. Es scheint ihm daher nöthig diesen Verordnungen 1. durch eine beigesetzte Strafe die Wirksamkeit zu ertheilen, und den Schauspielern andeuten zu lassen: daß derjenige, der es wagen sollte, etwas in das Stück hinein zu extemporiren, ohne Ausnahme auf die durch den Censor an seine Behörde gemachte Anzeige, das erstemal mit Arrest beleget, das zweitemal aber ganz von dem Theater werde abgeschaffet werden. Die öffentliche Ehrbarkeit ist dieser heilsamen Strenge in der That würdig. Es ist

2. nothwendig, dem Begriffe des Extemporirens seine ganze Ausbreitung zu geben, und darunter auch diejenigen Anreden zu ziehen, welche ein Schauspieler ohne Vorwissen des Censors an das Publikum halten würde: es gehören ferner hieher Kleidungsarten und Attribute, welche nicht in dem Exemplar bezeichnet sind, hauptsächlich aber Geberden, durch welche oft eine an sich unschuldige Rede zur größten Zote werden kann. Wären daher alle diese Theile der Censur und eben derselben Strafe zu unterwerfen, und darüber dem Censor die unabgewendete

17*

Aufmerksamkeit anzuempfehlen, bei Ahndung, wo er sich saumselig oder nachsehend würde finden lassen.

3. Müßten die Anschlagzettel dem Censor jedesmal zum Uebersehen gebracht, und dann

4. diejenigen Stücke, die wirklich auch schon ehehin gespielt oder gedruckt sind, der nochmaligen Censur unterworfen werden, weil besonders in den älteren nicht nur offenbarer Unsinn, sondern manches wahrhaft anstößige, sittenverderbende Zeug sich eingeschlichen hat. Die Einführung einer Theatercensur ist ohne Zweifel weiter aussehend, als sie bisher überhaupt betrachtet worden. Die Bildung der Nation, nicht von Seite des Geschmackes allein, sondern auch der Sitten, des Umganges, die Achtung der Fremden, welche von der Schaubühne auf die Sitten ein Urtheil fällen, mithin in einiger Beziehung selbst der Ruhm der Monarchen, die entweder die gesitteten Schauspiele beschützen oder sittenloses Zeug dulden, und ihre Unterthanen, wenn ich so sagen darf, dadurch abbrutiren lassen, sind damit in Verknüpfung. Also hält der Censor

5. dafür, die Gränzen seiner Aufsicht erstrecken sich dahin, daß er nicht nur auf Sitten, sondern auch auf den Anstand zu sehen und was so geradezu allen Menschenverstand beleidigt, zu verwerfen, verbunden sein werde. Damit er nun seiner Pflicht mit Nachdruck Genüge leisten und zugleich über die sträflichen Einschaltungen wachen könne, so hält er auch in der Förmlichkeit der Censur eine Abänderung für unentbehrlich, und zwar

6. müßten die Stücke jedesmal, wenigstens einen Monat vorher zur Censur gebracht werden; nicht wie es diese letzte Zeit her geschah, wo man sie schon ehe ausgeteilt, ehe sie in der Censur, ja ehe noch, als sie fertig waren. Auf eine solche Art, wo der Censor nicht den Zusammenhang überschauen mag, und zu eilen gezwungen ist, war es leicht, ihn zu übervortheilen. Dieß wird durch das frühere Exhibiren gehindert, und fließt von selbst daraus, es müsse nie ein

Stück auf die Austheilung kommen, ehe man darauf die Censur erhalten habe.

7. Wäre es mit den Comödien, auf dieselbe Art, wie es mit andern zum Druck bestimmten Schriften auch geschehen muß zu halten, mithin zwei gleichlautende Abschriften einzureichen sein, wovon die eine mit der Unterschrift hinausgegeben, die andere aber in den Händen des Censors zu seiner Rechtfertigung, zugleich zum Nachsehen bleiben würde; ohne diese Vorschrift kann sein unterschriebenes Exemplar ganz leicht verfälscht, und ihm ein Fallstrik gelegt werden. Welches letztere, da es der Verfasser dieses allerunterthänigsten Pro Memoria natürlich erwarten muß, da er erwarten muß, er werde bei seinem Amte nothwendig viel zu kämpfen, mithin oft Ihro Majestät Allerhöchste Entscheidung zu erbitten haben; da man gewiß Gelegenheit suchen wird, gegen ihn manche Beschuldigung bis vor den Thron zu bringen, so bittet er:

8. Ihro Majestät geruhen, ihm den Weg zu bestimmen, wodurch er seine Vorstellungen ohne Einstreuungen und Hindernisse zu erfahren, unmittelbar an allerhöchst Dieselbe bringen möge.

Zugleich flehet er um den besonderen allerhöchsten Schutz, daß Ihro Majestät ihm jede gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung bekannt machen, ihm zu seiner Rechtfertigung Gelegenheit geben, sonst aber seinen Widersachern kein einseitiges oder willfähriges Gehör verstatten möchten. Sollte seine Vorstellung des allerhöchsten Beyfalles gewürdiget seyn, so wünscht er, um eines mehreren Nachdrucks wegen, die allh. Entschließung darüber möchte durch die österreichische Hofkanzley an die N.-Ö. Regierung erlassen, und von dieser der Impressa in einem ordentlichen Dekrete zur Nachachtung bedeutet werden.

Sonnenfels.«

Der Kaiser leitete das Schriftstück an den Staatsrath, wo Gebler die Berichterstattung übernahm. Nach einer kurzen Inhaltsangabe des Sonnenfels'schen Vorschlages, bemerkt Gebler: »Da die Allerhöchste Absicht dahin gehet, das seit einiger Zeit auf dem deutschen Theater mit sitten-verderblichen und sinnlosen Vorstellungen wieder einreissende Unwesen abzustellen, so ist allerdings nöthig, hierzu frische Mittel zu gebrauchen. Ich finde die Vorschläge des neu-ernannten Theater-Censors von Sonnenfels dem Endzweck wohl angemessen. Es hat jedoch derselbe sich in den Schranken eines Censors zu halten, folglich die bemerkenden Anordnungen dem über die Theater gesetzten Grafen zur weiteren Verfügung anzuzeigen. Damit auch weder die Theater-Impressa. noch die Theaterpersonen sich mit der Unwissenheit entschuldigen mögen, wäre ersterer zur Verständigung der letzteren und zu ihrer eigenen Richtschnur sowohl die Anstellung des von Sonnenfels als dasjenige zu erinnern, worauf der Censor künftig in Ausübung seines Amtes zu sehen haben wird.« Sonnenfels' Vorschlag sowie Gebler's Gutachten fanden die vollste Zustimmung des Kaisers, der mit Handbillet vom 15. März 1770 den Hofkanzler Grafen Rudolf Chotek verständigte, daß er es für gut befunden habe, »dem Sonnenfels die Censur bei dem deutschen Theater, und zwar nicht nur in Ansehung des Inhaltes der Stücke selbst, sondern auch in Ansehung der Aufführungsart aufzutragen.«[42])

An die Spitze dieser Norm stellte der Kaiser den Grundsatz, daß der Censor nichts zulassen solle, »was die Religion, den Staat im mindesten beleydiget oder auch offenbarer Unsinn und Grobheit, folglich des Theaters einer Haupt- und Residenzstadt unwürdig ist«. Durch diese Bestimmung wurde die Theatercensur im Verhältnis zur früheren Zeit insoferne erweitert, als ihr Wirkungskreis von nun an auch ästhetische Aufgaben umfaßte. Der Theaterpolizei blieb nur

---

[42]) Archiv des Ministeriums des Innern. IV, M. 2, N.-Oe., Nr. 91 ex 1770.

mehr die Aufrechthaltung der Ordnung im Schauspielhause, da die Ueberwachung der Aufführung dem Censor zugewiesen wurde, der keine andere Instanz über sich hatte, als das Hofamt des obersten Theatraldirectors.

Man sollte meinen, nun einmal der Kaiser seinen Willen so nachdrücklich betont und in ein Gesetz gekleidet hatte, wäre jeder weitere Versuch, den alten Zustand wieder herzustellen, ein- für allemal unmöglich gemacht worden. Aber die Besiegten gaben die Hoffnung noch immer nicht auf, zum mindesten sollte mit dieser auch der strenge Censor fallen, der seine Thätigkeit mit allem Eifer begonnen hatte. Nachdem Pasquille, Bedrohungen und versuchte Bestechungen den Mann ohne Vorurtheil von der strengen Erfüllung seiner Pflichten nicht abzubringen vermochten, griff man zu dem nicht ungewöhnlichen Mittel der Verdächtigung. Aber auch diesmal erhob Sonnenfels ungescheut seine Stimme gegen die Parteigänger des Possenreißers, indem er dem Kaiser zurief: »Erlauben Euere Majestät, daß ich die eigentliche Bedeutung dieser ihrer Hoffnung aufsuchen möge! Von welcher Seite man dieselbe immer wende, läuft sie beständig auf eine verkleinernde Geringschätzung Ihrer gesetzgebenden Klugheit hinaus, weil Euere Majestät entweder eine Verordnung müßten erlassen haben, die vorher nicht genug bedacht war, oder weil sie erwarten dürfen, Euere Majestät werden ein Gesetz, welches die Bildung der Nation und der durch Weisheit und Güte merkwürdige Zeitpunkt ihrer Regierung gefordert haben, ebenso leicht widerrufen, zu einer Zeit widerrufen, da hunderte öffentliche Blätter dasselbe seinem ganzen Inhalte nach Deutschland angekündigt und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit über das Schicksal der deutschen Schaubühne rege gemacht haben, welche würdig ist, Theresen und Josephen ihre Vervollkommnung schuldig zu werden.«[43])

---

[43]) Allerunterthänigstes Promemoria (Staatsarchiv, Miscellanea. 1759—1780).

Noch während über diese Beschwerdeschrift in den Kanzleien verhandelt wurde, hatte die Theaterpachtung Graf Johann Kohary übernommen, ein Cavalier, der, wie Sonnenfels in seinem Promemoria bemerkt, festen Willens war, das Nationalschauspiel gesittet und anständig und dadurch des höchsten Schutzes würdig zu machen. Zwischen dem neuen Unternehmer und dem Censor herrschte das beste Einvernehmen, das in kurzer Zeit sogar zu einem directen Einfluß des Letzteren auf die Leitung der Bühne führte. Sonnenfels wurde dem Grafen ein eifriger Berather, beide bezielten das deutsche Schauspiel zum Nationaltheater zu erheben und ihm den Vorzug vor der französischen Bühne zu sichern. In einer Nachricht, die am 14. August 1770 erschienen ist, entwickelte Sonnenfels ausführlich das Programm des neuen Theaterdirectors, nicht ohne zugleich auch einen warmen Aufruf an den Adel zu richten, sich um das Nationalschauspiel durch dessen Schutz verdient zu machen und auch an der Bildung des Schauspielers näheren Antheil zu nehmen.

Der Anfang ließ das Beste für die Zukunft erwarten. Und in der That, der Erfolg war ein äußerst günstiger, denn nicht nur war die extemporirte Komödie für immer beseitigt, man zählte auch am Schlusse des Jahres bereits 111 studirte Stücke. Publicum und Kritik sprachen ihre Zufriedenheit aus. Nur Einem, der fern von Wien weilte, Gotthold Ephraim Lessing, stiegen Bedenken auf. »Es soll mich freuen, — schrieb er an Eva König — wenn Sonnenfels in Wien mehr Gutes stiftet, als mir in Hamburg zu stiften gelingen wollte. Aber ich sorge, ich sorge, es wird dort auch zu nichts kommen. Schon des Herrn von Sonnenfels allzu strenger Eifer gegen das Burleske ist gar nicht der rechte Weg, das Publicum zu gewinnen.«

Und Lessing hatte Recht, denn noch vor der Niederschrift dieses Briefes war Sonnenfels von seinem Amte

enthoben worden.[44] Es fehlte nicht an Stimmen, welche die Abberufung des Censors Sonnenfels dem Einflusse Gebler's zuschrieben, und auch die »Chronologie des deutschen Theaters« berichtet hierüber: »Zu Wien nahm sich Herr von Gebler der Bühne immer mehr an; und weil er kein Freund des Herrn von Sonnenfels war, brachte er es dahin, daß ihm Censur und Direction wieder abgenommen wurde.« Liest man dagegen das Lob, welches Sonnenfels in der im Jahre 1775 verfaßten Autobiographie dem Staatsrathe Gebler zollt, so erscheint die Nachricht der »Chronologie« zweifelhaft.[45] Sonnenfels schrieb damals, also fünf Jahre nach seinem Rücktritte, in den anerkennendsten Worten über Gebler, daß dieser es gewesen, der sein Bestreben als Lehrer bei der Monarchin geltend gemacht und den größten Antheil an den Belohnungen hatte, womit die Monarchin ihm ihren Beifall über den ersten Theil seiner »Grundsätze« bezeugte; »er war es« — fährt Sonnenfels fort — »welcher der bekannten Schrift über die Nothwendigkeit, das Extemporiren abzustellen, vor dem Throne Nachdruck gab, und mich zum Censor der Schaubühne zu der Zeit vorschlug, als die

[44]) Der Brief ist vom 25. October 1770 datirt, also zu einer Zeit, da Sonnenfels bereits von der Theatercensur enthoben war, wovon aber Lessing damals noch keine Kenntnis erlangt haben dürfte, wiewohl ihm Eva König von Wien aus am 14. October geschrieben hatte: »Der Herr v. Sonnenfels hat die Censur verloren und von der Kaiserin den Befehl erhalten, sich bei Verlust seines Dienstes weiter nicht in Theatralsachen zu mengen. Soliman [Soliman der Zweite, oder die drei Sultanninen, Lustspiel in 3 Acten von Favart, übersetzt von Starke, zum ersten Male im Burgtheater am 29. September 1770 aufgeführt] hat zum Vorwande gedient. Ob es gleich dreimal aufgeführt worden, so ist es doch nun verboten. Erst fand man das Schnupftuch anstößig und der Sultan mußte der Roxelane dafür einen Spiegel geben . . .« Erst am 29. November 1770 schrieb Lessing hierüber an Eva König: »Ich weiß nicht ob ich mehr lachte oder mich ärgerte, als ich aus Ihrem Briefe ersehe, daß seine [Sonnenfels] Aufsicht so geschwind ihre Endschaft erreicht habe . . . .«

[45]) Das gelehrte Oesterreich. I, 2. St., 168 f.

Wiederkehr Bernardon's dem Geschmack, wenigstens des großen Haufens, einen gefährlichen Rückfall drohte.« Etwas deutlicher und offener spricht Gebler in einem Brief an Nicolai, in dem er am 12. Februar 1772 über Sonnenfels schreibt: »Ewig Schade ist es, daß ein Mann von so großen Talenten gar niemanden neben sich leiden will.«[46]) Diese Worte lassen allerdings auf ein Zerwürfnis oder doch auf eine Erkältung der Beziehungen schließen. Uebrigens war die Zahl der Gegner keine geringe, die sich Sonnenfels durch seine Eitelkeit und Unduldsamkeit geschaffen hatte. Daß auch Lessing nicht zu seinen Freunden zählte, ist bekannt, ob aber Sonnenfels die Ursache gewesen, daß jener nicht nach Wien berufen wurde, ist noch immer nicht festgestellt. Lessing's Braut, Eva König, schien davon überzeugt, sie ist uns auch eine Zeugin für die Stimmung, die damals in Wien gegen Sonnenfels herrschte, als sie ihrem künftigen Gatten am 19. December 1770 berichtete: »wie sich die ganze Stadt Wien freuet, wenn der Herr von Sonnenfels gekränkt wird.«[47])

Indem wir auf die Leistungen eines Mannes zurückblicken, der, wie wir alle, nicht frei von menschlichen Schwächen, der aber reich an Verdiensten war, werden wir Josef von Sonnenfels jene Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm als einem der thätigsten Mitarbeiter an dem großen Werke der Aufklärung gebührt.

* * *

Mit demselben kaiserlichen Handbillet, das Sonnenfels von der Theatercensur enthoben hatte, wurde der Regierungsrath Franz Karl Hägelin zu dessen Nachfolger ernannt.[48]) Hägelins Name stand damals bereits mit einer

---

[46]) Werner, Aus dem Josefinischen Wien. S. 29, Nr. 2.

[47]) Lessing's Werke. Hempel, 20. Th., 2. Abth., Nr. 222.

[48]) Kaiserliches Handbillet vom 13. October 1770. Zugleich wurde auch der Censor der französischen Komödie, Gontier, enthoben und Regierungsrath Baron v. Weber zu dessen Nachfolger ernannt.

der wichtigsten Reformen in Verbindung, die Kaiserin Maria Theresia begonnen hatte, einem Culturwerke, das nichts geringeres bezweckte, als durch die Verbesserung des Schulwesens Bildung und Aufklärung in alle Schichten der Bevölkerung zu verbreiten. Zur Mitwirkung an der Lösung dieser großen Aufgabe waren auf Anrathen Gebler's auch die Regierungsräthe Gaya und Hägelin berufen worden,[49]) Beide Schüler des berühmten Wolf in Halle, wo sich damals, von dem Ruhme des Lehrers angelockt, viele begeisterte Jünglinge aus verschiedenen Ländern eingefunden hatten. Auch Franz Karl Hägelin, geb. 1735 zu Freiburg im Breisgau, der daselbst die hohe Schule besuchte, zog Halle mächtig an, und als der Vater dem Drängen seines für Wolf begeisterten Sohnes nicht nachgeben wollte, machte sich dieser 1748 heimlich auf den Weg, verkaufte seinen silbernen Degen und die silbernen Schuhschnallen und floh unter mancherlei Entbehrungen zu Wolf, der ihn freundlichst aufnahm und die väterliche Zustimmung zur Fortsetzung der Studien erwirkte. Ein Zeugnis Wolf's vom 9. März 1754 bestätigt den glänzenden Erfolg der Studien Hägelin's über Philosophie, Mathematik und Naturrecht.[50])

Von dieser Universität, von der die ersten Strahlen der Aufklärungssonne ausflossen, zog Hägelin nach Wien, wo sein Bruder an der adeligen Kriegsakademie als Lehrer wirkte. Er kam zu einer Zeit, in der das Vorurtheil gegen den Besuch fremder Universitäten bereits geschwunden und ein Zeugnis einer solchen die beste Empfehlung war, um in

---

[49]) Hägelins Antheil an der Reform der Volksschule, ausführlich dargestellt in Helfert's: Die österreichische Volksschule. Prag 1860, 1. Bd. — Gebler's Votum vom 17. Mai 1770 (Staatsrathsacten. 1770, Nr. 839, Staatsarchiv).

[50]) Zur Biographie Hägelin's: Wurzbach 7, 174; Annalen der Literatur und Kunst in dem österreichischen Kaiserthume 1809. Intelligenzblatt, October, Sp. 160—165; Wiener-Zeitung vom 28. October und 18. November 1809.

Wien nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch ein Amt zu finden. Zumeist begann die Carrière mit dem Unterrichte in den Familien des Hochadels, dem gewöhnlichen Weg zur Erlangung einer Staatsbedienstung. Auch Hägelin mußte ihn zurücklegen, bis ihn auf Verwendung des damaligen Directors der adeligen Kriegsakademie F. M. L. von Kleinholt die Kaiserin 1764 durch Ernennung zum supernumerären Secretär der n.-ö. Landesregierung in den Staatsdienst berief, wo sich ihm ein großer Wirkungskreis eröffnete.[51]) Auf den meisten Gebieten der politischen Verwaltung thätig, war er auch 15 Jahre hindurch Referent in allen Angelegenheiten des Cultus und Unterrichtes zu einer Zeit, in der auf diesen Gebieten wichtige Neuerungen eingeführt wurden. Auch in Fragen der Volks- und Staatswirthschaft finden wir ihn nicht nur als tüchtigen Berather thätig, sondern auch bestrebt, eine Reihe von Mißständen im Interesse des Volkswohles abzustellen. Er war es, der zum Vortheile des Bauernstandes beantragte, die vielen Kirchtage auf dem Lande aufzuheben und sie auf einen einzigen Tag zusammenzuziehen. Er ist freilich damit nicht durchgedrungen, trotzdem ihn Gebler unterstützte, der sich die Bemerkung nicht versagen konnte, daß das Interesse der Lebzelter doch weniger Rücksicht verdiene, als ein gemeinnütziger Endzweck.[52]) Hägelin's mit Wolf'scher Weitschweifigkeit verfaßte Berichte geben Zeugnis von der Offenheit und strengen Rechtlichkeit dieses

[51]) Ueber Hägelin's Beamtenlaufbahn vgl. Starzer, Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei. Wien, 1897, S. 467.

[52]) Protokoll der Staatswirthschaftsdeputation vom 8. November 1770 (Staatsrathsacten. 1770, Nr. 4010, Staatsarchiv). Desgleichen eiferte Hägelin gegen die Processionen, da erhelle »daß das gemeine Volk zu einer Zeit, wo die Arbeit am nöthigsten ist, von seinen Verrichtungen und dem Broderwerb abgezogen, und zum andächtigen Müßigang, theils auch zum Aberglauben blos durch die in die Sinne fallenden Feierlichkeiten und Klerisenen und durch andere willfährige Leute, die ihren Eigennutz dabei suchen, angelocket werde. (K. k. Archiv für Niederösterreich. 1784. Norm. C. 2335.)

Beamten, der es in der Zeit Maria Theresias und Josefs auch an Freimuth nicht fehlen ließ, der aber, als später die Reaction ihre Fittige ausbreitete, wie viele andere seiner Berufsgenossen ängstlich und behutsam wurde. Aber hätte Hägelin sonst keine anderen Verdienste, sein Antheil an der Reform der Schule allein würde genügen, ihn aus dem Dunkel der Vergessenheit zu heben.

Als im Jahre 1770 eine Zählung in Niederösterreich ergab, daß tausende von Kindern aufwuchsen, ohne je einen Schulunterricht genossen zu haben, schrieb er: »Ein patriotisches Gemüth kann die Tabelle ohne die äußerste Rührung nicht einsehen, indem daraus zu entnehmen, daß von 133.419 schulpflichtigen Kindern nicht mehr denn 23.292 in die Schule gehen, alle übrigen aber per 110.127 sozusagen für den Staat, wollte Gott nicht auch für die Kirche in vieler Rücksicht für verloren oder doch wenigst nützlich gerechnet werden können. Weitere Betrachtungen derenfalls anzustellen würde meinem menschlich und zugleich patriotischen Gefühl viel zu hart sein.«[53]) Als Mitglied der Schulcommission und als Schulreferent trat Hägelin mit allem Eifer für die Verbesserung dieses wichtigen Culturzweiges ein; er wurde nicht müde darauf aufmerksam zu machen, daß alle Mittel anzuwenden seien, das Uebergewicht benachbarter Staaten sich nicht schädlich werden zu lassen, indem jenes Land, das bei dem Geiste der Aufklärung zurückbliebe, nothwendig in seinem Innern zu Grunde gehen müsse. Indem Hägelin die Schule als Voraussetzung eines geordneten Staatswesens erklärte, verlangte er auch die Unterordnung derselben unter die Staatsgewalt mit dem Bemerken: »daß die Leitungszügel hinsichtlich des Schulwesens in den Händen des Landesfürsten bleiben müssen«. Seinem Nationalgefühle Ausdruck gebend, trat er für deutsche Sprache und deutsche

[53]) Helfert a. a. O. 66. — Eine sehr bemerkenswerthe Schilderung der Schulverhältnisse vor der Reform: Realzeitung 1772, Stück 46.

Wissenschaft energisch ein, er wies auf Frankreich hin, dessen Sprache sich bei anderen Völkern eingeschmeichelt und in allen Kabineten zur herrschenden gemacht habe. Durch die Verbesserung des Schulwesens würde Oesterreich seine Macht auch dahin ausbreiten, wo die Völker nicht an sein Scepter gebunden sind. Mit prophetischem Blicke entwirft Hägelin ein Bild der segensreichen Folgen eines geordneten Schulwesens. »Die Beförderung dieser Anstalt« — führt er aus — »heißt die Menschen zu Geschöpfen, die der Schöpfung Ehre machen, bilden; es heißt durch sie den Namen desjenigen verherrlichen, dessen Majestätsvertreter die Regenten hier auf Erden sind. Die politischen Aussichten sind ebenso wichtig, ebenso anziehend in Ansehung dieser Schulverbesserung. Die Geschicklichkeit eingeborener Unterthanen wird künftig bei den Armeen den Schutz des Staates, auf vertrautere inländische Stützen gebauet, um ein merkliches verstärken. Der genügsame Lebensunterhalt im Staate wird durch die von den nützlichen Kenntnissen aufgeklärte Industrie vermehrt, der Staat in seinem innerlichen Vermögen bereichert, Handel und Wandel durch Künste, die mittels der Schulen zur Vollkommenheit reif gemacht worden, belebt, der in seinen Pflichten wohlerzogene, folglich mit einem unvergänglichen Capital an Verstandeskräften begabte Unterthan in Stand gesetzt werden, sich sein gutes Auskommen durch die allgemeine Nutzbarkeit seines Talentes zu verschaffen; die Spitäler werden künftig weniger Elende, die Straßen weniger Bettler und das Gemeinwesen weniger Müssiggänger zu erhalten haben.«[54])

Wenn auch die Weissagung Hägelin's sich nicht vollständig verwirklicht hatte, so konnte er doch in späteren Tagen, als der geistige Rückschritt sich wieder fühlbar machte, mit

[54]) »Beschreibung der verbesserten Lehrart in den deutschen Schulen und ihre Folgen für den Staat und die Religion. Aus dem von dem Schulcommissionsreferenten Hägelin den 20. Januarii 1772 in Betreff des Schulfundi verfaßten Berichte extrahirt«. (Archiv des Ministeriums für Cultus und Unterricht ad 35 ex 1772, Studien-Abtheilung.)

Stolz in jene Zeit zurückblicken, in der es in Oesterreich licht zu werden begann und für die gute Sache der Aufklärung die hellsten Köpfe eintraten, zu welchen wir damals Franz Karl Hägelin unzweifelhaft zählen dürfen. Sein reger Eifer für die Ehre des Vaterlandes hatte ihm nicht nur das Vertrauen der Staatsmänner, sondern in vollstem Maße auch jenes der Kaiserin erworben, die ihn wie so manch anderen, der aus dem Reiche kam, zu schätzen wußte. Daß er einige Studien in den brandenburgischen Staaten vollendet habe, läßt Hägelin ab und zu mit Vorliebe in seinen Amtsberichten einfließen; er wußte ja, daß die Berufung auf eine gelehrte im Auslande erworbene Bildung damals eine ebenso mächtige Empfehlung für den Beamten war, als die Beschäftigung mit Literatur und Wissenschaft. Ueber seine schriftstellerische Thätigkeit ist nicht viel bekannt, er soll einige volkswirthschaftliche Abhandlungen geschrieben haben. Fest steht nur, daß er 1768 im Auftrage der Kaiserin eine Uebersetzung von: »La verité de la religion catholique prouvée par l'écriture-sainte« erscheinen ließ, die der Erzbischof von Wien mit einem Hirtenbrief einbegleitet hatte.[55]) Wegen seiner genauen Kenntnisse der in- und ausländischen Literatur, wurde er auch zur Büchercensur berufen, einer Behörde, die vor der Aufklärungsperiode nur dumme und schwärmerische Ascetik, Polemik, Dogmatik, elende Schulphilosophie und trockene Büchergelehrsamkeit zuließ und nach der Josefinischen Zeit den größten Antheil an der Unterdrückung des geistigen

---

[55]) Der Autor ist Maria Grosteste, Herr von Mahis, Domherr an der Hauptkirche zu Orleans. — Die Uebersetzung erschien unter dem Titel: »Die aus der heiligen Schrift erwiesene Wahrheit der katholischen Religion . . . Verfaßt von Herrn de Mahis . . . aus dem Französischen übersetzt von Franz Karl Hägelin . . . nebst einem Hirtenbrief . . . des Erzbischofs. Wien, Bernhard'sche Buchhandlung, 1768.« — Hägelin soll auch einen Katechismus verfaßt haben, der bis zur Errichtung der Normalschule im Gebrauche war. (Annalen a. a. O.; Das gelehrte Oesterreich. I, 165; Meusel, Das gelehrte Teutschland. II, 14.)

Lebens in Oesterreich nahm. Auch über Hägelin's Thätigkeit als Büchercensor fehlt es uns an Nachrichten, da die amtlichen Quellen hierüber nicht mehr vorhanden sind. Man rühmt ihm strenge Gerechtigkeit und das Verdienst nach, unendlich viel zur vernünftigen Aufklärung beigetragen zu haben, auch sei es ihm zu danken, daß Wieland's Mercur, das Deutsche Museum und Archenholz' Schriften den Weg nach Oesterreich nehmen konnten.[56]) Sein Name, schon deshalb in Deutschland nicht unbekannt, trat aber besonders 1779 hervor, als der Prager Professor Seibt in Folge einer Anzeige des Bibliotheks-Custos Mende des Atheismus beschuldigt, in Untersuchung gezogen und Hägelin zum Berichterstatter dieser in wissenschaftlichen Kreisen vielen Staub aufwirbelnden Angelegenheit bestellt worden war. Es blieb nicht verborgen, daß sich aus dem Untersuchungsrichter ein lebhafter Vertheidiger entwickelt hatte, der in einer mehr als 70 Bogen umfassenden Denkschrift die Haltlosigkeit der Anklage darlegte und allen Einflüsterungen, die sich in der Untersuchungscommission geltend machen wollten, mit der herzhaften Bemerkung begegnete, er werde vor keinem Präsidenten, auch selbst vor der Kaiserin nicht eine erkannte Wahrheit verhehlen.[57])
Und bei alledem war Hägelin keineswegs ein Freigeist, sondern ein streng gläubiger Katholik, der sich nicht selten in heftigen Ausfällen gegen protestantische Schriften erging und deshalb wiederholt zur Mäßigung ermahnt werden mußte. In seinem Glaubenseifer ging er 1778 so weit, das Verbot der Berlinischen Monatsschrift zu beantragen, allerdings ohne Erfolg, vielmehr wurde damals angeordnet, daß protestantische Werke, wenn sie nur keinen Schimpf oder ironische Spottreden enthalten, mit »toleratur« zu genehmigen seien. Trotzdem schien er sich auch später nicht mit der protestantischen Literatur befreundet zu haben, denn noch im Jahre 1794

---

[56]) Annalen 1809, a. a. O.

[57]) Schlözer's Briefwechsel. 6. Th., 32. Heft, 367.

wird er aufgefordert sich zu rechtfertigen, warum er die in dem Werke: »Höchst wichtige Erinnerungen zur rechten Zeit« vorkommenden, gegen die Protestanten zu anzüglich geschriebenen Stellen zugelassen habe.[58]) Aber dieser Glaubenseifer hinderte ihn nicht, sich im Dienste der Aufklärung als eine äußerst tüchtige Arbeitskraft zu bethätigen und vornehmlich gegen die heimlichen Vexationen anzukämpfen, welche geeignet waren, die Censur als eine Polizeianstalt noch drückender zu machen, als sie ohnehin schon war. Ihm, dem Protestantenhasser, stellt Nicolai das Zeugnis aus, daß er »als Mitglied der Censur sehr oft Gelegenheit gehabt, die ehemalige harte Unterdrückung guter Schriften freimüthiger Denkungsart, so weit es die damalige kritische Lage erlaubte, zu mildern«.[59]) Das klarste Bild aber von Hägelins Auffassung über den Beruf eines Censors gibt uns sein Ausspruch über die Eigenschaften, die zu diesem Amte erforderlich seien. »Ein Censor« — schreibt er — »muß viele Belesenheit, eine bescheidene Urtheilskraft, historische Kenntnisse alter und neuer Gelehrsamkeit, eine gute philosophische Kritik, Geschmack um den Ton eines Autors zu bestimmen und hauptsächlich keine insulirte Wissenschaft seines sonstigen Amtes, sondern eine hinlängliche Kenntnis von der Verwandtschaft zwischen den Wissenschaften besitzen, um zu wissen, was ein Saz für einen Einfluß auf die Wahrheiten einer anderen Disciplin haben kann. Der Author erscheint vor seinem Richterstuhl ohne Vertretter, der Censor muß also seine vorgefaßten eigenen Systeme einen Augenblick auf die Seite legen können und den Author mit Billigkeit behandeln und

---

[58]) Hofkanzleidecret vom 30. October 1794 (Archiv des Ministeriums des Innern). — L. A. Hoffmann, Höchst wichtige Erinnerungen zur rechten Zeit über einige der allerernsthaftesten Angelegenheiten dieses Zeitalters. Wien 1795—1796, 2 Theile.

[59]) Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. III, 353.

wohl unterscheiden können, ob seine Sätze blos irrig oder auch zugleich schädlich sein können.«[60])

Nahezu 40 Jahre ist Franz K. Hägelin als Büchercensor thätig gewesen, seit 1772 vorzüglich für die belles lettres in allen Sprachen, dann für Romane ꝛc. Und für diesen aufreibenden Dienst, den er, wie der Hofkanzler Graf Chotek bemerkt, »voll Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit ausübte«, bezog er ein jährliches Gehalt von 500 Gulden![61]) Zieht man diese Thätigkeit und noch weiters in Betracht, daß Hägelin als Rath bei der niederösterreichischen Regierung gleichfalls mit verantwortungsvollen Geschäften betraut war, so muß es uns billig Wunder nehmen, ihn noch in einer dritten Eigenschaft kennen zu lernen, und zwar als Theatercensor. Hägelin versah dieses dornenvolle Amt bis 1805, also 35 Jahre lang mit großer Gewissenhaftigkeit.[62]) Indem er mit umständlicher Breite jedes Stück analysirte und seine Entscheidung eingehend begründete, wuchs allmälig sein »Hausprotokoll«, wie er die Sammlung seiner Gutachten zu bezeichnen pflegte, zu einer Chronik der Wiener Theater an.[63]) Er begann seine Thätigkeit unter Maria Theresia und beendete sie unter Kaiser Franz, er sah die anbrechende Morgenröthe Josef II., aber auch die Schatten der späteren Zeit, die auf die Entwicklung der dramatischen Kunst ihren hemmenden Einfluß geübt hatten.

Kurz, einen Censor, so reich an Erfahrung, gab es nach ihm nicht mehr, auch nicht einen Theatercensor, der, wie Hägelin, das Lehrgeld hiefür bezahlte, indem er sein Amt

---

[60]) Protokoll der Bücherrevisions-Commission vom 9. August 1779. (Archiv des Ministeriums des Innern. IV, M. 2, 1779, Nr. 1.)

[61]) Staatsrathsacten. 1781, Nr. 2989 (Staatsarchiv).

[62]) Hägelin wurde außerdem von der Kaiserin auch mit der Censur aller Theaterartikel in den Zeitungen und aller auf das Theater Bezug habenden Schriften betraut. (Kaiserliches Handbillet vom 30. October 1794. Archiv des Ministeriums des Innern, Resolutionsbuch.)

[63]) Die noch vorhandenen Analysen gehören den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts an.

viele Jahre hindurch unentgeltlich besorgte.[64]) Als Minister Hatzfeld hievon Kenntnis erlangte, soll er bemerkt haben, er habe nie gewußt und auch nicht vermuthet, daß es einen Mann in der Monarchie gäbe, der die Theatercensur unentgeltlich versehe, die er um jährlich 10.000 fl. Gehalt nicht übernehmen würde. Ebenso sparsam wie mit dem Gehalt war man mit den Rathschlägen, die dem Censor bei Uebernahme seines Amtes ertheilt wurden. Die einzige Directive war, darauf zu sehen, »daß auf dem Theater nichts extemporirt werde, keine Prügeleien stattfänden, auch keine schmutzigen Possen und Grobheiten passirt, sondern der Residenzstadt würdige Stücke aufgeführt werden«. Mit dieser knappen Formel ausgerüstet, begann Hägelin seine neue Berufsarbeit in dem Augenblicke, als zufolge des nunmehr endgiltigen Verbotes der extemporirten Komödie auf dem Hoftheater die literarische Production lebhafter zu werden begann. Zwar galt noch der Grundsatz, daß die von der Büchercensur approbirten Stücke auch zur Aufführung gelangen konnten, aber schon nach kurzer Zeit mußten auch diese dem Theatercensor vorgelegt werden, um das »scenis admittitur« zu erlangen.[65]) Eine wahre Herkulesarbeit entstand für Hägelin, als Kaiser Josef 1782 verordnete, daß jedes

---

[64]) Gebler bemerkte 1781 im Staatsrathe: »Er ist der tüchtigste bei der Censur und verrichtet daneben die so beschwerliche Theatercensur seit Jahren unentgeltlich.« (Staatsrathsacten. 1781, Nr. 2989, Staatsarchiv.)

[65]) Auf eine Anfrage des Landespräsidenten in Kärnten, Grafen Wurmbrand, an das Directorium bemerkte diese Behörde am 15. December 1796, daß die zur Durchführung auf den Wiener Schaubühnen bestimmten Schauspiele einer eigenen Theatercensur unterworfen sind, bei der Censurirung derjenigen Schauspiele aber, die im gewöhnlichen Wege bei der hiesigen Büchercensur vorkommen, darauf ob sie zur öffentlichen Aufführung geeignet sind, keine Rücksicht genommen werde, daher auch die Büchercensur das scenis admittitur nicht zu ertheilen pflege. Es sei daher nöthig, daß die nur zum Lesen zugelassenen Stücke, bevor sie aufgeführt werden, noch der weiteren Beurtheilung, ob sie

Theaterstück, das in einem der deutschen Erbländer zur Aufführung kommen sollte, früher in Wien zu censuriren sei.[66]) Nun liefen aus allen Provinzen Manuscripte ein die dem viel geplagten Censor zur Erledigung übergeben wurden. Zum Glück für ihn kam diese Vorschrift bald außer Uebung, und nur das Gubernium in Graz hielt an dieser Einrichtung auch dann noch fest, als schon längst in den übrigen Provinzen ein kürzeres Verfahren eingeführt worden war. Zu alledem oblag dem Censor noch die Ueberprüfung der Anschlagezettel, und zwar nicht blos des Theaters, sondern auch der Hetze und der Feuerwerke. Wer je Gelegenheit hatte, den Text eines solchen marktschreierischen Hetz- oder Feuerwerkszettels zu lesen, mag einigermaßen eine Vorstellung von der Anforderung haben, die an die Geduld des Censors gestellt wurde. Damit war aber die Thätigkeit desselben noch lange nicht erschöpft, denn die Censur erstreckte sich nicht blos auf das Hoftheater, sondern auch auf die Darstellungen der Nebenbühnen, sowie der verschiedenen Truppen, welchen 1776 Kaiser Josef das Kärntnerthortheater überlassen hatte. »Sie sollen« — schrieb damals die Realzeitung — »itzt einmal unser Wien sehen und mit mir an einem öffentlichen Platze stehen. Eine Feenwelt! Hier stellt sich ihrem Auge eine ganz papierene Mauer voll geistiger, ergötzender Schauspiele dar. Da prahlet ein Feuerwerkszeddel Wind und Heldenthaten. Hier steht Klavigo neben der verkehrten Welt und eine opera pantomime des Harlekin, hinter dieser hüpft der venetianische Carneval mit allerlei Verzierungen &c. &c.

---

dazu nach den localen Umständen und anderen Verhältnissen geeignet sind, zu unterziehen seien. (Archiv des Ministeriums des Innern. IV, M. 2, J. Oe.).

[66]) Regierungsdecret vom 26. April 1782. (K. k. Archiv für Niederösterreich.) Zur selben Zeit verfaßte Hägelin einen »Katalog, der in Wien beym Nationaltheater seit 1763 aufgeführten regelmäßigen Stücke«, der jedoch nur die Titel derselben, ohne Angabe der Autoren oder Uebersetzer, enthält.

Da prangt die schöne Wienerin neben dem dreißigjährigen A-B-C-Schützen und von der Gerdekischen Truppe der Bettler neben der Koppischen Gesellschaft des beschäftigten Hausregenten. Da kriecht eine Seiltänzernachricht neben dem Edelknaben von der Hebetinger'schen Gesellschaft hervor; dort glänzt ein wälsches Singspiel mit guter Musik und guten Sängern. Hier liegen alle Theatermusen untereinander geworfen, unter ihrer Gesellschaft hat sich Nonsensé. Farze, Skaramutz, Kasperl, Land-, Dorf- und Stadtabentheuer gedränget — hi ha — vous allez voir ce que vous allez voir, hi ha —.« [67]) Alle diese Truppen und späterhin die neu eröffneten stabilen Bühnen in den Vorstädten unterstanden in Hinsicht der Aufführung von Stücken dem Theatercensor, dessen Lasten damit noch beiweitem nicht ein Ende hatten, denn nun kamen auch noch die Wanderschauspieler in der Umgebung Wiens, die ebenfalls nur censurirte Stücke aufführen durften.

War unter solchen Umständen das Amt des Censors ein äußerst beschwerliches, so war es auch kein beneidenswerthes, da Hägelin trotz aller persönlichen Verantwortung, die ein gewisses Maß der Freiheit nothwendig bedingt hätte, in einem Abhängigkeitsverhältnisse zur Hoftheaterdirection stand, deren Geschäfte seit der Erhebung des Burgtheaters zur Nationalbühne Hofrath Freiherr v. Kienmayer führte. Zwischen diesem und dem Censor kam es zu wiederholten Reibungen, in Folge deren Letzterer bei der Kaiserin mehrmals angeschuldigt wurde, daß er seiner Pflicht nicht genau nachkomme. Um sich gegen alle ungerechten Anwürfe zu schützen, ließ Hägelin von nun an durch den Censurpräsidenten Grafen Lanthieri der Kaiserin genaue Analysen der censurirten Stücke vorlegen, die, sehr günstig aufgenommen, ihm auch das vollste Vertrauen Maria Theresias sicherten. Mußte schon deshalb der Censor mit größter Vorsicht zu Werke gehen, so war dies noch aus einer anderen Ursache nothwendig.

[67]) Realzeitung 1776, 29. Stück.

Als Kaiser Josef das Burgtheater gründete, schuf er auch eine Art Theaterrepublik, indem er die künstlerische Leitung des Institutes den Schauspielern selbst überließ, die in collegialen Versammlungen auch über die Auswahl der Stücke Beschlüsse faßten, worüber die »Wöchner« — so hießen die von der Gesellschaft gewählten Regisseure — ein genaues Protokoll führten. Diese Aufzeichnungen, für die Geschichte des Burgtheaters eine schätzenswerthe Quelle, sind aber auch für jene der Theatercensur von großem Interesse.[68]) Sie zeigen uns nicht nur, daß sich neben der staatlich aufgestellten Censur eine Vorcensur der Schauspieler gebildet hatte, sie machen uns auch mit einer Reihe von Grundsätzen bekannt, von welchen sich die Darsteller bei Beurtheilung eines Stückes in Hinsicht auf die Zulässigkeit hatten leiten lassen.[69])

Obwohl ihnen keine bestimmte Vorschrift, sondern nur die Norm eingebunden wurde, gute, regelmäßige Originale und rechtgerathene Uebersetzungen aus anderen Sprachen aufzuführen und bei der Wahl der Stücke nicht auf die Menge, sondern auf die Güte Bedacht zu nehmen, waren für die Schauspieler doch auch noch andere Gesichts-

[68]) Das Archiv der k. und k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater bewahrt zwei Bände. Der eine trägt die Aufschrift: »Versammlungs-Protokoll von den Jahren 1776 und 1777«; der andere führt den Titel: »Prothocoll der Referate über die eingeschickten Stücke beym keyserl. königl. National-Theater.« Dieser Band, der mit dem 2. März 1779 beginnt, enthält Berichte der Schauspieler Brockmann, Lange, Müller, Schröder, Steigentesch und der beiden Stephanie über 254 Stücke. Das Urtheil erfolgte anfänglich durch Stimmenabgabe, dann mittelst schwarzer und weißer Bohnen, später durch Kügelchen von verschiedener Farbe, je nachdem es auf Annahme, Ablehnung oder Verbesserung lautete.

[69]) Das Protokoll enthält wiederholt die Berufung auf die k. k. Censur. Daß die Wiener Autoren nicht immer die Strenge derselben vor Augen hatten, geht aus einem Ausspruch Stephanie's hervor, worin er einem Wiener den Vorwurf macht, daß er für Wien schreiben wolle und nicht die mindeste Kenntnis von der Censur habe.

punkte maßgebend. Zunächst war es das politische Gebiet, welches die Beurtheiler scharf im Auge behielten. Mit Aengstlichkeit begegnen sie allen Stücken, in welchen menschliche Schwächen gekrönter Personen behandelt werden. So bemerkt unter Anderem Brockmann in seinem Gutachten über das Schauspiel »Edwin und Emma«, das ein Wiener vorgelegt hatte: »Auf welchen von den neuen Monarchen kann, oder besser zu sagen, darf das Beiwort weibischer König, ungerechter König passen? Das Recht hat meines Erachtens ein Dichter nicht, ein europäisch gekröntes Haupt, um es zum Triebrad seiner Erfindungen zu machen, mit so verächtlichen Zügen zu schildern.« Dieselbe Rücksicht wie für Könige wurde auch für Republiken geltend gemacht, denn gelegentlich der Beurtheilung des Trauerspieles: »Erkundige dich«, oder »Die scharfen Gesetze der Republikaner«, meint Stephanie der Aeltere, es sei »unschicklich, das Verfahren einer äußerst leichtlich zu errathenden Republik (Venedig) so gräßlich abgeschildert auf das Theater bringen zu wollen, es geziemt sich nicht einmal, das einzelne Glied eines ansehnlichen Gerichtes so schandbar handelnd öffentlich darzustellen«. Die Aengstlichkeit desselben Schauspielers ging übrigens so weit, daß er ein Trauerspiel: »Kaiser Karl III., genannt der Dicke« deshalb verwarf, weil eine Kaiserentsetzung vorkomme und weil derlei Stoffe für ein gutes deutsches Theater nicht passend seien.[70]) Wir erfahren ferner durch ihn, daß die Censur weder für noch wider die Freimaurerei jemals etwas zugelassen habe,

[70]) Stephanie d. Ae. leitet seinen Bericht mit folgender Bemerkung ein: »Die Sucht Begebenheiten aus der teutschen Geschichte nach Shakespears Manier für das Theater zu bearbeiten, verursacht seit einigen Jahren die Armuth guter brauchbarer Originale. Diese Manier ist freylich die leichteste sich zum Dichter zu machen, aber zugleich die nachtheiligste für den Geschmack. Man sieht zur Genüge, daß hiedurch der Werth guter regelmäßiger Stücke immer mehr und mehr fällt, und besser wäre es für das Theater gewesen, man hätte diese ungeheure Manier unter ihrem Moose ruhen lassen.«

weshalb er sich gegen die Aufführung des Lustspieles: »Der Geizige« aussprach. Nicht minder Bedenken erregten alle Stücke, welche Beziehungen zu einzelnen Personen oder Ständen enthielten. Vor Allem sollte auf dem Theater nichts zur Darstellung kommen, was nur im mindesten auf den Hof gedeutet werden könnte, selbst das Hervorheben von Tugenden mit Anspielungen auf das Kaiserhaus war einem Befehl der Kaiserin zufolge nicht gestattet.[71] Ein anderer Referent lehnt Großmanns »Nicht mehr als 6 Schüsseln« ab, weil das Stück eine große Beleidigung des Adels enthalte;[72] desgleichen wurden alle dramatischen Werke, deren Stoff aus dem Soldatenleben entnommen waren, einer strengen Prüfung unterzogen. Individuelle Beziehungen pasquillartigen Charakters durften gleichfalls nicht zugelassen werden;[73]

---

[71]) Aus diesem Grunde wurden das Drama »Sophie« und das Lustspiel »Tugend adelt von selbst« abgewiesen; letzteres mit der Begründung, daß die Stellen, in welchen von der Königin gesprochen wird, zu beziehend auf die Kaiserin Maria Theresia seien.

[72]) Die Kaiserin resolvirte: »Finde in dieser piece nichts was auf dem Theater gefallen kunte, noch weniger und wahre Zeit Verlust vor die Gelehrten, habe auch einige Equivoque gefunden. Ich finde sie weder angenehm, noch lehrhaft, bey dem Verboth Es zu belassen. (Archiv des Ministeriums des Innern. Resolutionsbuch 1780). — Stephanie d. J. als Referent tadelt weiters noch, daß der Verfasser nicht nur ganze Stände, sondern auch ganze Reiche angegriffen habe. Holland sei recht gebrandmarkt worden und da der Verfasser einen braven Kerl zeichnen wollte, habe er nur einen Brandenburger zum Vergleich genommen. — Zwei Jahre später hatte Schröder das Stück bearbeitet. Brockmann als Berichterstatter, obwohl er zugeben mußte, daß es dadurch gewonnen habe, verweigerte doch seine Stimme, »weil es äußerst unschicklich wäre, in einer Residenz und vor so vielem Adel ein Stück zu geben, in dem dieser so lächerlich, wo nicht gar verächtlich gemacht wird«. — Die Aufführung erfolgte am 6. Mai 1782 in Schröder's Bearbeitung,

[73]) Besonders empfindlich scheint damals der Handelsstand in Wien gewesen zu sein. Stephanie d. Ae. bemerkt gelegentlich, daß in Wien selten Stücke ihr Glück machen, die zu viel Beziehung auf den Handelsstand haben.

daher beantragte Müller die Zurückweisung des Lustspieles: »Die Marchande de mode«, weil darin ein junger Mensch auf die Bühne gebracht werden sollte, der einige Monate vorher wegen seines sonderbaren Anzuges auf dem Graben öffentlich ausgeklatscht wurde.[74]) Am strengsten gingen aber die Schauspieler in Hinsicht der Moral zu Gericht und so manches Stück verfiel dem verdammenden Urtheil, weil es zu realistisch die dunklen Seiten der Gesellschaft behandelte. Daß auch der Ehebruch auf der Bühne strengstens verpönt war, beweist ein Gutachten über das Trauerspiel »Nanis«, das mit dem Bemerken abgelehnt wurde, »die Censur könne niemals ein Weib auf der Bühne leiden, die ohne Scheu bekennt, wie sehr sie ihren Mann haßt und ihren Liebhaber liebt«.[75])

Aber auch das Publicum warf sich zum Censor auf, dasselbe Publicum, das heute über Schlüpfrigkeiten auf der Hofbühne klagte und morgen über Kasperls Zoten in der Vorstadt sich halb todt lachte. Und nun wird man begreifen, daß der von allen Seiten controlirte Censor immer ängstlicher wird, denn vor ihm die Schauspieler, hinter ihm Kritik und Publicum und die Theaterdirection, die mehr aus finanziellen als aus künstlerischen Rücksichten eine Obercensur auch in Hinsicht der Nebenspectakel zu erlangen suchte. Alle diese Nergeleien waren übrigens dem Kaiser nicht unbekannt geblieben, denn eine der ersten Resolutionen nach seinem Regierungsantritte enthält die Anordnung, den Theatercensor nicht ängstlich zu machen; auch

---

[74]) Müller rechtfertigt die Ablehnung mit den Worten: »Da ein höherer Befehl diesen Unfug öffentlich durch die Regierung hat untersagen lassen, verbietet sich die Annahme dieses pasquillanten Stückes von selbst.«

[75]) Auch die Conventionsheiraten wurden als zu frei wider die Sitten erklärt. Deshalb sprach sich Stephanie d. J. auch gegen Bretzners »Liebe nach der Mode« aus, indem er spöttisch hinzufügte, das Stück sei »allenfalls Waare für Berlin aber nicht für unser Theater«.

versicherte der Monarch dem Censor, ihm nie, wie vormals, ungnädige Ausstellungen zu machen; mißfiele ihm ein Stück, so werde er die weitere Aufführung schon einstellen lassen.

Daß Kaiser Josef, unbekümmert um die Censur, selbst ein obachtsames Auge auf die Schaubühne hatte, zeigt das Verbot von Klingers »Zwillinge«, welches Stück am 12. Januar 1777 zur ersten Aufführung kam, ohne eine Wiederholung zu erleben, da ein allerhöchster Befehl bereits am nächsten Tage den Schauspielern untersagte, dieses Trauerspiel »weder heute Abends noch jemals mehr ins künftige aufzuführen«.[76]) Lange, der die Rolle des Guelfo zur vollsten Zufriedenheit Josefs dargestellt hatte und von diesem deshalb beschenkt wurde, erzählt, daß ihm der Kaiser in einer Audienz bemerkt habe, es wäre darin gar zu viel gegen das vierte Gebot, das er in Ehren halten müßte.[77]) Und Gebler schreibt hierüber am 2. Juli 1777 an Nicolai, daß der Kaiser dieses Stück »wie überhaupt alle dergleichen gräßliche, unsinnvolle Shäckespearischen Nachäffungen künftig auf dem Theater verboten habe«.[78]) Auch sonst sind uns noch Aeußerungen des Kaisers über die Aufführbarkeit von Stücken erhalten geblieben, die allesammt seine strenge Auffassung bekunden. Uebrigens war schon in der Norm vom Jahre 1770 der Grundsatz ausgesprochen worden, daß der Censor kein Stück zulassen solle, welches gegen Staat, Religion und Sitte wäre, desgleichen findet sich in dem Organisationsstatut vom Jahre 1778, womit dem Theatral-Ausschusse genaue Vorschriften hinsichtlich der Annahme von Stücken ertheilt wurden, neben der Mahnung, acht zu haben, daß der Geschmack nicht durch Mißgeburten schwankend gemacht werde, auch der Auf-

---

[76]) Decret des Oberstkämmerers Grafen v. Rosenberg an Stephanie d. Ae. vom 13. Januar 1777.

[77]) Biographie des Josef Lange. Wien 1808, 11. Cap., S. 72—76.

[78]) Werner a. a. O. Nr. 28.

trag, »kein Stück anzunehmen, so dem System widerspricht, wenn auch irgend ein Financier eine gute Einnahme davon prognosticirte«.[79]) Es ist wohl ausgeschlossen, dieser Strenge des Kaisers eine rückschrittliche Gesinnung zu unterlegen, vielmehr liegt es klar, daß sie einzig und allein dem Bestreben entsprang, von der Bühne, als einem der wichtigsten Bildungsmittel des Volkes, alles fern zu halten, was mit der Reife des letzteren nicht im Einklang stand. Beweis dessen, daß mit der fortschreitenden Entwicklung des Geschmackes viele Stücke zugelassen wurden, deren literarische Bedeutung die Censur wohl schon früher erkannt, deren Darstellung auf der Wiener Bühne sie aber noch nicht für geeignet erklärt hatte.[80])

Von ganz besonderem Interesse aber ist die Stellung der Josefinischen Theatercensur zu jenen Stücken, die sich auf Religion und Kirche beziehen. Die zahlreichen Broschüren, die damals als Ausfluß der Preßfreiheit über eine Reihe von kirchlichen Fragen erschienen sind, würden wohl vermuthen lassen, daß auch auf der Bühne der Geist der Zeit Ausdruck gefunden habe. Aber gerade auf diesem Gebiete zeigt es sich, wie sehr der Kaiser den Einfluß der Bühne auf die Menge zu würdigen wußte. Ein Zeitgenosse und begeisterter Verehrer des Kaisers, Johann Friedrich Schink, bemerkt damals in seinen dramaturgischen Fragmenten: »Die theatralische Kunst ist eine zu öffentliche Kunst und ihre Dar-

---

[79]) Wlassack a. a. O. 51.

[80]) Es fehlte nicht an Klagen, daß man in Wien in Absicht des Trauerspieles sehr übel daran sei (Bemerkungen über das Londoner, Pariser und Wiener Theater. Göttingen 1786, S. 305). So wurde Julius von Tarent erst am 19. November 1785, Clavigo erst am 7. Januar 1786 zum erstenmale aufgeführt. Auch manches Stück, das Maria Theresia verboten hatte, kam erst später wieder auf die Bühne, wie z. B. Romeo und Julie, das die Schauspieler am 2. Juli 1777 vom Repertoir ausgeschlossen hatten, mit der Begründung: die Kaiserin wolle keine Stücke vorgestellt wissen, »worin Leichenbegängnisse, Kirchhöfe, Todtengruften und solche traurige Auftritte vorkommen«. (Versammlungs-Protokoll, 1777—1779.)

stellungen geschehen zu sehr unter den Augen des Volkes, dessen großer Haufen zu engen Kopfes und zu engen Herzens ist, um nicht Anstoß zu finden, wo der helle Kopf Unterricht und Lehre für sich findet. Der Haufen des Volkes ist zu weit zurück, um aus der Darstellung des Unwürdigen, Verächtlichen, Lasterhaften einzelner Glieder des geistlichen Standes nicht Verachtung für den ganzen geistlichen Stand und aus dieser Verachtung für das, was sie leren, für die Religion selbst, zu sorgen.«[81]) Derselben Ansicht waren auch die mit der Beurtheilung von Stücken betrauten Schauspieler, wofür Beweise in dem Protokolle vorhanden sind. Gotters »Mariane« wurde von Stephanie d. J. mit der Begründung abgelehnt, daß es nicht an der Zeit sei, sich damit auf das Theater zu wagen, auch wäre es jetzt am unschicklichsten, wo so viele Broschüren wider die Geistlichkeit und die Kirchengebräuche erscheinen.[82]) Wenn Stephanie ferner meint, die Entscheidung der Censur zu überlassen, sei ihm noch nicht Sicherheit genug, so dürfen wir wohl annehmen, daß er dabei vorzüglich den Willen des Kaisers in Betracht gezogen hat.

Bei einer anderen Gelegenheit, es betraf das Schauspiel »Lucinde«, in welchem dem Kaiser wegen seiner weisen Einrichtung, hinsichtlich der Klöster, reichliches Lob gespendet wird, sprach sich Müller gegen die Aufführung aus, »weil Handlungen des Landesfürsten in Religionssachen nicht auf die Bühne gebracht werden sollen«.

Die Strenge des Kaisers gegen alles, was Religion und Kirche betraf, äußerte sich nicht blos in Bezug auf Tagesfragen, sondern erstreckte sich auf die Darstellung geistlicher Schauspiele überhaupt. Hatte Maria Theresia sich

---

[81]) Schink, Dramaturgische Fragmente. 1782, IV, 943. (Goedeke, 2. Aufl., IV, 350.)

[82]) Mariane. Ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Acten. Gotha 1776. Nach der Melanie des de la Harpe. Es lag eine Ueberarbeitung vor, die den Geistlichen bereits in einen Hofmeister verwandelt und einige der stärksten Stellen ausgeschieden hatte.

veranlaßt gefühlt, die üblichen geistlichen Spiele wegen der damit im Laufe der Zeit verbundenen Mißbräuche zu verbieten, so nahm Kaiser Josef sogar gegen die zu Andachtszwecken unternommenen Aufführungen eine entschieden ablehnende Haltung ein. Denn als er in Erfahrung brachte, daß Propst Parhammer in der Christnacht von den Zöglingen des Waisenhauses in der Kirche daselbst ein Dreikönigsspiel hatte aufführen lassen, wurde ihm auf Befehl des Kaisers durch die Hofkanzlei bedeutet, daß er sich »von derlei viel zu sinnlichen Vorstellungen der erhabenen Religionsgegenstände, als jener der heiligen drei Könige in der Weihnacht waren, fürohin zu enthalten und überhaupt in seiner Pfarrkirche die allgemein vorgeschriebene Andachtsordnung genau zu beobachten habe, und was in der Andachtsordnung nicht erlaubt ist, oder in allen Kirchen allgemein beobachtet wird, für verboten zu halten habe, da es nicht möglich sei, alle so leicht zu ersinnen mögliche, die heiligen Geheimnisse verunehrende schauspielerische Vorstellungen namentlich zu verbieten«.[83])

War die Schärfe der Censur sonach gegen alles Tendenziöse gerichtet, so trug dazu nicht minder auch die einheimische Production bei, die, mit wenigen Ausnahmen, leider den traurigen Beweis lieferte, wie nothwendig es war die Bühne vor Machwerken Unberufener zu schützen. Wenn Wieland schon 1774 schrieb, daß die Schauspiele in Wien »mehr durch ihre Anzahl als durch inneren Gehalt Aufmerksamkeit erregten«,[84]) so stand es einige Jahre später auch noch nicht besser, als mittelmäßige Köpfe nicht blos mit erbärmlichen eigenen Schöpfungen auftraten, sondern sich auch erkühnten, an guten Originalwerken zu stückeln und zu flicken, bis alles verhunzt war.

Man muß, um einen richtigen Begriff von der damaligen dramatischen Production zu erhalten, Einblick in die Gut-

[83]) Kaiserliche Entschließung vom 8. März 1784. (K. k. Archiv für Niederösterreich. (C.-Normalien, Nr. 1915.)

[84]) Mercur. 1774, 8. Bd., 2. St., S 914.

achten der Schauspieler genommen haben, deren Aufgabe es war, nicht nur dickleibige Manuscripte zu lesen, sondern auch kritisch zu beleuchten; eine Handlung zu erzählen, die nicht vorhanden, einen Dialog zu beurtheilen, der anwidernd und gemein und in einer Sprache verfaßt war, die schwulstig, banal und in ihrer mitunter schamlosen Nacktheit den Mangel elementarster Bildung augenscheinlich beweist. Was Wunder, wenn die censurirenden Schauspieler ihren Unmuth ab und zu in schweren Stoßseufzern Ausdruck geben, wenn z. B. Müller ausruft: »Es ist eine Marter, so elendes Alltagsgewäsche zu durchlesen«, und Brockmann einem Autor den Rath gibt, seine Stücke drucken zu lassen, um dadurch anderen Kunstrichtern Gelegenheit zu geben, das Strafamt über sich zu nehmen und ihn für den üblen Begriff zu züchtigen, den er sich von dem Hoftheater in dem Augenblick gemacht habe, als er den Einfall faßte, es zur Aufführung vorzulegen. In seiner Wuth gegen die Aftergeburt eines Kraftgenies ruft er einmal voll Ironie aus: »Ungezähmtes Genie, sagt man, sei wie ein junges Pferd, das zum erstenmal frei auf die Weide gelassen wird; dieses aber hätt' ich Lust mit einem Esel zu vergleichen, der zu viel Haber gefressen hat und, dadurch erhitzt, die lächerlichsten Bocksprünge macht«. Nicht minder drastisch ist Langes Klage über den Mangel an Originalität und über das tölpische Nachtreten junger Autoren. »Mir kommt vor« — bemerkt er — »wenn ein junger Mensch ein Jahr das Theater gesehen und ein paar Dutzend Stücke gelesen hat, so sitzt er hin und schreibt alle diese Gedanken zusammen, schreibt Ausrufungen, die hundertmal besser gehört worden sind, nieder, merket sich ein paar Charaktere, schreibt ein Stück zusammen und schickts in den Ausschuß.« Was Stephanie d. Ä. über das Trauerspiel: »Die Braut« berichtet, dem Emilia Galotti zum Muster gedient, kann im Allgemeinen für alle Bettlerjacken gelten, an denen — wie Brockmann spöttisch bemerkt — Lessing'sche Sammtlappen hängen. »Der Verfasser« — äußert sich

Stephanie — »hat mit ängstlichen Strichen, oft verfehlten Zügen den Umriß davon im Ganzen und in Theilen nachgezeichnet, wobei es ihm wie jedem Stümper ergangen ist, der statt frei nachzuahmen, grob nachmalt.«

Und nun gar die Legion der Goethe-Nachahmer, von denen ein und der andere mitunter einen zu tiefen Griff in des Meisters Tasche gethan, wie der Verfasser des Lustspieles »Charlotte von Freyburg«, der Clavigo unverschämt geplündert hatte, was Stephanie zu dem Ausspruche veranlaßte, es sei in dem Stücke wohl Goethens Wortführung, aber kein Fünkchen von Goethens Geist, außer in den abgeschriebenen Stellen, zu finden. Daß der Nachtrab des Götz auch in Wien polterte und stampfte, ist wohl selbstverständlich, aber auch Werther blieb nicht unbeachtet, wie das Lustspiel »Die Seelenverkäufer« bezeugt, das Brockmann eines jener Producte nennt, womit seit Werthers Erscheinen das liebe Deutschland bis zum Ekel überhäuft wurde. Auch Klinger's Zwillinge hatten, trotzdem dieses Stück in Wien nur einmal aufgeführt wurde, ein Kraftgenie zu einem Trauerspiel: »Cosmus der Zweite, Herzog von Florenz« angeregt, worüber Stephanie d. Ä. seiner Verwunderung dahin Ausdruck gab, er begreife es nicht, wie der Autor es unternehmen konnte, denselben Stoff noch einmal zu bearbeiten, und zwar weit greulicher und düsterer als Klinger, indem er abscheuliche Höllenfürsten und Teufelsbilder in der grotesken Manier von Callot darstellte.

Den Nachäffern würdig reihten sich die Bearbeiter von Romanen und Erzählungen an, die sich zumeist mit dem geistigen Diebstahl des Stoffes nicht begnügten, sondern auch ganze Seiten des Dialogs auszuschreiben pflegten. Stephanie kannte mehr als ein halbes Dutzend Schauspiele, deren Stoff der Erzählung: La bergère des Alpes von Marmontel entlehnt worden war.

Diesen Gruppen dramatischer Autoren gesellten sich die Uebersetzer und Bearbeiter zu, beide insofern beachtens-

werth, weil jene seit dem Ende der extemporirten Komödie zur Bildung des Repertoires viel beigetragen, diese, weil sie es unternommen hatten, hervorragende Werke durch die Localisirung dem Geschmacke der Wiener geläufig zu machen. Diesen Bearbeitungen kamen Publicum und Kritik sehr freundlich entgegen, und wie das Protokoll aufweist, auch die Schauspieler. So wird Pelzel's »Hedwig von Westenwang«, einer Bearbeitung des Cid von Corneille, worin die erste Belagerung Wiens durch die Türken eingewebt ist, eine sehr günstige Aufnahme vorausgesagt; so lobt Müller an der Posse »Gaßner der Zweite«, einer Bearbeitung von Shakespeare's »Zähmung der Widerspenstigen«, daß der Bearbeiter »die Hauptcharaktere und Situationen beibehalten, das Langweilige glücklich herausgeworfen, die Handlung wahrscheinlicher gemacht, die Wortspiele weggelassen und weniger sentenzirt habe als Shakespeare«.[85]) Am Ende ist Müller aber doch nicht für die Aufführung, weil das Stück der Moralität nachtheilig sei.

Wie die Werke des großen Briten und manch anderer seiner Nation, wurden auch französische und italienische Stücke den Wiener Verhältnissen angepaßt. Unter den Italienern war es besonders Goldoni, dessen Stücke schon frühzeitig in Wien eine Bearbeitung erfuhren.[86]) Auch der Ausschuß der Schauspieler empfahl sie lebhaftest. »Wir können« — sagt Brockmann — »die goldonischen Stücke, wie sie da sind, nicht brauchen, aber eine reiche Schatzkammer sind sie für einen Mann, der sie zu benützen weiß, der, wie es in unserer Vorschrift heißt, nur die Anlage der Charaktere, Situationen und das Interesse beibehält, ein ganz neues Original daraus

---

[85]) Die bezähmte Widerbellerin oder Gaßner der Zweite. Lustspiel in 4 Acten nach Shakespeare, frei bearbeitet von Schink. Gratz 1782, München 1783, Wien 1790. Die Scene spielt zu Wien und Nußdorf. (Gaßner, mit Rücksicht auf den Teufelsbanner J. J. Gaßner.)

[86]) Von Josef Laudes. (Wurzbach) 14, 213; Goedeke, 2. Aufl., IV, 249.)

formt und so Deutschland mehr nützt, als durch eine getreue Uebersetzung.«

Nicht nur im Trauerspiel, auch im Lustspiele machte sich, wie wir aus Brockmann's Aeußerung ersehen, der Mangel an Originalität fühlbar. Franzosen, Italiener und nicht zum Geringsten auch Engländer, wie: Congreve, Cumberland, Cibber, Hoadly, Goldsmith bildeten den größten Theil des Wiener Repertoires.[87]) Die einheimische Production auf diesem Gebiete war so elend, so geist- und witzlos, so derb und zotenhaft, daß man die Strenge der Censur gegen solche »Original«-Lustspiele nur billigen kann. Wenn auch der alte Hanswurst längst todt war, so spuckte er doch als Gespenst in diesen Machwerken, die zur Ehre der deutschen Nationalbühne glücklicherweise unterdrückt wurden. Muthete man doch in einem dieser Lustspiele dem Komiker zu, die Folgen zu reichlich genossenen Wermuthssalzes drastisch darzustellen.

Und nun gar die Sprache! Wenn im Trauerspiel der ungeheuere Schwulst, von dem uns durch die Analysen zahlreiche Proben überliefert sind, zur Heiterkeit anreizt, so gibt die fehlerhafte Sprache des Lustspieles den traurigen Beweis, wie sehr Sonnenfels Recht hatte, als er bereits 1768 gegen Hof und Adel wegen Vernachlässigung der deutschen Sprache schwere Anklagen erhob.[88])

Wäre der Josefinischen Theaterreform kein anderes Verdienst beizumessen, als mit der Hebung des Nationalgeistes auch die Pflege der deutschen Sprache angestrebt zu haben, man würde ihr schon um dieser Lichtseite willen eines der wichtigsten Capitel in der Geschichte der Aufklärung einräumen

---

[87]) Noch im Beginne der Siebzigerjahre brachte man in Wien dem englischen Lustspiele wenig Sympathie entgegen. (Realzeitung 1772, S. 267.) Nahezu 10 Jahre später bemerkt dagegen Schink (Dramaturgische Fragmente, I, 181): »Der Gaumen des Publicums, von den englischen Gewürzen und scharfen Spirituosen verwöhnt, mag jetzt fast nichts mehr genießen, was nicht ebenso gewürzt, ebenso scharf gesalzen ist.«

[88]) Briefe über die wienerische Schaubühne. 17. Schreiben.

müssen. Ist doch Eines nicht zu vergessen, daß zur selben Zeit, als Kaiser Josef in Wien das Theater mit der nationalen Erziehung des Volkes in Verbindung brachte, in Berlin auf dem Gensdarmenmarkte mittelmäßige, von kleinen Provinzen zusammengesuchte französische Schauspieler wirkten, indes das deutsche Schauspiel, wie Lessing bemerkt, vom König nur geduldet, aber nicht in Schutz genommen wurde.[89])

Wenn auch das Burgtheater der Josefinischen Periode sich nicht zum Mittelpunkt der dramatischen Literatur Deutschlands zu erheben vermochte, so konnte es doch schon nach Ablauf des ersten Jahrzehnts auf den Erfolg hinweisen, nicht nur den Geschmack, sondern auch die Sprache des Publicums gebessert zu haben. Gewiß eine erfreuliche Wandlung, zumal noch ein Jahr vor der Erhebung des Burgtheaters zur Nationalbühne ein aufmerksamer Beobachter der Wiener Gesellschaft darüber klagte, »daß selbst Männer, denen man Vernunft und Witz nicht absprechen kann, Männer, welche glänzende Ehrenstellen bekleiden, sich einer so schlechten und rauhen Aussprache, eines so verstümmelten und übel zusammenhängenden Vortrages bedienen, eine so grobe Unwissenheit in alledem, was in das Gebiet des freien Geschmackes gehört, zeigen«.[90]) Weit günstiger lautet dagegen der Bericht eines anderen Zeitgenossen, desselben Schriftstellers Weckhrlin, der in Folge seiner Denkwürdigkeiten von Wien (1777) genöthigt war, die Stadt zu verlassen. Nach mehrjähriger Abwesenheit zu vorübergehendem Aufenthalte wieder in Wien, gibt Weckhrlin seinem Erstaunen über die vielen Veränderungen Ausdruck und schreibt unter Anderem: »Heut zu Tag will man deutsch reden, und man will nicht nur dies, sondern man will es schön reden. Diese beglückte

[89]) Müller, Abschied von der k. k. Hof- und Nationalbühne. Wien 1802, S. 132.

[90]) Freie Gedanken über die österreichische Literatur und Einrichtung der Normalschule. Ein Nachdruck der Frankfurter und Leipziger Auflage. Wien, Kurzböck. 1775, S. 12.

Revolution ist man ohne Zweifel dem Muster des Kaisers, welcher die deutschen Sitten aus Grundsatz, und zwar aus einem Grundsatz wahrer Politik liebt, und vielleicht dem Einfluß des Theaters schuldig.« Auch den Ton des Umganges findet Weckhrlin verändert, viel leichter, natürlicher und interessanter als früher, »da man in Gesellschaften nur von Hofneuigkeiten, Jesuitenpredigten, Gesandteneinzügen, Prozessionen und Spielen sprach ....«[91])

Daß an diesem Erfolge auch die Theatercensur ihren Antheil hatte, wird nicht bestritten werden können. War sie doch von aufgeklärten Männern als die schärfste Waffe gegen die Verwilderung des Geschmackes empfohlen worden. Aber der ursprüngliche Wirkungskreis der Theatercensur war schon in der Josefinischen Zeit so beträchtlich erweitert worden, daß ihre Macht sich bald auch dem »gesitteten« Schauspiele empfindlich fühlbar machte.

* * *

Schon wenige Jahre nach Josefs Tode mußten die Freunde der Aufklärung die traurige Erfahrung machen, daß eine Epoche der schärfsten Reaction angebrochen sei, deren Wirkung sich bald auf allen Gebieten des geistigen Lebens fühlbar machte. Denn die Besorgnis, daß die Umwälzung in Frankreich sich auch auf andere Länder erstrecken könnte, zeitigte die Furcht vor der Freiheit und erweckte das Streben, die Vorbedingungen derselben, Wissen und Aufklärung, in ihrer weiteren Entwicklung zu hindern. Der Ausspruch des Grafen Rottenhann, »daß in einem wohlgeordneten Staate über die kluge Ausspendung des Reichthums des Geistes, ebenso wie über jeden anderen Genuß des gesellschaftlichen Lebens eine Art Staatspolizei walten müsse«, erklärt nur zu deutlich, von welchem Geiste die Regierung der nachjosefinischen Zeit erfüllt war. So sehen wir

[91]) Die Chronologen. Ein periodisches Werk von Weckhrlin. Frankfurt und Leipzig. XII, 23 ff.

denn Stein um Stein von dem Bau abbröckeln, den die Männer der Aufklärung mühsam errichtet hatten. Nicht blos die Wissenschaft, vornehmlich die Philosophie sollte der herrschenden Staatsmaxime untergeordnet, sondern dieser auch das elementare Bildungswesen, die Schule, dienstbar gemacht werden.

Im Gegensatze zu der Begeisterung, mit welcher Hägelin zur Zeit Maria Theresias für die Reform der Schule eintrat, ist der Ausspruch des Grafen Rottenhann, daß die Schule keinen anderen Zweck habe, als »recht herzlich gute, lenksame und geschäftige Menschen zu machen«, von einer Nüchternheit, die ganz dem Charakter eines Systems entsprach, das dahin zielte, alles Ideale als staatsgefährlich zu verbannen. Eine solche Umwandlung konnte nicht ohne Einfluß auf die Bühne bleiben, der im pädagogischen Zeitalter die wichtige Aufgabe zugefallen war, an der Bildung des Volkes mitzuwirken und den Geschmack desselben durch die Pflege des Kunstdramas zu läutern. Wieder wie im Anfang des Jahrhunderts erblickt die Staatsklugheit in den Schauspielen nur ein geeignetes Mittel, um »Menschen von allen Ständen auf eine honette Art zu amüsiren und von anderen gefährlichen ernsten Zerstreuungen abzuhalten«. Nun war auch die Zeit des Lustigmachers wieder gekommen und mit ihm auch die alte Freiheit des Hanswurst, der unter dem veränderten Namen des Kasperl es wieder wagen durfte, sich über alle Censurvorschriften rücksichtslos hinwegzusetzen und selbst politische Tagesfragen in den Kreis seiner Späße zu ziehen. Es ist gewiß bezeichnend, daß in einer Zeit, in der mit Aengstlichkeit jede Bemerkung über die Staatsverfassung verhütet wurde, Kasperl sein Publicum durch folgende Anrede erheitern durfte: »I will a allgemeine große Constitution geben. Die Gewalten will i hübsch fein und klug arrangiren; die ausübende b'halt i für mich selbst, die befehlende is a no mein, die unterlassende aber bleibt, wies recht is beim Volk, das soll sich erlustigen und schna-

buliren, im Prater Backhändl essen und sei Seitel dazu trinken — wann's a Geld hat und zahlen kann.«[92])

Abwechselnd mit dem Spaßmacher sorgten auf der Volksbühne auch Ritter und Gespenster für den Sinnenreiz der schaulustigen Menge, die am Gruseln gleichen Gefallen fand, wie an Kasperls Blödsinn. Geschäftskluge Unternehmer der Vorstadtbühnen versäumten denn auch nicht, ihr Publicum auf die schaurigen Effecte aufmerksam zu machen, wie dies der Director des Theaters auf der Landstraße gethan, der die Ankündigung der Spieß'schen Maria Stuart mit den Worten schloß: »Um das vortreffliche Stück noch interessanter zu machen, geht die Enthauptung der Königin von Schottland öffentlich auf dem Theater vor.«[93])

So erfüllten zwar die »Ergötzungen« des Volkes ihren polizeilichen Zweck, aber auf Kosten des guten Geschmackes, dessen Verfall schon nach kurzer Zeit die Behörden selbst beklagen mußten. »Es ist nicht mehr das erhabene Schauspiel« — heißt es in einem Regierungsberichte aus dem Jahre 1797 — »den Weisen gegen das ungünstige Schicksal kämpfen zu sehen, das Thränen entlockt und selbst in der unterdrückten Unschuld den Sieger verehrt, nicht die lachend gesagte Wahrheit, die durch Urbanität unterhält, das Nützliche mit dem Angenehmen paart, immer das Rauhe der Sitten abschleift. Die schöne Zeit der Bühne ist vorüber, durch Maskerade, abenteuerliche Darstellungen sucht man die Menge zu locken. Schmutziger Doppelsinn wird mit Beifall gelohnt, höchstens wird noch für den Reiz der Sinne gesorgt.«

Ein Jahr vorher hatte bereits der Vicedirector des inzwischen verpachteten Burgtheaters in einem Majestätsgesuche bittere Klage geführt, daß die Schauspieler in den Vorstädten »sich nicht blos mit Zweideutigkeiten begnügen, son-

[92]) Vgl. Weber, Deutschland. Stuttgart 1834, II, 298.

[93]) Theaterzettel vom 10. Juli 1792. (Im Besitze des Herrn Ober-Inspectors Franz Gaul.)

dern sie noch durch Geberden und verbotenes Extemporiren zur offenbarsten Zote machen, hiedurch aber den guten Geschmack und die Sitten verderben.«[94]) Mit dieser Beschwerde war zugleich beantragt worden, der obersten Theaterdirection die Aufsicht und Censur über alle Schauspieler zu überlassen, ein Vorschlag, der weniger gegen die Geschmacksverwirrung als gegen die Concurrenz der Vorstadtbühnen gerichtet war. Im Uebrigen aber entsprach die Beschuldigung des Vicedirectors vollkommen der Wahrheit, denn auch das Directorium mußte zugestehen, daß die Censur »in Ansehung der Vorstadttheater nicht sehr behutsam gewesen sein mag«, weshalb beschlossen wurde, den Entrepreneurs der Vorstadtbühnen den Auftrag zu ertheilen, nicht nur kein Stück aufzuführen, das nicht durch die Theatercensur approbirt worden wäre, sondern auch das Extemporiren mit unnachsichtlichen Strafen zu belegen.[95]) Zwar hatte schon Kaiser Franz mit Handschreiben vom 5. Februar 1795 das Extemporiren und zweideutige Geberdenspiel »bei schwerer Ahndung« verboten, aber ohne nachhaltigen Erfolg, denn gegen Kasperl anzukämpfen war damals nicht minder schwierig, als es seinerzeit gegen Hanswurst gewesen.

An die Josefinische Censurnorm anknüpfend, befahl auch Kaiser Franz den Behörden darüber zu wachen, »daß in den Theatern, sowohl der Provinzen als der hiesigen Vorstädte, alles jenes sorgfältig hintangehalten werde, was die guten Sitten beleidigen könnte«;[96]) aber der Zusatz, auch auf Alles acht zu haben, was »gefährliche Grundsätze in Rücksicht auf die gute

---

[94]) Der Antrag des Vicedirectors Freiherrn v. Braun wurde vom Kaiser nicht genehmigt, »weil hiedurch zu unzähligen Klagen und Neckereien Anlaß gegeben würde«. (Hofdecret vom 3. Juli 1796, k. k. Archiv für Niederösterreich, P. 30, Nr. 11660.)

[95]) Archiv des Ministeriums des Innern, IV, M. 6, N.-Oe., 1796, Nr. 77.

[96]) Handschreiben an den Grafen Kolowrat. (Archiv des Ministeriums des Innern. IV, M. 6, 1795, Nr. 315.)

Ordnung und das Wohl des Staates verbreiten könnte«, hatte die Theatercensur nach und nach in völlige Abhängigkeit von der Polizei gebracht, der alle für die Vorstadtbühnen censurirten Stücke zur Revision vorgelegt werden mußten. Auch die Aufsicht in den Theatern, bisher von Räthen der niederösterreichischen Regierung besorgt, wurde nunmehr als ein »Polizirungsgeschäft« erklärt.[97]) Dagegen blieb die Censur der für das Hoftheater bestimmten Stücke ausschließlich dem Regierungsrathe Hägelin überlassen, der trotz mancherlei Verdächtigungen seiner Amtsführung das Vertrauen des Kaisers in vollstem Maße besaß.[98]) Denn die Jakobinerriecherei fand im Zeitalter der französischen Revolution selbst in den harmlosesten Worten immer noch hinreichenden Stoff zu Anklagen gegen den Censor, der unter solchen Umständen zu einer Strenge getrieben wurde, die für ihn in vielen Fällen der einzige Ausweg war, den voraussichtlich drohenden Anwürfen zu begegnen. Und diese mehrten sich in Folge des Einflusses der politischen Zeitumstände in bedenklicher Weise. Die zimperlichen freiwilligen Censoren aus dem Publicum zur Zeit Maria Theresias, denen sogar die Worte »Lustschloß« und »Stricknadel« Anlaß gaben, über

---

[97]) Instruction für die Polizeicommissäre 1793 in 13 Punkten. Erster Punkt: »Die Theater verdienen schon darum ein besonderes genaues Augenmerk von Seiten der Polizey, weil außer den bey anderen öffentlichen Spielen und größeren Volksversammlungen eintretenden Rücksichten wegen guter Ordnung, Ruhe und Beseitigung der Gefährlichkeiten, es sich hier auch um Verhinderung des Aergernisses und der Sittenverderbnis, zumal bey jungen Leuten handelt, die gemeiniglich den größten Theil an gedachten Orten ausmachen.« Eine Beilage zur Instruction in 11 Absätzen enthält Vorschriften über die Pflichten der Commissäre in den Theatern. (Archiv des Ministeriums des Innern.)

[98]) Beweis hiefür ist die 1796 erfolgte Ernennung Hägelin's zum Beisitzer der Studien-Revisions-Hofcommission und 1797 dessen Berufung zur Untersuchung der Theresianischen Akademie, nach deren Abschluß Kaiser Franz mit Handbillet vom 27. Juli 1797 erklärte, diesen wichtigen Zweig öffentlicher Erziehung in eine seinem Zwecke mehr entsprechende Gestalt zu bringen.

Zweideutigkeit und Schlüpfrigkeit zu klagen, wurden weit übertroffen von jenen Feinden der Aufklärung, die unter der Maske des Patriotismus jeden freidenkenden Mann als »Erz-Jakobiner« erklärten. »Nicht die Censoren — schreibt Alxinger — die auf Befehl des Staates, sondern jene, die auf Antrieb ihres Weisheitskitzels censiren, erheben einen Mordlärm über die gleichgültigsten Dinge und schreyen Zeter, wenn sie das Wort Freiheit hören, wäre auch nur von der Freyheit jemanden seine Aufwartung zu machen, die Rede.«[99]) Am deutlichsten aber zeigt sich der Einfluß der Zeitverhältnisse in dem Aufrufe vom 24. August 1794, wodurch die Oberdirection der Hoftheater dramatische Schriftsteller aneiferte, ihre Geistesproducte dem Burgtheater zu überlassen. Mit der Versicherung, daß kein Autor eine übertriebene Strenge besorgen dürfe, erklärte die Oberdirection zugleich jedes Stück zu verwerfen, »das anstössige politische Grundsätze predigt, und auch nur von ferne dahin zielet, die heiligen Bande zu zerreißen, welche die Bürger an den Staat binden«.[100]) Was Wunder, wenn bei der Menge von Rücksichten der Censor ab und zu auch die Spitze gegen das Hoftheater kehrte und Stücke verwarf, an deren Aufführung dem Pächter viel gelegen war. Denn daß die Könige der deutschen Dichtkunst von der Hofbühne ausgeschlossen blieben und die Kärrner die Hauptstütze des Repertoires bildeten, daran trug nur das unheilvolle Bevormundungssystem schuld, dessen Wirksamkeit nun auch jenes Institut fühlen mußte, das seine Gründung der Aufklärung zu danken hatte.

Ein Rückblick auf die Entwicklung der Theatercensur im 18. Jahrhunderte muß uns bedauern lassen, daß die Aufzeichnungen Hägelin's, der seit 1770 das schwierige Amt eines Theatercensors verwaltete, für die Forschung verloren gegangen sind. Dagegen ist uns aber eine äußerst wichtige

---

[99]) Oesterreichische Monatsschrift. 1793, I, 139 f.

[100]) Wlassack a. a. O. S. 83.

Quelle für die Geschichte dieser Periode erhalten geblieben, eine Denkschrift Hägelin's, die er im amtlichen Auftrage 1795 als Leitfaden für die Theatercensur in Ungarn verfaßt hatte, und zwar mit Verwerthung aller Grundsätze, die bis dahin für die Wiener Bühne maßgebend waren.[101]) Diese höchst werthvolle Schrift ist aber, wie wir sehen werden, weniger das Resultat unbefangener kritischer Beobachtung als vielmehr die Summe der Erfahrung, die Hägelin als Censor während 25 Jahren gesammelt hatte. Obschon dieser Leitfaden viele subjective Bemerkungen enthält, so dürfen wir doch nicht einen Augenblick vergessen, daß er im Grunde nur ein Motivenbericht zu jenen Normen ist, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für die Theatercensur, und zwar für denselben Censor maßgebend waren, der Schiller's Fiesco 1787 erlaubt und 1793 verboten hatte. Manche Aeußerung darin muß dem amtlichen Erläuterer zugeschrieben werden, der beauftragt war, die Grundsätze der Staatsverwaltung in Hinsicht der Theatercensur mitzutheilen. Denn Hägelin war, wie seine Bemerkungen über die Schule offenbaren, ein Freund der Aufklärung, ein Mann, dessen stilles Wirken schon von den Zeitgenossen gewürdigt wurde. Weckhrlin anerkennt seinen geometrischen Geist in der Materie der Wissenschaften und der Erkenntnisse, sowie sein von Freundschaft und Wohlwollen erfülltes Herz; er zählt ihn zu denjenigen Oesterreichern, »deren Talente dem vaterländischen Klima Ruhm erwarben, und welche dasselbe gegen die Vorurtheile der Ausländer rechtfertigen, als ob die Wissenschaften in Oesterreich heterogen wären«.[102]) J. Schink rühmt Hägelin's Wirken, indem er schreibt: »Wien scheint nicht zu fühlen, was es an ihm hat, scheint ihn nicht zu kennen, wie ich ihn kenne, als den freimüthigsten Mann für Wahrheit und Recht, den eifrigsten Aufhelfer der Literatur, den mächtigsten Ver-

[101]) Archiv des Ministeriums des Innern. IV, M. 6 in gen. 1795. — Werthheimer, Alt-Wiener Theatercensur. N. F. Pr. Nr. 8514.

[102]) Die Chronologen. I, 91.

theidiger zu denken und zu schreiben, helles Kopfes, frei vom Vorurtheil und gerade im Denken und Handeln, dem nur leider zu oft Dummheit und Kabbale die Hände gebunden haben und noch binden und manches gute hindern, das durch ihn geschehen könnte und würde.«[103]) Auch Nicolai spricht mit Anerkennung von ihm und Rautenstrauch's Biedermanns-Chronik schildert ihn als einen »gelehrten, fähigen, arbeitsamen, wahrheitsliebenden und freimüthigen Patrioten, der so viele den Staat, die Religion und die Aufklärung betreffende Geschäfte unter den Händen hat und die damit verbundene Gelegenheit, Gutes zu stiften, sorgfältig nützt.«[104])

Und nun, da die Verdienste Hägelin's durch glaubwürdige Zeugnisse bekräftigt sind, wird es von Interesse sein, seine Denkschrift kennen zu lernen, die folgenden Wortlaut hat:

»Der Unterzeichnete muß gehorsamst die Erinnerung widerhollen, daß die im Jahre 1770 ihm zugekommene allerhöchste Instruction in so weit hinreichend ist, daß ein Zensor, der mit den nöthigen Kenntnissen der Moral, der politischen Verfassung des Landes, wo er zensurirt, und mit jenen des dramatischen Faches versehen ist, durch seine Beurtheilung die Anwendung der Hauptregeln auf die besonders vorkommenden Fälle nach den Lokal- und Zeitumständen, in denen er sich befindet, machen kann, weil er sonst durch den Buchstaben spezieller Vorschriften entweder furchtsam gemacht oder durch eine buchstäbliche Befolgung dieser oder jener gegebenen Weisung sich mit dem Buchstaben gegen Verantwortungen decken könnte; da doch in den meisten Fällen es auf eine gute eigene Urtheilskraft ankömmt. —

Der Unterzeichnete kann und wird also nur dasjenige anhanden lassen, was durch die Beobachtung und Erfahrung mit Hinsicht jedoch auf feste Maximen nach der hiesigen

---

103) Dramaturgische Fragmente. I, 137.

104) Oesterreichische Biedermanns-Chronik. 1784, S. 74.

Lokalität bewährt befunden worden ist und einem Theatral-Zensor in einer andern Erbprovinz oder Staate zum hinlänglichen nähern Leitfaden dienen kann, und in dieser Hinsicht in Wincken und Bemerkungen bestehen wird, die ihm einige Anleitung zu seinem Benehmen geben können.

Fürs erste ist es bekannt, daß Franckreich das erste Reich in Europa war, welches ein Kunst- und regelmäßiges Theater hatte, da Franckreich zugleich ein monarchisches katholisches Reich war, und das französische Theater, wie ebenfalls bekannt ist, mit Recht das gereinigteste Theater vor allen übrigen Europens war; so wird jeder Zensor sehr gut thun, wenn er sich das französische Theater so, wie es unter den Königen bestand und von vielen vortrefflichen Schriftstellern bearbeitet war, überhaupt zum Muster vorstellet, um die vorkommenden Theatral-Zensursbeurtheilungen jedoch mit allmaliger Rücksicht auf die Denkensart, Sitten und Gewohnheiten des eigenen Landes einzurichten.

Nach der Hauptregel soll das Theater eine Schule der Sitten und des Geschmackes seyn.

Zu wünschen wäre es, daß die dramatischen Authoren dieser wahren Regel, die sie so oft vorpredigen, in der Ausübung allzeit getreu blieben. Allein sie scheinen sich, wenn sie Stücke verfassen, oft zu vergessen. Man muß eben, so wie bey manchen Moralisten, mehr auf ihre Wercke als auf ihre Worte sehen.

Obige Hauptregel, so weit sie die Sitten betrifft, gehet die Zensur im strengen Verstande an, der Geschmack aber nur in so weit, als er das Schickliche, das Anständige und Vernunftmäßige in Absicht auf die Sitten selbst und das Konventionelle oder auch das natürliche und politische Decorum, welches widersinnige, den Wohlstand verlezende Ungereimtheiten verabscheuet, angehet. Denn der Geschmack ist in verschiedenen Zeiten verschieden, und noch nicht ausgemacht, wo der wahre Geschmack wirklich existirt; denn einmal herrscht der Schackspearische Geschmack, ein ander-

mal jener der Rittergeschichten des mittleren Zeitalters, und so fort. Man zweifelt noch, ob es einen durchaus guten Conversations-Ton in Deutschland gebe, und ob dieses oder jenes Theater den wahren Geschmack besitze und befördere. Man kann auch den sogenannten Geschmack nicht bey jedem publicum fordern, besonders da der Staat nebst dem Hoftheater verschiedene Nebentheater privilegirt und auch wandernden Truppen zu spielen erlaubt, die ohnmöglich Stücke nach dem feinen Geschmacke aufzuführen im Stande sind; zumal wo in Deutschland, das aus so vielen kleinen und grösseren Höfen bestehet, der wahre Geschmack sich schwerlich an einem Orte einförmig fixiren und den Hauptton geben wird. Genug, wenn nichts ungereimtes und unanständiges wider die Sitten geduldet wird.

Man weiß auch, daß feine Kunstwercke nicht von jeder Theatralgesellschaft kunstmäßig aufgeführt werden können; daß nicht jede Gattung des Publikums solche verstehen und Belieben daran finden würde, und daß einzelne Privatunternehmer, die auf die Kosten sehen müssen, grosse Künstler, welche zur Aufführung vortreflicher Schauspiele erfordert würden, nicht hinreichend besolden können. Auch in Paris war nur die große französische Komödie, die der Hof besuchte, für das gebildetere Publikum; für das minder gebildete Publikum gab es verschiedene andere Theater und Spectakel, wie unter andern das Theatre italien, wo der Harlequin eine Hauptrolle hat. Die Zensur muß überall auf das Sittliche sehen, der Geschmack gehet die Kritik an. Es ist bekannt, daß etwas sehr ästhetisch schön sein kann, wenn es gleich sehr unmoralisch ist. Nur dann tritt die Zensur auch in Absicht auf den Geschmack ein, wenn es den sittlichen Wohlstand zugleich betrifft. —

Fürs zweite ist zu bemerken, daß die Schauspiele von verschiedener Gattung sind. Vorzüglich ist die älteste Eintheilung derselben in Trauerspiele und Lustspiele bekannt.

Im Trauerspiele werden die Tugenden und Laster der Menschen vorgestellt, um erstere zu Mustern der Nachahmung, die letztern aber zu Mustern des Abscheues aufzustellen.

Das Lustspiel behandelt die Thorheiten und Unarten der Menschen, um diese durch lächerlichen Spott davon zu heilen.

Nebst dem hohen Tragischen ist das bürgerliche Trauerspiel, das ernste Drama und noch andere Gattungen entstanden, welche von den Authoren blos Schauspiele, Familiengemälde und dergleichen genannt werden, so wie das Lustspiel noch die Posse oder das Possenspiel unter sich hat; ohne des lyrischen Theaters, nemmlich der Singspiele oder Operetten zu gedenken, welche nicht zu dem wahren Geschmack gerechnet werden wollen.

Alle diese verschiedenen Gattungen müssen einen moralischen Zweck haben und entweder die Beförderungen der Tugenden des Willens oder auch des Verstandes, das ist die Schärfung des Witzes, der Klugheit ꝛc. zum Zweck haben, wenn sie dem Staate nicht schädlich werden sollen; wenigstens müssen sie zu einer ehrbaren Zerstreuung oder unschädlichen Gemüthserholung dienen, wie es gemeiniglich im lyrischen Theater, wo keine große Moral angebracht wird, geschiehet.

Nie dürfen die guten Sitten Gefahr laufen, durch Theatervorstellungen beleidigt zu werden. Sie unterliegen daher alle nach ihrem verhältnißmässigen Unterschiede den Zensursgesetzen.

Fürs dritte verstehet es sich von selbst, daß die Theatralzensur viel strenger seyn müsse als die gewöhnliche Zensur für die bloße Lecture der Druckschriften, wenn leztere auch in Dramen bestehen. Dieses ergibt sich schon aus dem verschiedenen Eindruck, den ein in lebendige Handlung bis zur Täuschung gueseztes Werk in den Gemüthern der Zuschauer machen muß, als derjenige seyn kann, den ein blos am Pulte gelesenes gedrucktes Schauspiel bewirckt. — Der Eindruck des

erstern ist unendlich stärcker als jener des leztern, weil das erstere Augen und Ohren beschäftigt und sogar in den Willen des Zuschauers treten soll, um die beabsichtigten Gemüthsbewegungen hervorzubringen, welches die bloße Lecture nicht leistet. Die Bücherzensur kann Lesebücher restringiren und folglich solche nur einer gewissen Gattung von Lesern gestatten, da hingegen das Schauspielhaus dem ganzen Publikum offen stehet, das aus Menschen von jeder Klasse, von jedem Stande und von jedem Alter bestehet.

Dieses vorausgesezt, kömmt es nunmehr auf den Augenmerck an, worauf die Zensur bey Zensurirung der Stücke zu sehen hat. —

1mo. hat die Zensur bey Beurtheilung der Stücke auf dreyerley zu sehen; erstlich auf den Stoff des Stückes, dann auf die Moral desselben, und endlich auf den Dialog.

Der Stoff des Stückes wird im dramatischen Sprachgebrauche die Fabel genannt und ist nichts anders als die nach der poetischen Kunst bearbeitete wahre oder erdichtete Geschichte oder Handlung, welche oft mit eingeschobenen fremden Handlungen begleitet wird, die man Episoden nennt.

Die Moral des Stücks ist die Lehre, welche aus dem ganzen Stücke abstrahirt wird oder abstrahirt werden kann; denn so wie die gemeinen äsopischen Fabeln ihre Moral haben, so hat auch die Fabel eines Drama ihre Moral. Lessing sagt: »Die Moral ist ein allgemeiner Satz aus den besonderen Umständen der handelnden Personen gezogen; durch seine Allgemeinheit wird er gewissermassen der Sache fremd, er wird eine Ausschweifung, deren Beziehung auf das gegenwärtige von dem weniger aufmercksamen oder weniger scharfsinnigen Zuhörer nicht bemerckt oder nicht begriffen wird.«[105] Beyspiele machen die Sache klärer.

Der König Lear. ein wohlthätiger Vater, legt seine Krone bey Lebzeiten in die Hände zwoer undanckbaren Töchter

---

[105]) Hamburg. Dramaturgie, IV. Stück.

nieder, welche ihn verstossen und im äussersten Elende schmachten lassen, bis ihm die dritte Tochter Cordelia zu Hilf kömmt und ihn rettet. —

Die Moral dieses Stücks ist, daß ein Regent bey seinen Lebzeiten die Krone an seine Nachfolger nicht abtretten soll, weil er Gefahr läuft, für seine Wohlthat mit Undanck belohnt und mißhandelt zu werden.

Aus einem gewissen Trauerspiel, dessen Titel mir nicht beyfällt, worin die Hauptperson von einer ausschweifenden Leidenschaft in die andere verfällt, bis sie endlich in die Verzweiflung geräth und sich ermordet, wird die Moral abgezogen, daß, wer sich in ein Laster stürzt, Gefahr läuft, noch andere zu begehen, die ihn endlich zulezt in den Untergang stürzen.

Um auch ein Beyspiel vom lyrischen Theater anzuführen, so folgt zum Beyspiele aus der Operette: Zemire und Azor:[106]) die Moral, daß ein gutes Herz, wenn schon die äussere Gestalt fehlerhaft ist, dennoch zur zärtlichen Liebe bewegen kann.

Ueberhaupt gilt die Regel, daß die Tugend allzeit liebenswürdig, das Laster aber allzeit verabscheuungswürdig erscheinen muß. Die erstere kann mit Hindernissen und Drangsalen kämpfen, darf aber nie scheitern oder sincken, so wie das leztere nie triumphiren darf, sondern vielmehr bestraft werden muß. — Die Bestrafung bestehet aber nicht blos in körperlichen Züchtigungen, sondern manchmals in dem öffentlichen Hasse oder Verachtung, wie im Fanatismus von Voltaire.[107]) Auf eben diese Art wird Graf Ottomar in der Ottilie

---

[106]) Singspiel in 4 Acten von Marmontel. 1776 auf dem Kärntnerthortheater mit der Musik Grétry's, sowie mit jener Gotthilf von Baumgartner's aufgeführt, dann 1779 im Burgtheater mit Grétry's Musik. Deutsche Uebersetzungen: Frankfurt, Andrä 1773, Wien 1779 (zu finden beym Logenmeister), 1790 (Wallishausser).

[107]) Von Voltaire. Auch unter dem Titel: Mahomed, in einer jambischen Uebersetzung im Burgtheater aufgeführt am 18. September 1779, dann in der Uebersetzung Goethe's am 28. October 1814.

von Brandes bestraft; die betrogene Ottilie[108]) ergreift aus Verzweiflung den Dolch, sezt ihn Ottomarn an die Brust mit dem Bedeuten, daß sie ihn in dessen Blut tauchen würde, wenn es nicht zu schlecht wäre; sie ersticht sich daher selbst, und Ottomar stehet so verächtlich da, daß jedes Frauenzimmer, das nach diesem Specktakel eine Mannsperson träffe, die Ottomarn gliche, die Lust anwandeln könnte, ihr ins Gesicht zu speien.

Der Dialog eines Stücks bestehet in der Sprache und in den Ausdrücken der handelnden Personen eines Stücks.

Wenn der Stoff eines Stücks oder die Moral desselben wider die Religion, wider die Staatsverfassung oder wider die Sitten sich verstößt, mithin im Grunde fehlerhaft ist, so kann es für die Ausführung nicht zugelassen werden, sondern es muß verworfen werden, wie z. B. Kotzebue's »Die Sonnenjungfrau«. . .[109])

Der Stoff des Stückes kann auf zweierley Art vitios seyn; entweder ist schon die Fabel an sich selbst anstössig, oder die Moral desselben oder es befindet sich eine Haupt- oder andere Nebenperson oder ein solcher Karackter im Stücke, welche nach den Regeln als anstössig befunden wird. In diesem Falle kann das Stück zur Aufführung ebenfalls nicht zugelassen werden, besonders wenn der Karackter durch das ganze Stück verwebt ist. Z. B. in Kabale und Liebe befindet sich eine fürstliche Maitresse; dieser Karackter ist anstössig, also das ganze Stück nicht zulässig, außer das vitiose würde weggeschafft. Man gab ehemals vor, daß es auf den vorigen wirtenbergischen Hof anspielte.

---

[108]) Ottilie, Trauerspiel von Brandes, Wien 1780, Berlin 1784. In Wien zum ersten Male aufgeführt am 27. März 1780.

[109]) Nach dem Original in Wien nie aufgeführt. Die Theaterdirection ließ das Stück durch den Dichter Jünger so »reinigen«, daß es von der Censur zugelassen werden konnte. Die Correcturen und Aenderungen umfaßten vier Bogen.

Wenn ein anstössiger Karackter oder ein anstössiger Umstand nicht in dem ganzen Stücke verwebt ist, und der Author den Anstoß heben will, so kann das Stück, wenn das anstössige ganz korrigirt ist, zugelassen werden . . . .

Nach der allgemeinen Regel wird aber jedes Stück, das im Stoffe selbst anstössig ist, schlechterdings verworfen, weil es selten zu korrigiren ist, indem es so umgeändert werden müsse, daß ein neues Stück daraus entstünde. Einige besondere Fälle machen Ausnahmen von der Regel, wo es nemlich nur an einem einzigen eingewebten Umstand fehlerhaft ist, welcher gehoben werden kann, ohne den Stoff ganz zu ändern. Nun folgt

2do. die nähere Bestimmung der in dem Stoffe des Stücks, wozu man unter einem die Moral desselben, weil sie gleich beym Stoffe sichtbar ist, nehmen kann, befindlichen Gebrechen, die die Zulassung des Stücks hindern können; diese lassen sich in die drei Hauptregeln eintheilen.

Gebrechen des Stoffes wider die Religion.

Ueberhaupt können die Religion und religiöse Gegenstände nie ein Stoff theatralischer Vorstellungen werden. Die Religion ist zu erhaben und zu ehrwürdig, als daß sie durch das profane, besonders das komische Theater abgewürdiget werden dürfte. Obwohl die Religion die Glückseeligkeit der Menschen diesseits und jenseits des Grabes zur Absicht hat, und das Theater die Glückseeligkeit des Menschen wenigstens die zeitliche ebenfalls durch Aneiferung zur Tugend und Abziehung vom Laster bewircken soll, so ist doch die eine von dem andern in ihren Mitteln sehr verschieden. Die Religion wirckt vorzüglich durch übernatürliche Mittel, das Theater aber kann die seinigen nur aus natürlichen Quellen schöpfen, die in unsern natürlichen Fähigkeiten und Kräften liegen. Das Theater stellt natürliche Menschen aus dem gesellschaftlichen Leben und natürliche durch die Kunst be-

arbeitete Begebenheiten vor, um patriotische Tugenden aller Art zu befördern und vom Laster abzuschrecken, wozu die Beweggründe aus dem guten Beyspiele der Tugendhaften und die Abschreckungsgründe aus dem Schandflecke der lasterhaften Menschen an sich selbst und aus der politischen Verfassung hergenommen werden.

Die Personen, die auf den Theatern vorgestellt werden, müssen mit ihren Schwachheiten und Thorheiten und mit ihren Tugenden, zu welchen sie sich unter dem Kampfe mit den erstern emporschwingen, vorgestellt werden, damit der Zuschauer aus den guten und bösen Folgen, die aus Tugend oder Laster entstehen, sich bessern kann.

Wenn Personen auf das Theater gebracht würden, die durch übernatürliche Gnadenmittel gestärckt, keine Fehler oder Schwachheiten begehen könnten, so würden diese die Zuschauer, die sich in dem Falle gedachter Personen nie befinden, nicht interessiren; die Theilnahme an dem Schicksale eines andern fordert, daß wir ähnliche Beschaffenheiten mit der vorgestellten Person haben, daß wir uns vorstellen können, in ähnliche Umstände derselben verfallen zu können; wo dieses nicht ist, hört alle Theilnahme, folglich auch der Zweck der dramatischen Vorstellung auf, indem wir uns an dem Vorgestellten nicht spiegeln können, weil es uns nicht rühren, noch das Beyspiel in unsern Willen treten kann.

Das alte Testament enthält bekanntermassen auch die politische Geschichte des jüdischen Volckes, und in soweit können Begebenheiten des jüdischen Staates auf die Bühne gebracht werden, als ihre Handlungen aus natürlichen Triebfedern entsprungen sind. So hat man zum Beyspiele im Französischen das Stück: Athalie[110]). Auch aus der christlichen Geschichte ist das Trauerspiel: Polieucte[111]) ein Gegenstand des

[110]) Trauerspiel von Racine (Uebersetzung von Cramer, St. Gallen 1790.

[111]) Von Corneille. Eine Uebersetzung im 2. Theile der »Deutschen Schaubühne zu Wien« unter dem Titel: Der »Märtyrer Polyenctes,

Dramas geworden; im Deutschen hat man Olynt und Sophronia [112]) aus der kristlichen Epoche: allein es gehet alles natürlich darinn zu.

Frömmere Gegenstände werden zu den sogenannten geistlichen Singspielen oder Oratorien, welche in der Fastenzeit aufgeführt zu werden pflegen, gebraucht.

Dieses vorausgesagt ist zu beobachten, daß:

a) keine Gegenstände auf das Theater gebracht werden dürfen, die lediglich und unmittelbar die Religion betreffen;

b) auch keine solche, die auf die kristliche besonders aber die katholische Religion eine Beziehung haben, ihre Gebräuche, Zeremonien, Geheimnisse, Lehren oder rezipirten Meinungen antasten oder darauf anspielen und ein nachtheiliges Licht darauf werfen könnten.

c) Eben so wenig können Stücke passirt werden, die irgend eine darin handelnde geistliche oder gottesdienstliche Person der katholischen oder auch von der protestantischen Kirche enthielten; dieses ist vom Pabste an bis auf den geringsten Abbé oder Priester zu verstehen, wozu auch die Klostergeistlichen männlichen und weiblichen Geschlechts gehören. Von der türkischen und heidnischen Religion werden bekanntermassen Derwische, Kalender, Opferpriester und dergleichen ohne Anstand aufgeführt; nur ist darauf zu sehen, daß ihre Handlungen und Worte durch Analogie keine Satyre auf die kristliche Geistlichkeit werden.

---

ein christliches Trauerspiel des . . Peter Corneille. Wien 1759«. Im selben Jahre zum ersten Male im Burgtheater dargestellt.

[112]) Trauerspiel von Joh. Freih. v. Cronegk, vollendet von Cassian Anton von Roschmann-Hörburg. 4. Bd. der »Neuen Sammlung von Schauspielen, welche auf der k. k. Schaubühne zu Wien aufgeführt werden«, Wien 1764; ferner im 5. Theile des »Theaters der Deutschen«, Berlin und Leipzig 1767. Neu herausgegeben von Minor »Deutsche Nationalliteratur«, 72. Bd.; vgl. Goedeke, IV, S. 74.

Verkleidete orientalische Mönche, als wie im Stücke: Der Mönch vom Berge Karmel[113]), werden ohne Anstoß in Ansehung der Person aufgeführt, weil sie eigentlich keine wahren Mönche sind. Nur muß ihre Handlung nichts anstößiges gegen die Religion enthalten. Wahre kristliche Eremiten oder Einsiedler und Klausner kommen vielfältig in erlaubten Stücken vor; nur muß ihre Handlung ernsthaft seyn, ihre Kleidung muß keiner bekannten Ordenskleidung gleich sehen, auch müssen sie mit keinen Rosenkränzen oder dergleichen religiösen Insignien behangen seyn, auch vor keinen kristlichen Altären, welche gar nicht auf das Theater gehören, knieen oder religiöse Handlungen verrichten ꝛc.

Die Kleidungen der Eremiten sind ideal, meistens von grauer Farbe.

d) Kristliche Bethbrüder oder Bethschwestern, überhaupt religiöse Gleißner können als durchgeführte Hauptkaracktere in keinem Falle auf's Theater gebracht werden, weil ihre äusseren Handlungen und Geberden zu nahe an jene der wahren Frömmigkeit gränzen, und diese leztere dadurch zugleich lächerlich gemacht werden könnte. So hat nicht einmal die protestantische Bethschwester vom Gellert[114]) auf einem protestantischen Theater jemals erscheinen dürfen. Man duldet frömmelnde Tanten und andere solche Matronen auf dem Theater, nur müssen sie nicht Bethbücher aufs Theater bringen oder auffallende Andachtsübungen vor dem Publikum äussern; obschon sie von den ehrbaren Zeiten ihrer Jugend und von den gottlosen des jetzigen Zeitalters, in welchem sie älter geworden,

---

[113]) Trauerspiel in 5 Acten nach Cumberland von Wolfgang Heribert Freih. v. Dalberg, zum ersten Male im Burgtheater am 9. Juni 1787 aufgeführt; erschien im selben Jahre im Druck bei Jahn (zu haben beym Logenmeister).

[114]) Die Betschwester, Lustspiel in 3 Acten von Gellert, Bremer Beiträge, 2. Bd., 1745; »Theater der Deutschen«, 4. Theil, Berlin und Leipzig 1767.

auch von ihren Betrachtungen und milden Wercken mit Mässigung reden können.

Da auch keine protestantische geistliche Person aufgeführt werden darf, so wurde in dem Mädchen von Marienburg vom Kratter[115]) der Pastor in einen Schulrecktor verwandelt.

e) Es kann kein Sujet aufgeführt werden, dessen Hauptinhalt die kristliche Toleranz oder überhaupt die Gleichgültigkeit der verschiedenen Gottesdienste wäre; solche Gegenstände sind auf dem profanen Theater anstössig.

f) Die Discussionen über die Rechte des römischen Hofes und der weltlichen Fürsten, oder die ultramontanischen Grundsätze würden ebenfalls anstössig seyn, wenn sie dramatisch behandelt würden.

g) Theoretische Irrthümer wider die natürliche oder kristliche Religion, das ist die durchgeführten Karacktere von Atheisten, Freygeistern, Freydenkern, Deisten, oder auch von Irrlehrern, Ketzern, Seckten, wie sie immer Namen haben mögen, können nie in dieser ihrer Eigenschaft aufs Theater gebracht werden, wenn sie nemlich ihre Meinungen zum Gegenstand ihrer Handlungen machen. Juden als Negozianten oder Quacker als glatte steiffe Kerle werden ohne Anstoß aufgeführt, wenn ihre Handlung sonst zulässig ist, und ihre Religionstheorie nicht zum Gegenstand gemacht worden ist.

Der Tadel wider die Ausbreitung der kristlichen Religion durch Waffen und Verfolgungen kann ebenfalls kein erlaubter Stoff seyn; daher sind die Stücke, die von Kreuzzügen handeln und diese Tadelsucht enthalten, wohl in Acht zu nemmen.

Dieses alles wird hinlänglich seyn, dasjenige zu bezeichnen, was etwa in Absicht auf Religion noch anstössig oder verwerflich im Stoffe seyn dürfte, wenn es auch nicht ausdrücklich hier benennt wird.

---

[115]) Schauspiel in 5 Acten, zum ersten Male im Burgtheater am 4. October 1793 aufgeführt. »Theatralische Sammlung«, 60. Bd., Frankfurt 1795, und »Neue Sammlung deutscher Schauspiele«, 3. Bd., Grätz 1796.

Gebrechen des Stoffes in politischer Hinsicht, oder wider den Staat.

a) Es können in einem monarchischen Staate keine Stücke aufgeführt werden, deren Inhalt auf die Abwürdigung der monarchischen Regierungsform abzielte oder der demokratischen oder einer andern den Vorzug vor der monarchischen einräumte, oder auch die ständische Verfassung eines Landes herabsezte. Dießfalls ist das ehemalige französische Theater unter den Königen das beste und reinste Muster.

Die Sache ist aber nicht so zu nehmen, als wenn große Helden, Heerführer oder große Politiker, welche in den Republicken des Alterthums glänzten, ohne Anstoß nicht aufgeführt werden könnten; die römische und griechische Geschichte liefert eine Menge Muster von vaterländischen Tugenden, die ohne Anstand auf die Schaubühne auch in monarchischen Staaten gebracht worden sind. Ihre Thaten waren Vaterlandsliebe, wie sie z. B. Themistokles bey dem persischen Könige Mithridates(!) ausübte, oder andere politische Tugenden, die keinem Anstosse unterworfen sind, weil sie nicht die Abhandlung über die Regierungsformen oder Zweifel über die Rechtmäßigkeit der landesfürstlichen Gewalt zum Gegenstande hatten.

Selbst in der zu Wien aufgeführten welschen Oper von Metastasio, Clelia genannt, kömmt der König Porsennas[116]) als Feind der Römer vor, der als Bundesgenoß den vertriebenen Tarquinius wider zu Rom einführen will. Daß aber der Tod Caesars, daß der Römer Brutus, die Verjagung des Königs Tarquinius und dergleichen Stoffe dermal nicht zuläßig seyn, verstehet sich von selbst.

[116]) »Il Trionfo di Clelia«, Drama per musica in 3 Acten von Metastasio mit Musik von Hasse, wurde aus Anlaß der glücklichen Entbindung der Erzherzogin Isabella, Gemahlin Josef II., am 20. März 1762 als Festoper aufgeführt. Eine deutsche Ausgabe »Die triumphirende Clälia«, übersetzt von J(acob) A(nton) E(dlen) v. Ghelen, erschien im selben Jahre.

b) Es können auch keine Begebenheiten aus der Geschichte des Erzhauses aufgeführt werden, deren Ausschlag diesen Regenten nachtheilig war. Z. B. die Empörung der Eidgenossenschaft, die sich dem österreichischen Zepter entzogen hat; item der Schweitzerheld Wilhelm Tell; item die Rebellion der vereinigten Niederlanden, wodurch sie sich der Herrschaft des spanisch-österreichischen Hauses entzogen haben; und dergleichen.[117])

c) Auch sind solche Stücke nicht zu passiren, worin die Regenten besonders aber die vaterländischen in nachtheiligen oder herabwürdigenden Karackteren geschildert werden, wie z. B. im Stücke: Baumkircher von dem v. Kalchberg ...[118]); item in dem Stücke vom nemlichen Author, betitelt: die Grafen von Cilly,[119]) worin die Kaiserin Barbara Gemahlin Kaisers Sigismundi als ein ... rachsüchtiges Weib geschildert wird, und wo der Karackter durch das ganze Stück verwebt ist.

[117]) Am 26. November 1779 beschloß die Bücher-Censur-Commission in Prag die Schauspiele »Wilhelm Tell« und »Petermann von Gundolfingen« zu verbieten, weil in beiden Stücken »gegen das Haus Oesterreich als Tyrann gegen die Schweiz losgezogen wird«. Beide Dramen sind von Josef Ignaz Zimmermann. Ueber das Schauspiel »Der Schweizerbund« (von Johann Ludwig Ambühl, Goedeke V, 540) enthält das Protokoll vom 23. December 1779 folgende Bemerkung: »Dieses dramatische Stück behandelt die Befreiung der Schweiz. Der Dichter läßt in seinem Enthusiasmus für die Freiheit einen seiner Helden, Wilhelm Tell, nachdem dieser den Landvogt Geßler erlegt, sich in folgenden Worten ausdrücken: »So Tyrannen sind, wo mans leit.« Da dieses Stück außerdem, daß erwähnter Ausdruck die Lehre vom Tyrannenmord zu bestärken scheint, vortrefflich ausgearbeitet ist, so ward beschlossen, daß es gegen Zettel (d. i. gegen Erlaubnisschein zum Bezuge im Buchhandel) gehen möge.« (Archiv des Ministeriums des Innern. IV, M. 2, 1779, Böhmen.)

[118]) Andreas Baumkircher von Joh. Ritter von Kalchberg. (Sämmtliche Werke. Wien 1816 und 1817, 9. Theil.)

[119]) Die Grafen von Cilli. Eine Begebenheit der Vorzeit. Trauerspiel. Erster Theil: Friedrich Graf von Cilli. Grätz 1790. Zweiter Theil: Ulrich Graf von Cilli. 1793 (Goedeke, V, 344).

d) Monarchen nachtheilige Begebenheiten oder herabwürdigende Mißhandlungen derselben, wenn sie den Stoff eines Stücks ausmachen, können auch nicht aufs Theater gebracht werden. Z. B. Johann von Schwaben,[120]) von welchem Kaiser Albert der erste ermordet worden ist; Otto von Wittelsbach[121]), der den Kaiser Philipp aus Schwaben ermordet hat, welcher Gegenstand gewis auf keine kaiserliche Schaubühne gehört; item Kaiser Heinrich der 4te, der von seinem Sohne unter Beyhilfe des römischen Hofes enthronet worden ist.[122])

Eine anstössige Mißhandlung würde es auch seyn, wenn ein Regent wie ein Missethäter in einen Kerker gesperrt, und über ihn Gericht gehalten würde; item würde es dermal auch anstössig seyn, wenn einem Regenten, wie im Tancred,[123]) welches Stück in den 1770ger Jahren in Wien noch ohne Anstoß aufgeführt wurde, von einem oder mehreren Vasallen schimpflich begegnet oder getrozt würde. —

Dem Unterzeichneten kam ein noch ungedrucktes Stück: Otto der Fröliche, Herzog von Oesterreich, betitelt, unter der Regierung Kaiser Josephs des 2ten vor, worin dieser Fürst eine blosse adeliche Fräule heurathen wollte; die Stände von Steyermarck empörten sich wider diesen Herrn, und er zerriß in der lezten Szene ihre Privilegien als unnüze Skartecken. Das Stück sollte damals in Anwesenheit der

[120]) Schauspiel von Meißner. Leipzig 1780; von Plümike frei bearbeitet 1783.

[121]) Trauerspiel von Steinberg, Berlin 1789; von Babo, Berlin 1793, München 1802.

[122]) Leben und Tod Kaiser Heinrichs IV. Schauspiel in 5 Acten von Julius Freih. v. Soden. Berlin 1790. »Theatralische Sammlung« 25. Bd. Wien, Jahn 1792.

[123]) Eine Uebersetzung erschien Hamburg 1762, dann unter dem zweiten Titel: »Für Liebe, Ehre und Vaterland«, nach Voltaire von Crenzin, Frankfurt 1783. Wlassack verzeichnet die erste Aufführung nach Schröder's Bearbeitung am 13. Jänner 1783.

niederländischen Deputirten aufgeführt werden, wenn es zugelassen worden wäre; welches aber nicht geschah.

Hinrichtungen der Regenten können in monarchischen Staaten nicht aufs Theater gebracht werden. So wie z. B. jene Karl des ersten in Engelland, der Maria Stuart von Schottland, jene Ludwig des 16ten, Königs von Franckreich, schon gar nicht.

Bey dieser Gelegenheit muß überhaupt erinnert werden, daß eine Hauptregel bestehe, daß das gesittete Theater nie mit Blut befleckt werden darf; das ist, daß keine wirckliche Hinrichtung z. B. auf dem Schaffot, oder auf eine andere schmähliche Art auf der Schaubühne vorgenommen werden darf. Die Ursachen sind einleuchtend: denn die schönen Künste vertragen nichts gräßliches und leiden keinen Eckel, ohne anderer Ursachen zu gedenken.

e) Stoffe oder Karacktere, wodurch ganze Nationen, besonders die freundschaftlichen, gemißhandelt oder als lasterhaft dargestellet werden, können nicht passirt werden. Nie muß der Tadel auf ganze Nationen, auf ganze Stände, besonders auf die vornehmeren und den obrigkeitlichen Stand überhaupt fallen; überall muß er nur auf das persönliche Laster, Untugend oder Thorheit gebracht werden. Der Dichter braucht oft nur Schurken oder Lasterhafte, um seinen tugendhaften Helden durch den Schatten des ersten mehr ins Licht zu stellen, und zu erheben. Alsdann sind aber auch solche Stücke in Ansehung des Stoffes nicht bedencklich.

f) Der geistliche Stand darf schon gar nicht auf dem Theater berührt werden, wenn er auch tugendhaft geschildert werden wollte. Jean Hennuyer, Bischof zu Lisieux[124]), kann daher nie aufs Theater gelangen.

[124]) Drama in 3 Acten von Mercier. Deutsche Uebersetzungen: Prag 1784, Hamburg und Güstrow 1791. (Theatralische Sammlung. 17. Bd. Wien, Jahn 1791, mit der Bemerkung »Aus dem Französischen des Herrn v. Voltaire.)

Nach diesem ist der Militärstand besonders zu schonen, damit keine entehrende Handlung oder Kritick auf diesen angesehenen Stand, dessen delikateste Seite das point d'honneur ist, gewälzt werde; deßwegen muß auch keine Kritick oder anspielender Tadel auf die Verfassung oder Einrichtung und Gebräuche des innländischen Militärs vorkommen. Es kommen auf dem Theater vielfältig Militärpersonen vor, und unter andern Invaliden, theils Oberoffiziere, theils Unteroffiziere, welche sich beklagen, daß sie aus Mangel der Protecktion oder wegen einer vorzüglichen Gunst von Seite anderer zurückgesezt worden sind, oder durch andere Zufälle in dürftige Umstände gerathen sind. Hier ist darauf zu sehen, daß die Schuld nie auf den Landesfürsten oder den Dienst selbst gelegt werde; vom innländischen Militärdienste kann dieses gar nicht gestattet werden. Die Uniformen der Militärpersonen auf dem Theater müssen allzeit ideal, nie von kennbaren inländischen Regimentern seyn. Auch ist nicht zu passiren was den gemeinen Mann vom Militärdienste oder der Rekrutenstellung abschrecken könnte, oder auch, was einen Tadel auf die Haltung stehender Heere enthielte. Wenn etwas vorkämme, so müßte es wenigstens nach Umständen zureichend widerlegt werden. Originale von zaghaften Gemüthern, die den Soldatenstand für ihre Person fürchten, sind an sich selbst nicht anstössig, oft nur lächerlich. Wenn verliebte Streiche, Poltronerien, und andre Ausgelassenheiten vorkommen, so siehet man darauf, daß sie von jungen Officieren, als Leutenanten, Korneten, Kadetten und Muttersöhnchen, nie von Männern von gesetztem Alter oder höheren Oberoffizieren dargestellet werden. Ein Beyspiel ist die grosse Batterie von Herrn v. Ayrenhof[125]). Andere Muster von erlaubten Theaterstücken, wo Militärpersonen vorkommen, gibt es genug, woraus ein Zensor sich Raths erhollen kann.

[125]) Lustspiel von Ayrenhoff. Im Burgtheater zum ersten Male am 11. Juni 1770 aufgeführt.

g) Schädliche Vorurtheile und die Verbannung derselben sind ein Gegenstand der Bühne; allein wenn es politische Vorurtheile gibt, deren Bekämpfung die Ruhe des Landes stöhren könnte, so können diese auf dem Theater nicht bekämpft werden. Von religiösen Vorurtheilen kann auf dem Theater schon gar keine Rede seyn.

h) Die Gesetzgebung eines Staates oder dessen bestehende Gesetze können überhaupt in keinem Stoffe mit Tadel aufgeführt werden. Z. B. dem Staate ist an der Erhaltung rechtmässiger Ehen viel gelegen; philosophische Winkelehen können also niemal den Stoff aufführbarer Stücke ausmachen, besonders wenn sie als gegründet in dem Naturrechte approbirt würden.

Duelle gibt es mehrere, die dramatisch behandelt werden; allein das Duellverboth muß nie in einem Stoffe oder der Moral desselben kritisirt oder, wenn er doch vom ehrsüchtigen Liebhaber des Duells als zuläßig behauptet werden will, hinlänglich widerlegt werden.

Die Selbstmorde sind ebenfalls häufige Gegenstände des Theaters; wenn sie als Folgen und Strafen des Lasters erscheinen, so sind sie belehrend und daher zuläßig.[126]) Allein sie müssen nie als nachahmungswürdige Handlungen im Stoffe erscheinen oder als zuläßig gepriesen werden. Unten kömmt hievon noch ein mehreres. Auch kann der Widerstand gegen die obrigkeitliche Gewalt in Theatralhandlungen nie approbirt werden.

Noch ist zu erinnern, daß gräßliche, unnatürliche und schauderhafte Verbrechen nie aufzuführen seyn, z. B. wissent-

[126]) Ueber den Selbstmord auf der Bühne vgl. Moses Mendelssohn im 1. Theile seiner »Philosophischen Schriften«, ferner Johann Peter Frank's »System einer vollständigen medicinischen Polizey«. Mannheim 1783, 3. Bd., 804: »In Frankreich ist nie der Selbstmord so im Schwunge gewesen, als seitdem sich alle Woche auf einer öffentlichen Bühne bald eine zärtlich liebend Verlassene den Dolch in die Brust stößt, bald ein Unglücklicher heldenmäßig des Lebens beraubt, um nicht länger leiden zu dürfen . . .«

licher vorsetzlicher Eltern- oder Kindesmord oder Laster wider die Natur. Scheinverbrechen, die in der Auflösung des Stücks verschwinden, gehören nicht hieher. Schon wirkliche, wissentliche und grobe Mißhandlungen der Eltern sind auffallend und nicht leicht zu passiren. Solche Gegenstände sind selbst wider den guten Geschmack des Theaters.

Es wird gut seyn, hiewegen die Bemerkung eines einsichtigen dramatischen Kunstrichters anzuführen, wie folgt:

»Der Theatraldichter soll nicht blos gefallen, er soll »auch bessern. Er soll durch aufgestellte erhabene Hand»lungen Nacheifer und durch aufgestellte niedrige Streiche »Abscheu erregen.

»Der redende Künstler darf von einer Seite eben »so wenig Ideale darstellen, als er von der andern die »gewöhnlichen Karacktere, die er darstellt, so lassen darf, »wie man sie täglich antrifft. Denn eben, weil er auch »bessern will, würde er seinen Zweck verfehlen, wenn er »den höchsten Grad des guten oder des schlechten, wenn »er Ideale schildern wollte.

»Die Beschränktheit der menschlichen Natur zeigt sich »vielleicht nirgends so sichtbar, als eben hier. Sie erlaubt »dem Menschen nicht, sich bis zum Engel hinaufzuschwingen, »noch bis zum Teufel sich herabzustürzen, und kann nur eine »Vergleichung zwischen sich und Menschen anstellen. Un»wesen, wie der ältere Moor in den Räubern von Schiller, »siehet der Mittelschlag von Menschen mit pharisäischer »Gleichgültigkeit an, dancket Gott, daß er ihn nicht gemacht »hat, wie einen von diesen, und findet keine Anwendung, »keine Brauchbarkeit auf und für sich darin. Das hier »aufgestellte Bild der Habsucht ist zur Ehre der Menschheit »so sehr ideal, so sehr von der Alltagsstrasse entfernt, »daß man es bey der Analisirung durch die Darstellung »für ein Wesen anderer Art hält, und er uns nicht einmal »den ganzen Abscheu einflösset, den wir bey näherer An-

»näherung zur gewöhnlichen menschlichen Natur nothwendig »davor gehegt haben würden.

»Das nemliche gilt von dem Idealen der Tugend. »Der Weise, der beym Einsturz des krachenden Weltalls »ungerührt, und gleichgültig bliebe, könnte sich auf der »Bühne keines sonderlichen Beyfalls erfreuen. Leidenschaft »des Schauspielers erregt Leidenschaft des Zuschauers; »Gleichgültigkeit des Schauspielers läßt auch den Zuschauer »gleichgültig.«

Genug hievon.

Gebrechen des Stoffes in Absicht auf die Sitten.

Der Stoff eines Stückes oder der Innhalt einer dargestellten Handlung darf nie eine unsittliche Lehre oder eine wirckliche sittenlose That oder Verbrechen darstellen. Wirckliche Blutschande, Ehebruch können nie den Stoff der dramatischen Handlung ausmachen. Von Versuchen, Attentaten oder auch von Scheinverbrechen ist hier nicht die Rede; nur muß das publicum, wenn die handelnden Personen das Verbrechen der Haupt- oder einer andern handelnden Person vermuthen oder glauben, und die Verwicklung darauf ruhet, vom Irrthume unterrichtet seyn wie in dem Stücke: das Scheinverbrechen.[127])

Personen männlichen Geschlechtes können der Tugend Schlingen legen, Versuche und sträfliche Anträge machen; allein ein Frauenzimmer kann nie, wäre es auch nur zum Scheine, einwilligen. Wenn ein Frauenzimmer zum Scheine in den Antrag des Liebhabers einwilliget oder dem sträflichen Liebhaber zum Scheine einen rendezvous gibt, um ihn z. B. zu beschämen, so muß es das Publikum wissen und keinen Augenblick wegen der erlaubten Absicht im Zweifel stehen, welches oft dadurch geschiehet, daß das Frauenzimmer die Absicht ihrer Verstellung ihren Freundinnen entdeckt. . . . .

[127]) Schauspiel in 5 Acten. Zum ersten Male im Burgtheater am 21. April 1794 aufgeführt.

Heurathsstifter und Unterhändler unsträflicher Liebschaften und Billetenträger geben keinen Anstoß, sonst müssten oft alle Soubretten oder Bediente dazu gezählet werden. Nur auf Putzhändlerinen muß Acht gegeben werden. Im Westindier[128]) ist zwar auch eine Frau, bey der die Geliebte des Westindiers wohnet; allein es geschiehet kein verdächtiger Schritt, der der Ehre nachtheilig wäre, und der Westindier heurathet seine Geliebte.

In keinem Stücke haben förmlich unterhaltene Maitressen statt, wie in dem Stücke Kabale und Liebe[129]) oder wie im Grafen di Santa Vechia[130]), welches leztere noch besonders wegen der Geisterbannerey, die darin vorkömmt, verdächtig, weil solche Bannereyen oft zu Anspielungen auf kristliche Exorcismen gemißbraucht werden. —

In keinem Stücke können .... Auftritte geduldet werden, wo Geld angebothen wird, unter dem Vorwande, die Person in die sogenannte Protecktion zu nehmen, eigentlich aber die Tugend zu verführen.

Evgen Humbrecht,[131]) oder die Kindesmörderin dürfte von manchem Leser als ein sehr moralisches Stück angesehen werden, weil es die traurigen Folgen einer durch die Nachsicht ihrer Mutter verführten und von einem Leutenant zu

---

128) Lustspiel in 5 Acten. Aus dem Englischen des Cumberland. Wien 1774, »zu finden beym Logenmeister«.

129) »Kabale und Liebe« wurde im Burgtheater erst am 23. Juli 1808 aufgeführt. Im Personenverzeichniß erscheint statt des Präsidenten Vizedom von Walter, der Hofmarschall Kalb wird zum Obergarderobemeister; bei der Lady Milford ist der Zusatz »Favoritin des Fürsten« weggefallen, und alle Stellen im Texte, die ihr Verhältniß zum Fürsten näher bezeichnen, sind unterdrückt. Dagegen erschien ein unveränderter Nachdruck des Originaltextes Wien 1789, ohne Angabe des Verlegers.

130) Von Friedrich Gottlieb Julius Burchard (pseud. Max Roller). Berlin 1792. (Goedeke, V, 385).

131) Evchen Humbrecht oder ihr Mütter merkt's euch. Schauspiel von Heinr. Leop. Wagner. Frankfurt 1779 (Goedeke, IV, 304).

Fall gebrachten Tochter sehr abschreckend darstellet; allein die Künste der Verführung werden dabey auch dargestellet ....

Karacktere von ... Ehebrecherinen können eben so wenig auf das Theater gebracht werden ....

Leichtsinnige Koketten, verschwenderische und mit andern Fehlern des Welttons behaftete oder irregeführte Weiber kommen in dramatischen Stücken genug vor und sind, wenn der Stoff gehörig behandelt ist, nicht anstössig, sondern belehrend. Nur muß die äussere Zucht nie leiden. —

Die Zensur hat auch darauf zu sehen, daß nie zwey verliebte Personen miteinander allein vom Theater abtreten..... In dem Stücke: das Landmädchen,[132]) wurde den beyden Verliebten, nemlich dem Belville und der Miß Burton, welche sich am Ende des Stücks in ein Haus miteinander begeben, um ihre Heyrath richtig zu stellen, ein Prokurator beygegeben.

Kein Stoff, der epicureische Grundsätze in Schutz nimmt, kann auf ein gesittetes Theater gebracht werden.

Aus diesen Bemerkungen wird ein Theatralzensor hinlänglichen Grund schöpfen können, seine Beurtheilungen nach den mannigfaltig vorkommenden Fällen einzurichten. Um Alles zu umfassen, würde ein dicker Band erforderlich seyn und dennoch nicht alle möglichen Fälle in sich begreiffen.

Wenn der Stoff eines Stückes zuläßig ist, oder ein durch das ganze Stück nicht verwebter Anstand gehoben, somit das Stück vom Author zuläßig gemacht werden kann, und von dem Verfasser auch die gehörige Aenderung gemacht worden ist, so kömmt es sodann nur noch auf die Reinigkeit des Dialogs an, in welchem jederzeit die anstössigen Stellen korrigirt werden können, ohne das ganze Stück zu verwerfen.

---

[132]) Lustspiel in 5 Acten nach dem Englischen des Wicherley. Wien 1776. Zum ersten Male am 28. September 1776 aufgeführt. Bearbeitungen von B. C. d'Arien, Schwerin und Wismar 1794, von Schreyvogel 1820.

Die Zensur ist nicht schuldig, das Anstößige zu korrigiren und statt der vom Zensor verworfenen Stellen einen zulässigen Text einzuschalten oder hinein zu korrigiren, wie es der Unterzeichnete durch 25 Jahre aus besonderem Eifer und Liebe für die Künste und die Moralität auch in gebundener Rede gethan hat. Für solche Dinge hat der Author zu sorgen; die Zensur verwirft und streichet weg; thut sie etwas mehreres, so ist es blosse Wohlthat für den Author und besondere Beförderung guter Absichten.

Reinigkeit des Dialogs in Absicht auf die Religion.

In dem Dialog werden hierorts keine Ausdrücke, Redensarten, oder Wörter geduldet, die biblischer, katechetischer, oder hierarchischer Herkunft sind. Dazu gehören

1mo. Texte aus der heiligen Schrift, als: wachset und mehret euch. Herr! laß deinen Diener nun im Frieden fahren. Es ist vollbracht ꝛc. und dergleichen noch mehrere unzählige andere von jeder Art. Es verstehet sich, daß ins lächerliche gezogene biblische Stellen oder Ausdrücke, wie z. B. er verstehet es wie Bileams Esel, noch weniger zu dulden sind.

2do. Gleichnißreden: als alt wie Methusalem, weise wie Salomon, stumm wie Loths Salzsäule; dafür kann es heißen: alt wie Nestor, weise wie Solon, stumm wie ein Fisch ꝛc. Er siehet aus wie der lincke Schächer, statt dessen: wie ein Verworfener. Er ist fett wie ein Domprobst, statt dessen: fett wie ein reicher Pächter ꝛc.

3tio. Werden alle Wörter vermieden, die ein geistliches Amt oder Karackter bedeuten: Pabst, Bischof, Probst, Abbt, Pfarrer, Pastor, Priester, Prediger ꝛc. Ist es schwer, manchmal ein Wort wie z. B. Pastor zu vermeiden, so kann statt Pastor Magister gesezt werden, welches ein bey Protestanten gewöhnlicher Titel der Pastoren ist, der aber nicht so geistlich klingt als wie Pastor, wenn es durch Küster etwa nicht abgethan werden kann; statt Abbt und Abbtissin kann Stift-

vorsteher, Stiftoberin gesezt werden. Anstatt Beichtvater wird Gewissensrath gesezt, bekennen statt beichten. Loblieder singen, statt Te Deum Laudamus singen.

Das Wort heilig als persönliche Eigenschaft wird nirgends geduldet, ausser wenn es Pflichten betrifft; statt dessen, wenn es nicht zu vermeiden wäre, wird verklärt gesezt. Z. B. er ist ein Heiliger oder eine Heilige, kann es heissen: er ist ein Verklärter oder eine Verklärte. Oder es wird nach Umständen in fromm verwandelt, so wie man den Ausdruck: fromme Person in Tugendspiegel verwandeln kann, weil das Wort fromm auch religiös klingt. Anstatt Schutzengel, Schutzgeist.

Das Wort Himmel, wenn es von sinnlichen Freuden gebraucht wird, kann in das minder auffallende Wort: irdisches Paradies verwandelt werden. Z. B. ihr Leben ist ein irdisches Paradies 2c.

4to. Es ist bekannt, daß oft Stellen vorkommen, wo leidende Personen an der Vorsehung oder an der Barmherzigkeit Gottes zweifeln. Da jede handelnde Person ihrem Karackter gemäß in der Lage, wo sie sich befindet, sprechen kann, so muß die Zensur die gar zu harten oder auffallenden Ausdrücke mildern, damit im Publikum kein anstössiger Eindruck gemacht wird; oder die handelnde Person, die auf der Stelle in sich zurück gehet, korrigirt sich selbst oder wird von einer andern widerlegt. Dergleichen Ausdrücke heissen oft: Himmel! wo ruhen deine Donner 2c. wenn du gerecht wärest, so schlügest du darein 2c. du würdest die Tugend nicht verlassen 2c.

Ueberhaupt hat das Laster auch seine Scheingründe und Ausflüchte für sich, die es anbringt; nur müssen solche nicht so vorkommen, daß sie approbirt oder zu Fleiß schwach widerlegt werden, welches aus den Umständen und aus dem Tone des ganzen Stücks erhellen muß, denn nie darf ein begangenes Laster oder ein Versuch des Lasters vorgestellet werden, ohne daß es geahndet oder gerügt würde, oder daß sich Niemand ernstlich darüber aufhielte. Solche Dinge sind

wider die moralische und poëtische Gerechtigkeit und nur der Modephilosophie eigen.

Einen solchen Fehler hat das gedruckte Stück: Vergeben, Vergessen: wo der Sohn eines reichen Kaufmanns, der zu Göttingen studirt, Fanny, die Tochter eines Engelländers, verführt und durch eine falsche Kopulazion betrügt und sitzen läßt; sie geräth in Dürftigkeit, reiset ihrem Verführer nach und wohnet bey einer Putzhändlerin, um ihr Brod durch die Arbeit ihrer Hände zu verdienen. Der Kaufmann, Vater des Verführers, eben so schlecht als der Sohn, besucht die Putzhändlerin, biethet der Fanny . . . Geld und Protecktion an, die es aber ausschlägt. In der lezten Szene kömmt der Engelländer, Vater der Fanny, und zwingt mit der Pistole in der Hand alle zu ihrer Pflicht, den Kaufmann zur Einwilligung in die Heyrath seines Sohnes mit seiner entehrten Tochter und den Verführer selbst zur Aufnahme der Fanny als Gattin: alle fügen sich so friedlich, daß Niemanden ein grosser Vorwurf gemacht wird, sondern alles ganz gelinde abgethan wird. Solche Stücke sind unzulässig.

Der Docktor Faust vom Weidmann[133]) ist auch von darum anstössig, weil der Engel, der darin vorkömmt, viel weniger Verstand in seinen Reden wider den Verführer zeigt, als Mephistopheles, der viel mehr Witz in seinen Gegengründen für das Laster äussert.

5to. Ist zu mercken, daß auf dem reinen französischen Theater alle Ehen durch Notare mittelst Schliessung der Kontrackte zu stande kommen; von einer Copulation oder priesterlichen Einsegnung war nie die Rede. Von dieser Strenge wird in Deutschland abgegangen, weil in Deutschland nicht alles katholisch ist, und die Protestanten die Ehe für kein Sakrament betrachten. Die meisten und geschicktesten drama-

[133]) Johann Faust, ein allegorisches Drama. Prag 1775. Neu herausgegeben von Karl Engel. Oldenburg 1877. (Goedeke, V, 314.)

tischen Schriftsteller sind Protestanten, die also ohne Anstand ihre Theatralehen durch die priesterliche Einsegnung beschliessen. Dadurch ist geschehen, daß statt der französischen Notare die Ausdrücke Trauung, Trauen, die Braut zum Altar führen, den ewigen Bund beschwören ꝛc. ohne Anstoß auch in katholischen Staaten auf dem Theater rezitirt wurden.

Die Worte: priesterliche Einsegnung oder das Band knüpfen durch den Priester werden aber in Theaterstücken nicht passirt, sondern es wird allzeit dafür, wie bereits erinnert ist, gesezt: das unauflösliche Band knüpfen, antrauen, die Trauung vornehmen, gesezmässig verbinden, zum Altar führen ꝛc.

6to. Es ist aber schon erinnert worden, daß philosophische Winckelehen nie zulässig sind. Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die auf dem Theater als durch Liebe verbunden erscheinen, müssen wenigstens heimlich, aber rechtmässig verbunden seyn. — Die wilde Ehe hat nie statt. Es fallen auch jene Reden und Ausdrücke weg, welche dergleichen in Angesicht des Himmels durch die natürliche Harmonie der Herzen geschlossene Verbindungen preisen, sie oft gar dem zwangvollen Ehestande, der manchmal gar getadelt wird, vorziehen. Es kann nicht gestattet werden, daß von der Trauung als einer blossen Zeremonie, Kirchengebrauche gesprochen wird, dieses ist anstössig; allzeit muß es heissen: ihr sollt feyerlich getraut oder gesezmässig verbunden werden, je nachdem die Lage der Sache die Ausdrücke oder Redensarten fordert.

7to. Ist gleichfalls schon oben vom Selbstmorde etwas erwähnet worden. Hier ist in Ansehung des Dialogs noch zu erinnern, daß oft kaltblütige Selbstmorde versucht und durch die Dazwischenkunft eines Dritten verhindert werden. Dagegen ist im allgemeinen nichts zu erinnern; wenn aber Deliberationen vorausgehen, so ist darauf zu sehen, daß der Unternehmer des Selbstmordes in seinem raisonnement nie für die Sterblichkeit der Seele entscheide; wenn ihm so was einfällt, muß er für die Unsterblichkeit der Seele entscheiden

und für das künftige Schicksal nicht fühllos seyn, sonst ist es wider die Religion anstössig, ausser er würde auf der Stelle entweder durch sich selbst oder von einem andern widerlegt.

Noch anstössiger wird die Sache, wenn solche Selbstmörder wie reuige Büsser ordentliche Gebethe anstimmen, von Gott Barmherzigkeit erflehen und solche sicher hoffen, dadurch aber beym Zuschauer Mitleid statt des Abscheues erregen.

Wenn ein Selbstmord wircklich geschiehet, so können andere durch diesen Zufall etwa gerührte Personen nicht sagen, daß sie den Himmel für seine Seelenruhe bitten und um Barmherzigkeit flehen wollen. Dieses kann ohne Anstoß nicht geschehen, wenn nicht ausdrücklich vorkömmt, daß der Entleibte noch einige Minuten gelebt, seinen Fehler eingesehen und bereuet habe.

Vorläufige Berathschlagungen und raisonnemens, daß man nicht aus Verzweiflung oder Mißmuth, sondern aus Ueberlegung kaltblütig nach Grundsätzen die Welt verachten und sie durch Entleibung verlassen müsse, oder daß man der Herr sey, von der Welt abzutreten, wenn man will, sind als anstössig nicht zu passiren. Selbstmörder in jener Welt glücklich preisen ist höchst anstössig, auch ist den Duellanten nicht zu gestatten, daß sie einander vorläufig brüderlich sagen: sie werden sich als Engel sehen; höchstens kann gestattet werden, daß es heisse: jenseits des Grabes 2c.

Von den Selbstmorden grosser Römer oder Griechen, die die Schande oder das Unglück ihres Vaterlandes nicht überleben oder gegen ihr Vaterland nicht streiten wollten, ist hier keine Rede.

8mo. Es kömmt öfters vor, daß handelnde Personen sagen: Gott habe ihnen ein fühlbares Herz oder diese oder jene Neigung gegeben. Hiebey ist nur darauf zu sehen, daß Gott als Urheber der Natur nie auf eine entschiedene Art zum Urheber des Übels gemacht werde.

Ausserordentliche Flüche und Verwünschungen müssen entweder vermieden oder gemildert werden. Solche Flüche finden sich in Schillers Räubern häufig. Die Fluchwörter Mordio, Sackerment ꝛc. sind nicht zu dulden. . . . .

Ausrufe, die in den Ton liturgischer Kirchengebethe fallen, müssen entweder unterlassen oder verbessert werden, als z. B. allmächtiger ewiger Gott! wobey dem Zuhörer gleich auch die Fortsezung des Kirchengebeths: Himmlischer Vater ꝛc. einfallen kann.

Kristliche Ausrufe, als: Jesus Maria, heiliger Anton, ihr lieben Heiligen ꝛc. sind nicht zu gestatten.

Das katechetische Wort: Sünde ist auch nicht leicht zu gestatten; es kann allzeit durch Mißethat, Verbrechen, Frevel, Fehler, Fehltritt, Jugendstreiche oder Vergehung gegeben werden. Wenn es aber im gemeinen profanen Gebrauche ohne Anstoß vorkömmt, so ist es zu belassen, als: es ist Sünde und Schade, daß u. s. w.

Der Ausdruck alter Sündenbock ist eckelhaft, und kann dafür alter Bösewicht, Geck, Widhopf, Graubart ꝛc. heissen.

Gebrechen des Dialogs in Absicht auf den Staat.

Dieser Artickel ist leicht zu beurtheilen, indem man auf nichts anders zu sehen hat, als daß Regenten, Obrigkeiten, ganze Stände, besonders die höheren, und bestehende Gesetze durch allgemeine Ausfälle nicht angetastet, satyrisirt oder lächerlich gemacht werden. Kommen Ausfälle oder Ausdrücke vor, die Beziehung auf diese Gegenstände haben, so ist zu sehen, daß der Tadel nicht allgemein sey; daher können Ausdrücke oft durch Milderung unbedencklich gemacht werden, wenn z. B. statt der allgemeinen Kritick gesezt wird, daß dieses oder jenes manchmal oder oft von Leuthen dieses oder jenes Standes geschehe; oder daß einige oder manche vom vornehmen Stande dieses oder jenes Vorurtheil haben.

In Ansehung der regierenden Häupter sind jene Ausfälle zu verhüten, wodurch sie durchgehends des Mißbrauches der Gewalt in Absicht auf ihre Völcker oder auf die allgemeine Treulosigkeit in Tracktaten, auf die Verheerungen durch Kriege, Eroberungen, oder auch auf die Bundbrüchigkeit überhaupt und insgesammt, nicht einzeln beschuldiget werden.

Die Ausdrücke: Tyrann, Tyranney, Despotismus, Unterdrückung der Untergebenen müssen auf dem Theater so viel möglich vermieden werden. Z. B. es kam in einem Stücke vor, daß Aberglaube und Despotismus jemanden zu einem Schritte verleitet hätten; dafür wurde gesezt: Irrwahn und willkührliche Gewalt &c., und die Stelle verlohr dadurch das auffallende.

Gebrechen des Dialogs wider die Sitten.

Dieser Artickel ist unerschöpflich, und man kann einem Zensor keine bessere practtische Regel geben als folgende: Das Publikum muß als eine gesittete, wohlerzogene Gesellschaft angesehen werden, gegen die man die Achtung nicht verletzen darf.

Was also in einer solchen Gesellschaft ohne Anstoß gesagt werden kann, der Gegenstand sey, welcher er wolle, dieses kann auch auf dem Theater gesagt werden. Es verstehet sich also, daß

a) schmutzige Ausdrücke, Zoten und Zweydeutigkeiten, von denen die Ehrbarkeit erröthen muß, nicht gestattet werden können. Es ist aber dem Zensor Glück zu wünschen, der im Stande ist, alle Sprüchlein und Wörter oder Redensarten zu kennen, die zweydeutig sind und dazu von verschiedenen Klassen der Menschen gemißbraucht werden.

Gesezt auch, man hätte den Dialog von allem Schlüpfrigen durch Wegstreichen gereinigt, so können doch noch durch extemporirte Zusätze, Tonlegung und abgesezte

Reden oder Pausen mannichfaltige Zweydeutigkeiten gemacht werden. . . . .

Die Zensur kann also nebst dem Wegstreichen in dem Texte der Stücke selbst nichts anders thun, als der Schauspielergesellschaft den Unfug verbiethen, und wo sie die Mittel in Händen hat, ihn, wenn er geschiehet, zu ahnden; besonders wo der Zensor selbst im Specktakel oder bey der ersten Vorstellung gegenwärtig seyn kann, oder wo die Polizey auch darüber wachet.

Um die Sache einigermassen zu erleichtern, will der Unterzeichnete über diesen Gegenstand einige Bemerkungen machen und sodann Beyspiele beyfügen.

Es ist bekannt, daß man in einer gesitteten Gesellschaft nicht alle Gegenstände, besonders die schmutzigen . . . bey ihrem wahren Namen zu nennen pflegt, sondern die Sache so ausdrückt, daß keusche und gesittete Ohren nicht beleidiget werden.

Daher wenn in komischen Stücken z. B. vom Ehebruche die Rede ist, so wird dafür eheliche Treulosigkeit, Treubruch, Untreue gesezt. Die Ausdrücke: Hörner tragen, aufsetzen &c. sind nicht zu dulden; es heißt dafür: den Mann betrügen, die Treue verlezen &c. . . . .

Doch ist hier eine allgemeine Bemerkung zu machen, daß Wörter, wodurch sinnliche Laster bezeichnet werden, in Trauerspielen nie so auffallen wie in komischen Stücken, wo gescherzet werden kann. So apostrophirt die Gräfin Orsina in der Emilia Galotti von Leßing den Kammerjuncker Marinelli mit einem äusserst strengen Ton: Du Kuppler! ohne allen Anstoß. Dieses ist auch der Grund, warum die geistlichen Kanzelredner beynahe alle derley Laster mit ihrem wahren Namen ohne Anstoß benennen können, weil sie immer im ernsten und strafenden Tone zu reden pflegen, welches im komischen Conversations-Tone nicht angehet. . . . .

Es würde kein Ende nehmen, wenn man alle Ausdrücke der Sprache anführen wollte, welche zu Zweydeutigkeiten gemißbraucht werden. Ein Zensor wird hundert tausend Sottisen

verhindern, ohne sich ein sichtbares Verdienst zu erwerben, dahingegen beynahe jeder gemißbrauchte Ausdruck ihm Verdruß zuziehen kann.

Es hat schon Rousseau angemerckt, daß, je mehr die Verfeinerung der Welt zunimmt, und das Verderbniß der Sitten einreißt, destomehr die Wörter der Sprachen zweydeutig werden. Es ist auch ganz natürlich, weil es in solchen Zeiten mehr Menschen mit unmoralischen Erfahrungen und einer verdorbenen Imagination gibt, die Beziehungen auf ihre Erfahrungen machen können, und dazu geneigt sind, als in Zeiten, wo Einfalt der Sitten herrschte . . . .

Bemerkungen für die jetzigen Zeitumstände.

Wie diese beschaffen sind, ist Jedermann bekannt.

Seit der französischen Revoluzion hat sich die Zensur zum Gesetz gemacht, keine Begebenheiten, die auf diese Revoluzion Beziehung haben, zuzulassen. Sie hat sogar die Aufführung des Stücks: der weibliche Jakobiner Klubb,[134]) welches zu Prag zur Zeit der Krönung des höchstseel. Kaisers Leopolds des 2ten aufgeführt wurde und auch hierorts auf Sr. Majestät Befehl aufgeführt werden sollte, zu verhindern gesucht und es auch verhindert.

Freyheit und Gleichheit sind Wörter, mit denen nicht zu schertzen ist, und die man einestheils durch Tadel weder verächtlich und andern Theils durch Spott eben so wenig lächerlich machen kann, als die der menschlichen Natur eingepflanzte jugendliche Liebe, denn diese leztere kann nur bey einem Greise lächerlich werden.

Turpe senex miles, turpe senilis amor.

Die Behandlung der Freyheit im politischen Verstande, wenn es nemlich keine Befreiung von einer Gefangenschaft ꝛc.

---

[134]) Ein politisches Lustspiel in 1 Act von August v. Kotzebue. Leipzig 1791, dann in der »Theatralischen Sammlung«. 21. Bd. Wien, Jahn, 1791.

bedeutet, ist also weder im Komischen noch im Tragischen, weder im Ernste, noch im Scherze auf den dem Unterzeichneten untergebenen Theatern zugelassen worden.

Hiebey ist noch zu mercken, daß Stücke, welche Aufruhre, Empörungen, Conspirationen wider die Regenten oder andere rechtmässige Regierungen enthalten, diese Laster mögen am Ende gestraft werden oder nicht, derzeit nicht aufs Theater zu bringen seyn. Dieses ist auch von Stücken zu verstehen, die Empörungen von Negersklaven in Colonien wider die dasigen gouverneurs oder Aufseher der Plantagen enthalten.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein Stück: die traurigen Folgen des Aufruhrs in einem Vorstadttheater eingestellet werden mußte, weil es eine dem Zwecke des Authors entgegengesezte Wirkung hervorbrachte; welches ganz natürlich ist, weil es Zuschauer von verschiedenen Gesinnungen gibt; die einen applaudiren bey den Stellen, wo von der Unterdrückung die Rede ist, wo sich andere darüber ärgern.

Stücke, worinn von Bedrückung der Unterthanen durch Abgaben oder übertriebene Jagdbeschwerden, Bauernschinderey von Seite ihrer Gutsherrn oder sogar der Beamten die Rede ist, oder deren Stoff ausmachen, unterliegen der nemlichen Bedencklichkeit. Das nemliche verstehet sich, wenn blos im Dialog Ausfälle darüber erscheinen, die nie zu dulden sind.

Man kann sich vorstellen, wie sich die Stimmung des Publikums von Zeit zu Zeit ändert. Die Strelizen von Babo,[135]) ein Stück, worin ein Komplot wider Peter den Grossen vorkömmt, wird jeder Zeit mit Gefallen aufgeführet; und Menzikof,[136])

[135]) Heroisches Schauspiel in 4 Acten von Josef Maria von Babo. In der Theatralischen Sammlung. 5 Bd., Wien 1790, dann bei Wallishausser 1808. Im Burgtheater zum ersten Male am 24. April 1790 aufgeführt.

[136]) Alexander Menzikof. Trauerspiel in 5 Acten von Kratter. Von der churfürstlichen deutschen Gelehrten-Gesellschaft in Mannheim 1790 mit einem Preis von 50 Ducaten gekrönt, wurde es im Burgtheater nur ein einziges Mal, 9. Mai 1794, dargestellt. Im selben Jahre erschien es in Druck bei Wallishausser.

welches nur einen Privatkomplot enthält, der ernstlich bestraft wird, wurde nicht so aufgenommen, weil die Stimmung mancher Menschen aus dem Publikum zaghaft war, und auswärtige Begebenheiten oft einen Einfluß auf diese Stimmung machen, oder vielleicht auch, weil die Bestrafung des Komplots einigen zu streng scheinen mochte.

Fiesco[137]) oder die Verschwörung von Genua, welches Stück noch von Kaiser Josephs des 2ten Zeiten her ist, wurde noch im vorjährigen Winter mit allerhöchster Begnehmigung aufgeführt, welches aber künftig unterlassen werden wird.

Die Zensur hat also in andern Erbstaaten die Zeitumstände und die Lokalität in Betracht zu ziehen und alte derley Stücke von obiger Gattung und Inhalte, wenn sie auch ehemals in Wien aufgeführt wurden, nicht aufs Theater bringen zu lassen. Auch sind Stücke von ältern Zeiten allzeit zu revidiren, sie mögen in Wien gedruckt oder aufgeführt worden seyn oder nicht; denn sie werden auch hierorts nach den veränderten Zeitumständen nicht mehr aufgeführt. Z. B. Johanna, Königin von Neapel,[138]) obwohl das Stück ehemals in Hungarn mit Beyfall aufgeführt wurde, und obwohl das Stück für die Johanna am Ende gut ausgehet, so taugt es dermal nicht viel, weil sie im Stücke als gefangene Verbrecherin erscheint, die gerichtet wird. Auch das Stück: Der Deutsche und der Muselmann[139]) ist nicht mehr wohl aufführbar. —

---

[137]) Erste Aufführung am 1. December 1787 unter dem Titel: Die Verschwörung des Fiesco, ein republikanisches Trauerspiel. Bei der zehnten Vorstellung wurde die Rolle der Bertha »aus Anstandsrücksichten« weggelassen. Seit 3. December 1793 bis zum 31. März 1800 fand keine weitere Aufführung statt. (Wlassack a. a. O. 66.)

[138]) Trauerspiel in 5 Acten von Friedrich Karl Sannens. Wien 1796.

[139]) Schauspiel in 3 Acten von Friedrich Karl Sannens. Im Burgtheater zum ersten Male am 13. September 1792 aufgeführt.

Es gibt Authoren, die in ihren Stücken den Regenten die besten Gesinnungen in den Mund legen, vermöge welcher sie den Druck der Unterthanen verwerfen, eingestehen, daß sie dem Volcke alles, das Volck ihnen aber nichts schuldig sey. Es gibt andere, die Gutsherrn aufführen, die die Bedrückung von Seite ihrer Beamten tadeln und als menschenfreundliche Herrn vorgestellt werden; weil diesen Authoren nur darum zu thun ist, das Publikum mit den Bedrückungs-Ideen zu familiarisiren, das heißt, es zu electrisiren.

Dieses geschiehet auch dadurch, wenn epicureische Vergehen vorgestellet werden, welche ohne Ahndung, ohne Beschämung oder grosse Reuė vorgebracht, sondern mit Schonung behandelt und leicht verziehen werden. . . .

Der Epicureismus ist eine Favorit-Materie gewisser Mode-Authoren; daher pflegen sie die Freuden der sinnlichen Liebe sehr heiß zu beschreiben. Diese Liebe wird als die göttliche Quelle aller Tugenden beschrieben; mit einem Worte, man kanonisirt die Neigungen der Natur und die sogenannte Vernunft, um die positive Religion verdächtig und entbehrlich zu machen. Beywörter vom religiösen Gebrauche werden zur Schilderung derselben übertragen und auf die Natur angewandt, um das Ehrwürdige auf das leztere zu übertragen; daher heißt es oft die: Würde der Natur, heilige Natur oder heilige Triebe der Natur; Vergnügungen, Freuden, heissen Seeligkeiten. Obwohl man den letzten Ausdruck nach Umständen manchmal stehen lassen kann, so ist doch überhaupt darauf bedacht zu nehmen, um den Geist des Authors zu kennen.

Menschenwürde und Menschenrechte werden auch öfters praeconisirt; vormals hieß es: edle Gesinnung, Nächstenliebe und Liebesdienste (officia humanitatis). Vermöge der Religion heiliget die kristliche Tugend die Menschen, weil sie durch diese Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten werden. Ihn soll aber dermal die Natur und ihre Triebe heiligen, mit einem Worte: das Absehen ist, die Religion und mit ihr die

jetzigen Verfassungen entbehrlich zu machen. Dahin zielen auch die philosophischen Ehen, die ohne gesetzlichen Bund vor sich gehen.

Diese Bemerkungen dienen einem Zensor zur Belehrung, um sich nach Umständen der Zeit darnach benehmen zu können. Gewisse Regeln im detail können nicht wohl gegeben werden.

Der Staat protegirt rechtmässige Ehen und Geburten aus guten Gründen; wenn daher Stoffe oder auch Ausdrücke im Dialog vorkommen, die die uneheliche Geburt der ehelichen auf eine affectirte Art gleichmachen oder gar erheben, so ist das Bedenckliche wegzustreichen. Es verstehet sich aber, daß es auch ein Vorurtheil ist, jemanden wegen der Geburt, für die er nichts kann, zu verachten.

Wenn solche Stoffe vorkommen, wo es anfänglich nur scheint, daß eine Person des Stückes von unehelicher Geburt sey, am Ende aber sich die Rechtmässigkeit derselben entdeckt, so ist die Sache an und für sich nicht bedenklich, wie überhaupt Schein und Wircklichkeit sehr von einander unterschieden sind.

Das Wort Bastard wird im Dialog hierorts, so viel es thunlich ist, vermieden, und meistens Wechselbalg dafür gesezt. Auch dieser Gegenstand muß der Klugheit des Zensors überlassen werden.

Auf dem Theater kommen häufig Mißheurathen vor, wo Tugend und Schönheit oft einen Rang erhält; die Sache ist meistens unbedencklich. Nur ist darauf zu sehen, daß die Farben von der Gleichgiltigkeit der Geburt nicht zu starck aufgetragen werden, oder statt einer Ausnahme von der Regel ein allgemeiner Grundsatz über die Gleichheit der Stände gemacht wird.

Ausfälle auf den alten und neuen Adel, auf die Richtigkeit der Adelsbriefe müssen ebenfalls vermieden werden, obwohl Thoren jeder Art, mithin auch Ahnenstolze auf dem Theater erscheinen können, wenn nur der Stand im Ganzen geschonet wird. Es gibt ältere zu ihrer Zeit unbedencklich ge-

wesene Stücke, wo es Kritiken auf diesen oder jenen vom Adel gab. z. B. im Kaufmann von Smirna,[140]) wo sich ein Baron und ein Herr von als Sklaven befinden, die keinen Anwerth haben. Jene Stellen müssen gemildert, und derley Stücke neuerdings revidirt werden.

Damit die Wörter Adel, Kavalier nicht so oft im Munde handelnder Personen herumgeschleppet werden, so kann es z. B. heissen: er glaubt dieß thun zu dürfen, weil er von Kondition, vom Stande, von guter Herkunft ist. Dadurch wird verhütet, daß das Wort »Adel« nicht immer in den Ohren der Zuschauer klingt; item muß darauf gesehen werden, daß ein Stand z. B. der bürgerliche oder Bauernstand vergleichungsweise nicht über den vornehmern, wenn dieser auch seine Pflicht erfüllet, auf eine erniedrigende Art erhoben werde . . . .

Von dem Worte »Aufklärung« ist auf dem Theater eben so wenig Erwähnung zu machen als von der Freiheit und Gleichheit; denn die neue Philosophie ist im Stande wider dasjenige, was obige Wörter bedeuten, sogar zu deklamiren, weil ihr nur daran ligt, die Ohren des Publikums mit demselben zu familiarisiren. In der Sache selbst ist es ihr aber nie Ernst. Wenn Grundsätze der sogenannten Aufklärung im Stücke vorgebracht werden, so werden sie nur zum Scheine gemißbilliget, indem die handelnde Person dieselben ganz schwach widerlegt oder sich blos darüber verwundert . . . .

---

[140]) »Der Sclavenhändler von Smyrna.« Lustspiel in 1 Act aus dem Französischen von Chamfort, übersetzt von Moritz von Brahm. Wurde im Burgtheater zum ersten Male am 15. December 1770 aufgeführt. Im Druck erschien es 1770 bei Trattner. Dasselbe Stück, als Singspiel bearbeitet, wurde mit der Musik von Holly 1776 im Kärtnerthortheater dargestellt. Der Text dieses Singspieles, unter dem Titel »Der Kaufmann von Smyrna«, erschien im 2. Bande der »Komischen Opern« von Christian Felix Weisse, Leipzig 1779. Vorher eine anonyme Ausgabe Mannheim 1771.

So wie sie gerne Stücke von den Zeiten des ehemaligen Faustrechts, von sogenannten Vehmgerichten und heimlichen Rächern der von der unterdrückenden Gewalt mächtiger Vasallen und Gutsherrn begangenen Laster aufs Tapet bringt, um zu zeigen, daß es Zeiten gab, wo geheime Orden die Laster der Grossen mit dem Dolche bestrafen mußten.

Diese Stücke können nicht ohne Unterschiede verbothen werden; sie erfordern aber doch die Aufmercksamkeit der Zensur, um nach allen Umständen damit vorzugehen.

Das Theater ist das wahre vehiculum, wodurch die Modephilosophie ihre Grundsätze in Umlauf zu bringen sucht, denn ihre Absicht ist Verminderung der Kirchen und Vermehrung der Theater, wenn auch das Kammeramt dieser oder jener l. f. Stadt dadurch leiden müßte. Aus diesem Grunde entstunden so viele Hauskomödien, die verbothen wurden,[141]) und so viele privatgesellschaften in manchen Ortschaften auf dem Lande unter dem Vorwande, das Armeninstitut dadurch zu unterstüzen, wovon meistens Geistliche die Directeurs sind.

Dem Unterzeichneten haben auch die auf dem Lande herumwandernden Truppen, welche unmöglich studierte Stücke aufführen und unter keiner wahren Aufsicht stehen können, nie gefallen. Es ist schon ein Beyspiel vorhanden, daß eine solche Truppe den Stephan Fadinger,[142]) oder den Aufruhr der Bauern in Oberösterreich und den sogenannten bayerischen

---

[141]) Das Verbot der Hauskomödien mit Ausnahme des Adels erfolgte auf einen Vortrag des Polizeiministers Grafen Pergen vom 25. November 1793. Die Mißstimmung in Bürgerkreisen führte 1794 zur theilweisen Aufhebung dieses Verbotes, dagegen mußte für jede Aufführung die Bewilligung nachgesucht werden. Beamte mußten überdies von ihren Chefs ein Zeugnis beibringen, daß durch das Komödienspielen ihren Berufsgeschäften kein Abbruch geschehe. (Archiv des Ministeriums des Innern.)

[142]) Stephan Fadinger oder der Bauernkrieg. Originaldrama in 5 Acten von Paul Weidmann. Wien 1777, dann 1781 bei Ghelen.

Hiesel,[143]) in welchem ein Amtmann des Fürsten von Dillingen als Bauernschinder mißhandelt wird, aufgeführt und braf: »es lebe die Freiheit und Gleichheit« dabey gerufen hat.

Der Unterzeichnete wünscht, daß die bisher angeführten Bemerkungen ausser einigen hin und wider eingestreuten festen Grundsätzen nur als Fingerzeige und Nachweisungen angesehen werden möchten, welche einem Theatralzensor in Hungarn mehr zum Leitfaden, als zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht würden, damit er nicht auf einer Seite zu furchtsam werde, indem er auf der andern auch gegen Theatralunternehmungen in Passirung unbedencklicher Dinge gerecht seyn muß. Jedes Stück ist ein Ganzes, das zusammenhängt, und die Fälle so mannichfaltig, daß man in diesem Fache nichts genaues für alle Fälle bestimmen kann. Zeit und Ortsumstände sind überall in Erwegung zu ziehen, und im Ganzen bleibt immer viel der guten Beurtheilung überlassen.

Ein Theaterzensor wird, wenn er, wie von dem Unterzeichneten angenommen und nicht gezweifelt wird, seinen Souverain, und die Verfassung, worin er sich befindet, liebt, mithin ein ehrlicher Mann ist, in gegenwärtigen Zeitumständen viele Gelegenheit haben, sich um den Staat, und die Religion, ja um alle, die etwas zu verlieren haben, verdient zu machen. Von dieser Wahrheit ist der Unterzeichnete durch seine mehr als 25jährige unentgeldlich durchwanderte Theatral-Laufbahn vollkommen überzeugt worden. Er wünscht, daß ein solcher Zensor gehörig geschützt sey, und daß ihm ausser den Kabalen des Theaters und dem manchmaligen Ungestüme der Authoren nie eine Theatraldirecktion vom erheb-

---

143) Der bayrische Hiesel oder Die bestrafte Wildschützenbanda. Schauspiel in 4 Acten mit Kasperl, einem flüchtigen Deserteur, gezwungenen Wildschützen und beängstigten Gefängnißwärter. Von Christian Roßbach, Mitglied der Wilhelm'schen Schauspiel-Gesellschaft. (Ms. Wiener Stadtbibliothek; Theatergeschichtliche Ausstellung. Wien 1892, S. 67.)

lichen Ansehen, welche manchmal durch kleine Geschöpfe in die Bewegung gesezt werden kann, entgegen stehen möge.

Der Unterzeichnete mußte sich bei der höchstseelg. Kaiserin Maria Theresia Maj. beynahe alle 2 Monathe periodisch über vorgekommene Anstände ausweisen, so daß ihm, als der Höchste Hof nach der gräfl. Koharischen Pachtung das Theater selbst übernahm, kein anderes Mittel, sich sicher zu stellen, übrig blieb, als der Monarchin über jedes zum Aufführen vorgekommene Stück im voraus eine ausführliche analyse mit den Gründen der Beurtheilung durch einen gewissen noch lebenden alten Minister überreichen zu lassen. Jeder analyse war die Moral des Stückes mit der Anwendung auf die Regenten Moral beygefügt. Dieses wurde durch mehrere Jahre bis zu ihrem höchstseeligen Hintritt fortgesetzt. Es hatte die Folge, daß, als im Jahre 1779 in einer gewissen Angelegenheit die guten Grundsätze des Unterzeichneten in ein zweifelhaftes Licht gesezt werden wollten,[144]) die Monarchin den sehr angesehenen Zweifelsteller mit dem Bedeuten zurecht wies, daß Allerhöchstdieselbe aus denen von dem Unterzeichneten von Zeit zu Zeit erhaltenen und mit vielen Vergnügen gelesenen Bögen viel nützliches gelernt und dieserwegen offt gewünscht hätte, solches in ihrer Jugend schon gewußt zu haben, um ihre Völcker noch glücklicher, als sie gekonnt hätte, zu machen. Der verstorbene Prälat von Braunau[145]) mußte damals auf allerhöchstes Geheiß die Bekanntschaft des Unterzeichneten machen und ihm obige allerhöchste Aeusserung hinterbringen, von welcher zwey noch lebende Minister ganz gut unterrichtet sind.

Diese in ihrer Art einzige, die Verdienste des Unterzeichneten weit übersteigende Belohnung hat einen um so

[144]) Damit ist die Angelegenheit Seibt gemeint. Vgl. Anmerkung 57.

[145]) Franz Stephan Rautenstrauch. Wurzbach 25, 67.

tieferen Eindruck in ihm zurücklassen müssen, als sie nachher noch mit dem Versprechen einer andern Belohnung nebst der Abnahme des kummervollen Amts begleitet war, welches aber wegen des bald erfolgten allerhöchsten Hintritts nicht in die Erfüllung kam. Des Kaisers Joseph des 2ten Maj. wollten nachher den Unterzeichneten auch nicht davon entledigen; vielmehr wurde derselbe mit der Zensur aller deutsch-erbländischen Theater beladen, welche er verschiedene Jahre nebst allen hiesigen versah, worüber er die geführten Protokolle noch besitzt.

Die Beschwerlichkeit der Theatral-Zensur war unter der höchstseel. Kaiserin um so grösser, als diese grosse Fürstin bekanntermassen nach den Grundsätzen ihres damaligen Gewissensrathes, des Prälaten von St. Dorothe, wider die Zulässigkeit der Theater überhaupt eingenommen war.[146]) Der Unterzeichnete hat Gelegenheit gehabt, diesen Anstand in seinen Bögen zu heben.

Bekanntermassen war die französische Kirche allzeit wider die Zulässigkeit des Theaters gestimmt. Selbst der bekannte Rousseau war dawider, und zwar aus dem Grunde, weil die natürliche Malitz der Menschen allzeit mehr geneigt sey, das Böse aus den Vorstellungen herauszuziehen als das Gute; indem uns Menschen die witzige Bosheit des Wolfs in der Fabel allzeit mehr gefalle als die unschuldige Einfalt des Lamms, welchem von dem ersteren, der oben am Bache

[146]) Ignaz Müller, Probst des Stiftes St. Dorothea, seit 1767 Beichtvater der Kaiserin, war Jansenist. Bei ihm versammelten sich jeden Sonntag die meisten Gelehrten Wiens. (Topographie des Erzherzogthums Oesterreich. Wien 1836, XV, 124. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland. II, 159.) Dessen Abneigung gegen das Theater erwähnt auch Alxinger in einem Briefe an Nicolai vom 20. Juli 1788: »Der Prälat von St. Dorothea, der letzte Beichtvater der Kaiserin, der nebst anderen Thorheiten auch die begieng, seinen christlichen Pflegekindern das Theater, wenn auch nicht zu verbieten, doch nachdrücklichst zu widerrathen.« (Werner a. a. O., S. 16.)

sich befand, der Vorwurf gemacht wurde, daß es das Wasser trüb mache.

Allein der Unterzeichnete bewies in seinen Bögen, daß Rousseau in diesem Falle von seinem Scharfsinne irre geführt worden sey, indem er ohne Grund annimmt, daß das Wohlgefallen der Menschen an witzigen oder klugen Streichen, wenn sie auch unmoralische Zwecke haben, etwas Böses sey; welches aber, da es unserer Natur vom Schöpfer eingepflanzt ist, nicht seyn kann.

Es gibt zweierley Tugenden, nemlich Tugenden des Verstandes und Tugenden des Willens oder moralische Tugenden; beyde müssen uns gefallen, weil wir sie beyde zu erlangen verbunden sind. Der Unterschied ist nur, daß die Tugenden des Verstandes sowohl den Guten als den Bösen eigen seyn können, und sich bey den leztern meistens in grösseren Maaß vorfinden als bey den erstern. Sie können also an und für sich nichts Übles seyn.

Daher hat der Heiland, als er seinen Zuhörern die Klugheit, die Haupttugend des Verstandes, einprägen wollte, keinen frommen, sondern einen ungerechten Haushälter zum Muster aufgestellet, damit die Zuhörer nicht in den Irrwahn kämen, als wollte er von einer moralischen Tugend reden. Er hat dadurch gezeigt, daß um die evangelische Vollkommenheit zu erreichen, nöthig sey, daß die guten Menschen die Tugenden des Verstandes mit den Tugenden des Willens verbinden, das ist, das Gute auch mit Verstand aufführen, wie es die Bösen, die wir sonst verachten, in Ausführung schlimmer Zwecke machen. Dadurch wollte er die Juden zu Ausübung gedachter Tugenden durch ihre Eigenliebe reitzen und lobte daher den ungerechten Haushälter wegen seiner Klugheit. Es geschiehet daher öfters, daß wir eine böse Handlung, wenn sie mit besonderer Klugheit oder Witz aufgeführet wird, in der Art der Ausführung bewundern, ohne sie selbst zu billigen, dahingegen dumme Bosheit erbittert. Es ist also klar, daß das Wohlgefallen an Tugenden

des Verstandes, die auch schlimme Menschen besitzen, nichts übels, mithin der Grund, wegen dessen Rousseau das Theater verwirft, falsch sey.

Es ist wahr, daß die dramatische Kunst als eine Hauptgattung der Poësie zu den schönen Künsten gehöre, und daß man bemerckt hat, daß die schönen Künste bey den meisten Völckern, ehe sie zu Grunde giengen, im größten Flor waren. Dieses hat Anlaß gegeben zu glauben, daß der große Flor der Künste und Wissenschaften der Vorbothe des Verfalls der Völcker sey, und daß also die Wissenschaften dem Staate meistens schädlich seyn, weil sie gemeiniglich vom Sittenverderbniß begleitet werden, wie es das Schicksaal der Griechen und Römer bewies.

Allein die Sache ist nur alsdann wahr, wenn unter den Künsten und Wissenschaften selbst eine Verwirrung entstehet, und die Rangordnung derselben verrückt wird; da nemlich der Poët oder der Witzling eben so gut oder noch höher als der Erfinder tiefer Wahrheiten geachtet wird, wenn die schönen Wissenschaften zur Üppigkeit gemißbraucht werden und den Ton geben. Der Unterzeichnete hat diese Sache im Jahre 1786 in einem Berichte, wo von der Aufklärung in der Religion die Rede war, in einem Bilde erschöpfend dargestellet, so daß dasselbe die Stelle eines darüber geschribenen Folianten vertreten kann. Die Schilderung ist folgende:

Die wohlgeordnete Aufklärung kann allerdings viele schädliche Vorurtheile verscheuchen und dem Staate Nutzen schaffen, so lange sie von gründlichen Kenntnissen unterstützt wird; wenn nemlich die strenge Vernunft, die Mutter solider Wissenschaften und der ewigen Dauer, beständig das Hausregiment behält und die Kenntnisse, die von den untern Seelenkräften herstammen, nemlich die Kinder des Witzes, der Gedächtniß und der Imagination immer in den Schranken, die dem Hausgesinde vorgeschrieben sind, und im Respeckt gegen ihre Hausmutter erhalten werden; geschiehet dieses, so

wird Kirche und Staat allzeit aufrechtstehen, und nie der traurige Fall, der sich beym Untergange der römischen Grösse ergab, kommen, wo verderblicher Afterwitz der Lüge fröhnte und die Wahrheit zum schweigen brachte; wo Witzlinge über Einfälle lachten, darüber eben so viele Provinzen weinten.«

Bericht

über die siebente Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft

(24. April 1896)

nebst einer Uebersicht der Vereinsthätigkeit bis Ende März 1897.

Verfaßt von **Dr. Emil Reich.**

Die siebente ordentliche Jahresversammlung fand Freitag den 24. April 1896 in hergebrachter Weise im großen Magistrats-Sitzungssaale des neuen Rathhauses statt. Die (auch in den Zeitungen veröffentlichte) Einladung war allen Mitgliedern zugleich mit dem Mitgliederverzeichnis und dem Cassenbericht übersendet worden.

Um 5 Uhr eröffnete der Obmann Hofrath Professor Dr. Robert Zimmermann die Sitzung, bei deren Leitung ihm Obmann-Stellvertreter Markgraf Alexander Pallavicini zur Seite stand. Der Vorsitzende warf einen Rückblick auf die bisherige Wirksamkeit der Gesellschaft, wobei er in geistvoller Weise darlegte, die Aufgabe des ersten Trienniums sei es gewesen, Grillparzer in die ihm gebührende Gesellschaft einzuführen, in jene der Classiker und Heroen der Dichtung, im zweiten Triennium habe uns das Jahrbuch umgekehrt in die Gesellschaft Grillparzer's eingeführt, indem es uns mit seinen Freunden Raimund, Bauernfeld, Schwind und Schubert näher vertraut machte. Nach einer feinen Würdigung der Bedeutung dieser Jahrbücher gedachte der Obmann der von uns betrauerten Todten aus dem Kreise der Grillparzerverehrer. Er widmete zunächst dem früheren Obmann-Stellvertreter unserer Vereinigung Sectionschef Baron Johann Falke von Lilienstein, der sich auch als Herausgeber der »Dioscuren« Verdienste um das literarische Leben erworben, warme Anerkennung, und erwähnte sodann die Schwestern Baronin Sophie Todesco und Josephine

v. Wertheimstein, »die liebenswürdigste ihres Geschlechtes«, die beide noch vielfach den persönlichen Umgang des greisen Dichters genossen. Durch Frau von Wertheimstein sei Grillparzer veranlaßt worden, die Statuten der Grillparzer-Stiftung (aus dem ihm von einem Damen-Comité dargebrachten Ehrengeschenk) eigenhändig niederzuschreiben. Durch Erheben von den Sitzen gab die Versammlung ihrer Trauer Ausdruck. Nachdem der Vorsitzende noch in ehrenden Ausdrücken den unermüdlichen Functionären des Vereines für ihre rege Thätigkeit, welche das Aufblühen der Gesellschaft zur Folge gehabt habe, gedankt, ertheilte er dem Schriftführer, Privatdocent Dr. Emil Reich, zur Verlesung des Rechenschaftsberichtes das Wort:

Geehrte Versammlung!

Unsere Aufgabe ist es heute, Ihnen den Rechenschaftsbericht über das letzte Jahr der zweiten Vorstandsperiode unserer Gesellschaft zu erstatten. Der neuen Gepflogenheit entsprechend, erstreckt sich dieser Bericht über die zweite Hälfte unseres sechsten und die erste Hälfte unseres siebenten Vereinsjahres. Wir dürfen getrost darauf hinweisen, daß es dem am 1. Februar 1893 gewählten Vorstand gelungen ist, auch in diesem Jahre, wie in den vorangegangenen, nach vielen Richtungen hin in eifriger Thätigkeit für die größere Verbreitung und gerechtere Schätzung des deutsch-österreichischen Schriftthums im Allgemeinen und der Werke Grillparzer's im Besonderen mit Erfolg einzutreten. Denn unbeirrt haben wir daran festgehalten, nicht dem mißbilligenswerthen Irrthum zu verfallen, als ehre man einen großen Todten dadurch am besten, daß man seine mitstrebenden Zeitgenossen möglichst rasch vergessen lasse und die mit uns lebenden Poeten vornehm ignorire, als seien sie der Beachtung unwerth. Ein Riese braucht nicht erst Zwerge zur Folie, um größer zu scheinen, er wird auch stattliche, hervorragende Gestalten immer noch um Hauptes länge überragen. Wir handeln im Geiste Grillparzer's, wenn wir uns bemühen, nicht blos seinen Schöpfungen allein, sondern allem Schönen und Edlen, was unser Vaterland an Poesie erzeugte und täglich neu hervorbringt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

In kurzen Umrissen wollen wir Ihnen nun, vom Engeren zum Weiteren fortschreitend, ein Bild unserer Thätigkeit entwerfen. Lediglich für unsere Mitglieder bestimmt, erscheinen

zunächst unsere Vorträge, doch wirken auch diese in erster Linie durch ausführliche Referate, für welche wir vielen Wiener Blättern zu Dank verpflichtet sind, sodann oft durch die spätere Veröffentlichung in Zeitschriften, in Buchform oder in diesem Jahrbuch auf sehr weite Kreise. Unsere siebente Vortragssaison eröffnete am 5. November der Prorector der Wiener Universität im laufenden Studienjahre, Professor Dr. Laurenz Müllner, als geistvoller Aesthetiker nicht minder geschätzt denn als philosophischer Theologe, mit anregenden Betrachtungen über Grillparzer's »Bruderzwist in Habsburg«, wobei auch auf »Sappho« und den »Traum ein Leben« näher eingegangen wurde. Am 26. November wurden unsere Mitglieder durch Hofschauspieler Georg Reimers mit lyrischen und novellistischen Leistungen der Dichterin des gewaltigen Epos »Robespierre«, Fräulein M. E. delle Grazie, vertraut, die ihren lebhaften Beifall fanden. Ueber Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland geleitete uns, zwei Jahrhunderte durchmessend, Professor Dr. J. Minor (am 17. December) nach Wien in die einsame Dichterstube, wo »Weh dem der lügt« entstand, als stolzer Gipfel der Bemühungen der »Wahrheitsforderung in der Literatur und auf dem Theater« Eingang zu verschaffen, wo ihr seither neuerlich H. Ibsen Bürgerrecht erzwang. Zur Vorfeier der 105. Wiederkehr des Geburtstages Grillparzer's las am 14. Januar 1896 Hofschauspieler Adolf v. Sonnenthal, ein ungewohnter Gast am Vortragstisch, mit seltener Wärme und Innigkeit die Novelle »Der arme Spielmann«. Nach längerer Pause erschien am 11. Februar Professor Dr. Heinrich Bulthaupt aus Bremen wieder in unserer Mitte, um »Grillparzer als Lyriker« mit reifer Würdigung zu ehren und dies durch meisterhafte Recitation mehrerer Gedichte zu erhärten. Der 17. März war dem Andenken von Nikolaus Lenau gewidmet, dessen Epos »Savonarola« Hofschauspieler Josef Lewinsky mit seiner oft bewunderten Gabe, tiefe Gedanken nachschöpferisch zu erfassen und als lebendiges Kunstwerk dem Hörer zu erschließen, zu ergreifender Wirkung brachte. Lewinsky wie Sonnenthal hielten jeder zwei volle Stunden lang ihr Publicum im Banne der Dichtung so fest, daß es erst am Schlusse überrascht der vorübergerauschten Zeit gedachte.

Alle sechs Vortragsabende erfreuten sich des regsten Besuches und Antheils unserer Mitglieder, und jeder in seiner Art fand hohe Anerkennung und lauten Dank. Es verdient wohl auch der glückliche Umstand Erwähnung, daß keine einzige Ab-

sage vorkam; selbst wo Schwierigkeiten auftauchten, die bei keinem Vortrag ganz fehlen, gelang es zu bewirken, daß am vorher festgesetzten Tage der bestimmte Sprecher im Festsaale des Ingenieur- und Architektenvereines erschien. Unsere Dienstag-Abende wurden in diesem Winter so zahlreich besucht, daß wir genöthigt waren, durch ein Vierteljahr die Aufnahme neuer Mitglieder zu verweigern, um unseren bisherigen Getreuen nothdürftig Platz verschaffen zu können, ein Fall, der deutlicher als jedes andere Beweismittel für die Beliebtheit spricht, deren sich unsere Vorträge seit Jahren in stets steigendem Maße erfreuen.

Auch unser zu Ostern 1896 erschienenes sechstes Jahrbuch hat bereits ausführliche und sehr lobende Besprechungen von Seiten der literarischen Kritik erfahren, eine alljährlich sich wiederholende einmüthige Anerkennung, auf die unser verdienstvoller Redacteur Dr. Karl Glossy stolz sein darf. Die Fortsetzung der Tagebücher Bauernfeld's umfaßt dreißig ereignisreiche Jahre, und nicht nur zur intimeren Kenntnis des scharfzüngigen Lustspieldichters selbst, auch zur richtigen Beurtheilung der Zustände in dem Zeitraum von 1849—1879 liegt hier werthvolles Material vor. Rascher mag man vielleicht über den Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und K. G. v. Leitner hinweggleiten, doch birgt auch dieser manches Interessante. In voller Lebendigkeit tritt der berühmte Künstler Moriz v. Schwind in lebensprudelnden Briefen an seinen Freund Bauernfeld vor unser geistiges Auge. Vielfach bieten die Tagebuchblätter des Poeten die Ergänzung zu Beziehungen, die in den Schreiben des Malers angedeutet werden. Möge es unserem Director Glossy, der auch diesmal mit zahlreichen Anmerkungen das Verständnis jener knappen Tagesaufzeichnungen erleichterte, gelingen, im nächsten Jahre zu dem Dichter und dem Maler auch den Musiker, den dritten, frühverblichenen im Freundschaftsbunde zugesellen: Franz Schubert.

Leider findet unser Jahrbuch mehr Anerkennung als Unterstützung. So freudig wir es begrüßen, daß 54 österreichische Mittelschulen ständig in unserem Mitgliederverzeichnis erscheinen, so bildet diese Ziffer doch nur einen kleinen Bruchtheil der deutschen Lehranstalten unseres Vaterlandes. Es ist daher doppelt bedauerlich, daß ein von uns im Juni 1895 versendeter Aufruf nur bei wenigen dieser Mittelschulen entsprechende Beachtung fand. Dementsprechend hat sich auch unser Mitgliederstand außerhalb Wien nicht beträchtlich vermehrt, er beträgt

117, eine Ziffer, die eine Erhöhung sehr wünschenswerth erscheinen ließe, während in Wien, wie erwähnt, da die Zahl von 601 Theilnehmern schon 1895 gegeben war, für 1896, als sich ein ungewöhnlich starker Andrang bemerkbar machte, durch Ausschußbeschluß eine nicht zu überschreitende Maximalziffer festgesetzt werden mußte. Der gesammte Mitgliederstand für 1895 betrug 718 und ist seither wieder gestiegen. Wir schlagen Ihnen vor, Mitgliedsbeiträge und Eintrittsgebühren gleichwohl nicht zu erhöhen, da die Gebahrung für 1895 einen beträchtlichen Ueberschuß zeigt, so daß unser Vereinsvermögen der Ziffer 5000 fl. schon recht nahe kommt.

Auch außerhalb des Kreises unserer Vereinigung suchen wir die Kenntnis deutsch-österreichischer Literaturschätze zu fördern. So hielt unser Schriftführer, den Wünschen des Vorstandes entsprechend, im II. und im XVI. Bezirk in stark besuchten öffentlichen Arbeiterversammlungen Vorträge über Grillparzer. Mit dem Wiener Volksbildungsverein blieben wir diesbezüglich in steter Fühlung, auch im Programm seiner Vorträge wird Grillparzer entsprechend berücksichtigt; seine neue Bibliothek im XVI. Bezirk betheilten wir mit Grillparzer's Dramen (zu 6 Bänden), ebenso den Lehrerverein für die nordöstliche Steiermark. Hoffentlich können diese Büchervertheilungen, die bisher in 27 Fällen statthatten, künftig häufiger ins Werk gesetzt werden. An zwei österreichischen Universitäten wurden im letzten Jahre Vorlesungen über Grillparzer gehalten; wir werden uns bemühen zu erreichen, daß dies im nächsten Winter auch bei den Wiener volksthümlichen Universitätscursen geschehe. Mit Vergnügen begrüßen wir es, daß gegenwärtig »Der arme Spielmann« in der Sonntagsbeilage der Wiener »Arbeiter-Zeitung« abgedruckt und so abermals der Beweis erbracht wird, daß, so vielfach in politische Parteien gespalten unsere Mitbürger auch sein mögen, doch alle einig bleiben in der Liebe und Bewunderung unseres größten Dichters. Einzelne Gedichte Grillparzer's hat kürzlich Geheimrath Sectionschef Cesare v. Benoni ins Italienische übertragen. In dieser Sprache wurde ja (wie »Sappho«) früher schon »Medea« wiederholt dargestellt. Ueber unser Ansuchen wurde am 26. und 27. März 1896 im Berliner königlichen Schauspielhaus die Trilogie »Das goldene Vließ«, im Wiener deutschen Volkstheater »Medea« (am 26. März) zur Erinnerung an die vor 75 Jahren erfolgte Erstaufführung zur Darstellung gebracht. Ein Mitglied unserer Gesellschaft ist mit einer größeren Arbeit beschäftigt, die Grillparzer dem französi-

schen Publicum näher bringen soll, für Italien liegt ein solches Werk schon vor. Wir waren in diesem Bericht genöthigt, das Geleistete aufzuzählen, Sie wissen, daß es nicht aus Ruhmredigkeit geschah, sondern weil es unsere Pflicht ist, Ihnen über das Geleistete Rechenschaft zu geben. Wenn wir heute unsere Vorstandsperiode beendigend Ihnen unsere Mandate zur Verfügung stellen, glauben wir in der That mit Genugthuung auf das bisher Gelungene zurückblicken, mit Vertrauen der Zukunft entgegensehen zu können.

* * *

Anschließend an diesen beifällig aufgenommenen Bericht verlas der Schriftführer in Vertretung des durch eine unvermuthete dringende Reise ferngehaltenen Schätzmeisters Dr. Edmund Weissel den Cassenbericht. Danach lautet die Bilanz pro 31. December 1895:

Einnahmen.

Spareinlagen: Erste österr. Sparcasse	fl.	1000·—
Depositenbank . . .	»	1858·—
Wiener Sparcasse . .	»	1307·67
Baarsaldo vom 31. December 1894 .	»	$2644·46^{1}/_{2}$
Mitgliederbeiträge pro 1894 . . .	»	35·19
» » 1895 . . .	»	1619·48
» » 1896 . . .	»	519·07
Eintrittsgebühren	»	72·—
Zinsen	»	33·91
	fl.	$9089·78^{1}/_{2}$

Ausgaben:

Jahrbuch V. Band			fl.	1533 62
Vortragsabende			»	543·—
Buchspenden			»	6·—
Allgemeine Spesen			»	192·87
Saldo: Spareinlagen .	fl.	4165·67		
Baar . . .	»	$2648·62^{1}/_{2}$	»	$6814·29^{1}/_{2}$
			fl.	$9089·78^{1}/_{2}$

* * *

Zur Erläuterung werden einige Bemerkungen beigefügt, sodann auf schriftlichen Antrag der Rechnungs-Revisoren, den Herrenhausmitglied Ludwig Lobmeyr wiederholt, das Absolutorium einstimmig ertheilt. Der Zusatzantrag des Mitgliedes Reitmann, den Functionären den Dank für ihre uneigennützige,

eifrige und ersprießliche Mühewaltung auszudrücken und diesen Beschluß in das Protokoll aufzunehmen, wird gleichfalls einstimmig genehmigt. Ebenso werden auf Antrag des Mitgliedes Lobmeyr mit einhelliger Acclamation in den Vorstand für die Functionsperiode 1896—1899 berufen:

Als Obmann: Hofrath Dr. Robert v. Zimmermann, k. k. o. ö. Universitätsprofessor. Als Obmann-Stellvertreter: Alexander Markgraf Pallavicini, k. u. k. Geheimrath, k. u. k. Kämmerer; Albrecht Graf Wickenburg, k. u. k. Kämmerer, Schriftsteller (Graz). Als Ausschußmitglieder: Dr. Alfred Freiherr v. Berger, k. k. Universitätsprofessor; Dr. Josef Freiherr v. Bezecny, k. u. k. Geheimer Rath, Generalintendant der k. k. Hoftheater, Herrenhausmitglied; Dr. Heinrich Bulthaupt, Professor und Stadtbibliothekar (Bremen); Nikolaus Dumba, k. u. k. Geheimer Rath, Herrenhausmitglied; Dr. Karl Glossy, Director der Stadtbibliothek; Josef Lewinsky, k. u. k. Hofschauspieler; Dr. J. Minor, k. k. o. ö. Universitätsprofessor; Director Adam Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller; Dr. Emil Reich, Universitätsdocent; Dr. August Sauer, k. k. o. ö. Universitätsprofessor (Prag); Dr. Anton E. Schönbach, k. k. o. ö. Universitätsprofessor (Graz); Dr. Karl v. Thaler, Schriftsteller; Dr. Johannes Volkelt, k. s. o. ö. Universitätsprofessor (Leipzig); Dr. Edmund Weissel, Hof- und Gerichtsadvocat; Dr. Adolf Wilbrandt, Schriftsteller (Rostock); Regierungsrath J. Winternitz, Präsident der »Concordia«; Dr. Erich Wolf, k. k. Sectionschef und Vicepräsident des n. ö. Landesschulrathes.

Nachdem Hofrath Zimmermann den Dank der Gewählten ausgedrückt, beantragt Markgraf Pallavicini in das Schiedsgericht zu berufen: Excellenz Geheimer Rath Alfred R. v. Arneth, Hofrath Dr. Adolf Beer, Sectionschef Wilhelm R. v. Hartel, Ludwig Speidel, Excellenz Geheimer Rath Dr. Josef Unger. Dies wird mit Acclamation angenommen, ebenso der Antrag des Directors Dr. Glossy als Rechnungsrevisoren Dr. Raimund Grübl und Ludwig Lobmeyr zu bestimmen. Die Beibehaltung der bisherigen Höhe der Mitgliedsbeiträge für 1896 wird einhellig gebilligt, ebenso debattelos dem Ausschuß die Festsetzung dieser Beträge für 1897 anvertraut und die alljährliche Ermächtigung, die Jahresversammlung wieder im Frühjahr einzuberufen, auch diesmal ertheilt. Da Niemand mehr das Wort begehrt, schließt der Vorsitzende, den Erschienenen dankend, die würdig verlaufene Sitzung.

In gedrängter Uebersicht mögen die Vorkommnisse der seither verflossenen Zeit noch Erwähnung finden. Im Mai feierte der Obmann unserer Vereinigung sein 50jähriges Doctorjubiläum und wurde (aus Anlaß seines Rücktrittes vom Lehramt) in den Adelstand erhoben. Die Gesellschaft begleitete diese Ehrung mit sympathischer Theilnahme.

Im Herbst eröffnete Hofschauspieler Georg Reimers am 3. November die Vortragssaison 1896/97 mit Grillparzer's »Hannibal«, ungedruckten Gedichten von Hermann Hango und der gleichfalls noch ungedruckten Novelle »Digitalis« von J. J. David; am 24. November brachte Frl. Sophie Wachner vom Deutschen Volkstheater den Gesang »Der Brand« aus Hamerling's »Ahasver in Rom« zu Gehör; am 15. December sprach Professor Friedrich Jodl über »Grillparzer und die Philosophie«; am 19. Januar las Director Dr. Max Burckhard seine Novelle »Die Schule des Lebens« und das eben im Manuscript vollendete Liebesmärchen »Der Dulfeiner«; am 16. Februar folgte Hofschauspieler Adolf von Sonnenthal mit Ferdinand von Saar's Novelle »Die Steinklopfer«; am 29. März schloß Hofschauspieler Josef Lewinsky die Reihe der Darbietungen mit Adolf Pichler's »Fra Serafico« ab. Alle Vorträge fanden reichsten Beifall und so zahlreichen Zuspruch, daß wir auch diesmal schon Mitte Jänner 1897 gezwungen waren, die Aufnahme weiterer Mitglieder zu sistiren und hieran vorläufig noch festhalten müssen.

Anläßlich der 25. Wiederkehr des Todestages Franz Grillparzer's (21. Jänner 1897) sorgte der Vorstand für rechtzeitige Verständigung der deutschen Bühnen, sah aber von einer Festveranstaltung der Gesellschaft ab, um die gleichzeitige Centenarfeier Schubert's nicht zu stören. Der Ausschuß glaubte die richtigste und der Gesinnung unseres größten Dichters am besten entsprechende Form der Feier durch Vertheilung von Grillparzer's ausgewählten Werken an 50 Vereins- und Volksbibliotheken zu treffen, wodurch im Sinne unserer Satzungen wirksam zur Popularisirung der Schöpfungen Grillparzer's beigetragen wurde. Unser Dichter gehört dem gesammten Volke, demgemäß wurde selbstverständlich die Parteistellung der ansuchenden Vereine bei der Vertheilung als gleichgiltig erachtet. So hoffen wir dem Ziele, die Werke Grillparzer's zum Gemeingut aller Deutschen werden zu lassen, auch in diesem Jahre ein Stück näher gekommen zu sein.

